3 1761 09701767 7

E. GRISEBACH

SCHOPENHAUER

Geisteshelden.

(Führende Geister.)

Eine Sammlung von Biographieen.

Herausgegeben

von

Dr. Anton Bettelheim.

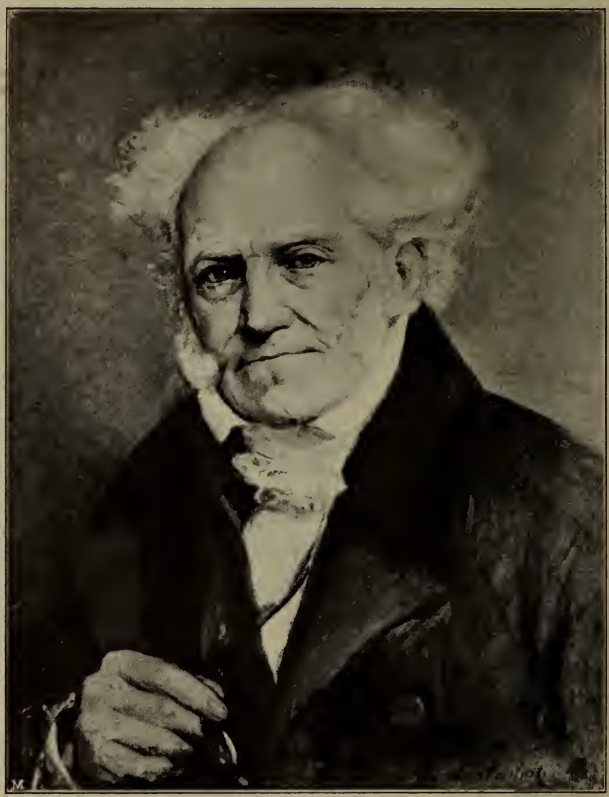
Fünf- und sechsundzwanzigster Band.

(Der V. Sammlung 1. und 2. Band.)

Berlin.

Ernst Hofmann & Co.

1897.



Arthur Schopenhauer

Philos.
S373
.Yg

Schopenhauer.

Geschichte seines Lebens.

Von

Eduard Grisebach.

Berlin.
Ernst Hofmann & Co.
1897.

170914
2/5/22

Drittes Tausend.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort.

Der Aufforderung der Herren Herausgeber und Verleger dieser Biographieen-Sammlung, für dieselbe das Leben Schopenhauers zu schreiben, habe ich kein Bedenken getragen, zu entsprechen. Allerdings hat Schopenhauer selbst, drei Jahre vor seinem Tode, einem seiner Anhänger gegenüber, seine Abneigung gegen die biographische Behandlung seiner Person ausgesprochen: „meine Biographie", sagte er damals, „will ich nicht schreiben, noch geschrieben wissen: die kleine Skizze, die ich dem Erdmann auf Verlangen gemacht, die auch Frauenstädt wiedergegeben hat, und zwei ähnliche in Meyers Conversations-Lexikon in Hildburghausen, und Pierers Real-Lexikon genügt. Mein Privatleben will ich nicht der kalten und übelwollenden Neugier des Publikums zum Besten geben" (Schopenhauers Briefe, herausgegeben von Grisebach [Leipzig, Reclam, 1895] S. 418). Allein mit diesen an Dr. phil. Asher gerichteten Worten hat er nur eine Biographie bei seinen Lebzeiten, sowie den sich indirekt als Biographen anbietenden Korrespondenten abweisen wollen. Dies ergiebt sich aus anderen, mündlichen Äußerungen, die er teils früher als die ebengedachte briefliche, teils später gethan hat. Als sein Anhänger und Freund Dr. phil. Frauenstädt, im Jahre 1847, ihn in Frankfurt a. M. besuchte und eine Veröffentlichung des zwischen Schopenhauer und dem Advokaten Becker geführten philosophischen Briefwechsels anregte, hatte er geantwortet „daß er während seines

Lebens keine Erlaubnis dazu geben würde. Nach seinem Tode könnte man die Briefe drucken lassen, wenn man wollte; überhaupt nach seinem Tode könnten sie sich über ihn lustig machen, so viel sie wollten". Und einem anderen Freunde und Anhänger, dem Dr. phil. Ernst Otto Lindner gegenüber hat er, im Jahre 1852, sogar Mitteilungen von einem Manuskriptbuche gemacht, welches zwar keine Selbstbiographie enthielt, wohl aber intime persönliche Aufzeichnungen, denen er nach dem Vorgange des philosophischen Kaisers Mark Aurel den Titel εἰς ἑαυτὸν (über sich selbst) gegeben hatte. „Vor seinem Tode", sagte er im Spätsommer 1858, als Lindner wieder bei ihm war, „dürften diese Aufzeichnungen durchaus nicht gedruckt werden". (Siehe meine Festschrift ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' [Leipzig, Brockhaus, 1888] S. 32 ff.).

Aus diesen mündlichen Äußerungen geht also klar hervor, daß Schopenhauer eine posthume Biographie nicht mißbilligt hat. Was die jetzt von mir unternommene betrifft, so habe ich in derselben alles in seinen Werken*), in seinem handschriftlichen Nachlaß**) und in seinem Brief-

*) Arthur Schopenhauers sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. (Leipzig, Verlag von Ph. Reclam jun., 1891; zweiter, mehrfach berichtigter Abdruck 1892 ff.). Alle Citate in der Biographie beziehen sich auf diese Ausgabe (abgekürzt S. W.); daselbst sind die Seitenzahlen der Schopenhauerschen Originalausgaben letzter Hand durchweg in eckigen Klammern dem Texte eingeschaltet, so daß in dieser meiner Ausgabe auch der Standort jeder citierten Stelle in jenen längst vergriffenen Originalausgaben sofort verificiert werden kann.

**) Arthur Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß. Aus den auf der Königlichen Bibliothek in Berlin verwahrten Manuskriptbüchern herausgegeben von Eduard Grisebach. Vier Bände. (Leipzig, Reclam, 1891; zweiter, berichtigter Abdruck 1895 f.). Bei Citaten in der Biographie abgekürzt S. N.

wechsel enthaltene persönliche Material, sowie Alles von Denen, die ihn noch selbst gekannt haben, uns Überlieferte übersichtlich zusammenzufassen gesucht. Auch manches bisher Unbekannte zu bieten war mir vergönnt, aber auch das bereits Bekannte erscheint in meiner Darstellung vielfach in neuer und, wie ich hoffe, der richtigen Beleuchtung.

Mit der Geschichte seines Lebens habe ich, wie sich von selbst versteht, die Geschichte der Entstehung seiner „Werke" verbunden, dagegen den Inhalt dieser Werke reproducierend zu wiederholen habe ich mir nicht zur Aufgabe gesetzt. Die Biographie Schopenhauers wendet sich ja doch in erster Linie an Diejenigen, die seine Schriften bereits kennen. Auch war Schopenhauer ein abgesagter Feind von Darstellungen eines Philosophen aus zweiter Hand: „nur von ihren Urhebern selbst", sagt er, „kann man die philosophischen Gedanken empfangen. Daher hat, wer sich zur Philosophie getrieben fühlt, die unsterblichen Lehrer derselben im stillen Heiligtum ihrer Werke selbst aufzusuchen". (S. W. I, 24 f.).

Über die von mir benutzten Quellen zur Biographie — darunter manche bisher noch niemals benutzte — giebt der unserem Texte folgende „Anhang" ausführliche Nachweisungen. Im Anhang sind ferner Belegstücke, die den Text zu sehr beschwert haben würden, abgedruckt, sowie ich auch erläuternde Anmerkungen dahin verwiesen habe.

Den Herren Staatsanwalts-Assistent Johannes Evert in Danzig, Pastor Bertheau in Hamburg, Stadtrat G. C. Beck in Frankfurt a. M., Professor Dr. Bernhard Suphan in Weimar und Oberbibliothekar Professor Dr. Ludwig Christian Stern in Berlin, die mich auf meine Anfragen mit wertvollen Auskünften unterstützt haben, sage ich hier auch öffentlich meinen Dank.

Berlin W., den 22. Februar 1896.

Eduard Grisebach.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel 1

Die Vorfahren Arthur Schopenhauers. Auswanderung des Urgroßvaters von Holland nach Danzig. Die Großeltern. Die Eltern.

Zweites Kapitel 15

Arthur Schopenhauers Geburt (22. Februar 1788). Übersiedlung mit den Eltern von Danzig nach Hamburg. Geburt der Schwester (1797). Arthurs erste Reise mit seinem Vater nach Paris. Sein zweijähriger Aufenthalt in Havre. Besuch der kaufmännischen Unterrichtsanstalt in Hamburg. Die Tour durch Europa mit den Eltern (1803—1804). Erste schriftstellerische Versuche im „Tagebuch". Eintritt in das Handelshaus Jenisch in Hamburg. Tod des Vaters.

Drittes Kapitel 35

Arthur als Handlungslehrling in Hamburg. Übersiedlung der Mutter und Schwester nach Weimar. Verkehr mit seinem Freunde Anthime Grégoire. Philosophische Aphorismen. Berufswechsel: Aufnahme in das Gymnasium in Gotha (Juni 1807). In Weimar. Gedichte und Aphorismen. Persönliche Beziehungen. Erbauseinandersetzung mit seiner Mutter. Sein erstes Porträt.

Viertes Kapitel 61

Schopenhauer als Student in Göttingen (Oktober 1809 bis September 1811). Besuch in Weimar in den Osterferien 1811: Unterredung mit Wieland. Auf der Universität in Berlin (September 1811—Mai 1813). Philosophische Manuskripte.

Fünftes Kapitel 71

Rückkehr nach Weimar. Aufenthalt in Rudolstadt. Promotion zum Doktor der Philosophie (2. Oktober 1813). Erste Druckschrift ‚Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde'. Rezensionen. Sechs Monate in Weimar. Schopenhauer als Schüler Goethes.

Sechstes Kapitel 82

Zerwürfnis Schopenhauers mit seiner Mutter.

Seite

Siebentes Kapitel 104

Vier Jahre in Dresden (Mai 1814—September 1818). Briefwechsel mit Goethe. Die Schrift ‚Über das Sehn und die Farben' (1816). Ausarbeitung seines Systems der Philosophie: Die Welt als Wille und Vorstellung. Beginn des Drucks Mitte August 1818. Persönliche Beziehungen in Dresden. Schopenhauers Ölporträt von Ruhl.

Achtes Kapitel 119

Italiänische Reise (angetreten 23. September 1818). Das philosophische Manuskriptbuch „Reisebuch". Erscheinen der ‚Welt als Wille und Vorstellung' im Buchhandel (Dezember 1818). Briefwechsel mit der Schwester Adele. Vorzeitige Rückkehr infolge Zahlungseinstellung des ihm, sowie der Mutter und Schwester verschuldeten danziger Handelshauses A. L. Muhl & Co. Besuch bei Goethe (19. und 20. August 1819). Zweiter Aufenthalt in Dresden (August 1819—März 1820). Stellungnahme im Bankerott Muhl & Co. Vorbereitung zur Habilitation als Privatdozent.

Neuntes Kapitel 141

Schopenhauer als Docent der Philosophie in Berlin. Rezensionen der W. a. W. u. V. Das Manuskriptbuch „Foliant". Prozeß Marquet/Schopenhauer.

Zehntes Kapitel 154

Zweite italiänische Reise (angetreten 27. Mai 1822). Manuskriptbuch „Brieftasche". Erkrankung, auf der Rückreise, in München und Aufenthalt daselbst (Juni 1823—Juni 1824). Wiederanknüpfung des seit Dezember 1819 unterbrochenen Briefwechsels mit der Schwester (Mannheim, Juli 1824). Dritter Aufenthalt in Dresden (September 1824—April 1825). Projekt einer deutschen Übersetzung von Hauptwerken David Humes und Giordano Brunos. Schopenhauer und Ludwig Tieck. Jean Paul. Rückkehr nach Berlin. Zweite und dritte Instanz des Prozesses Marquet/Schopenhauer und neuer Prozeß Marquet/Schopenhauer.

Elftes Kapitel 165

Versuche der Wiederaufnahme der Lehrthätigkeit. Das Manuskriptbuch „Adversaria". Lateinische Bearbeitung der Farbenlehre: ‚Theoria colorum physiologica' (1830). Projekt einer englischen Übersetzung der Hauptwerke Kants. Spanische Studien. Persönliche Beziehungen in Berlin. Das Manuskriptbuch „Cogitata".

Zwölftes Kapitel 172

Übersiedlung von Berlin nach Frankfurt a. M. (August 1831). Manuskriptbuch „Cholerabuch". Briefwechsel mit seiner Schwester und Wiederanknüpfung desselben mit seiner Mutter. Übersetzung

Seite
der Schrift Gracians ‚Oraculo manual y arte de prudencia'. Aufenthalt in Mannheim (Juli 1832—Juni 1833). Manuskriptbuch „Pandektä". Projekt der Mitarbeit an einer französischen Übersetzung der Werke Goethes. Rückkehr nach Frankfurt. Die Schrift ‚Über den Willen in der Natur' (1836). Tod der Mutter.

Dreizehntes Kapitel 187

Manuskriptbuch „Spicilegia". Sendschreiben an die Herausgeber der Werke Kants (August 1837). Gutachten über das in Frankfurt zu setzende Goethesche Monument. Besuch Ottilies von Goethe. Bearbeitung zweier akademischer Preisschriften: ‚Die beiden Grundprobleme der Ethik' (1841). Erste Anhänger seiner Philosophie: Dorguth und Frauenstädt. Briefwechsel mit Charles Lock Eastlake. Freundschaft mit Dr. Martin Emden in Frankfurt. Der Pudel Atma.

Vierzehntes Kapitel 197

Die zweite Auflage der ‚Welt als Wille und Vorstellung' (1844). Rezensionen. Der dritte Anhänger: Johann August Becker. Briefwechsel mit demselben. Zustimmender Brief Adele Schopenhauers über die W. a. W. u. V.

Fünfzehntes Kapitel 206

Zweite Auflage des ‚Satzes vom Grunde' (1847). Besuch Dr. Frauenstädts und daran sich knüpfender Briefwechsel. Besuch seines Jugendfreundes Anthime Grégoire. Wiedersehen mit der Schwester. Tod derselben (1849).

Sechszehntes Kapitel 213

Frauenstädts dem Meister gewidmete Schrift: ‚Über Vernunft und Offenbarung'. Besuch Adams von Doß und Briefwechsel mit demselben. Besuch des Dr. med. A. Mayer. Erscheinen der ‚Parerga und Paralipomena' (November 1851). Manuskriptbuch „Senilia". Errichtung seines Testaments. Daguerrotypen und Photographieen Schopenhauers.

Siebzehntes Kapitel 221

Der durch die ‚Parerga' errungene Erfolg. Besuch des Dr. phil. Lindner und Briefwechsel mit demselben. Erste Anerkennung im Auslande: England. Die deutschen Philosophieprofessoren. Frauenstädts ‚Briefe über die Schopenhauersche Philosophie' (1854). Besuch des Dr. phil. Asher und Briefwechsel mit demselben. Georg Weigelts Vorlesungen über Schopenhauer.

Achtzehntes Kapitel 228

Zweite Auflage der Schriften ‚Über den Willen in der Natur' (September 1854) und ‚Über das Sehn und die Farben' (November 1854). Schopenhauer und Helmholtz. Huldigung Richard Wagners. Bekanntwerden in Frankreich. Schopenhauers Ol-

Seite

porträts von Jules Lunteschütz und Julius Hamel. Besuche des Musikers Robert von Hornstein, des Malers J. K. Bähr und seines Sohnes Karl Bähr. Frauenstädts Schrift ‚Über den Materialismus' (1856). Der 69. Geburtstag. Besuch Friedrich Hebbels. Die ersten Universitätskollegien über die Schopenhauersche Philosophie. Karl Bährs Preisschrift über dieselbe (1857).

Neunzehntes Kapitel 243

Der 70. Geburtstag. Schopenhauer und die Zeitungen. Einwirkung auf die deutsche Litteratur. Zweiter Besuch Karl Bährs. Schopenhauers Häuslichkeit. Sein tägliches Leben. Lunteschützens zweites Ölporträt.

Zwanzigstes Kapitel 250

Antrag der Verlagsbuchhandlung wegen einer 3. Auflage der W. a. W. u. V. (August 1858). Tod seines Freundes Emden. Bekanntwerden in Italien: Schopenhauer und Leopardi. Der 71. Geburtstag. Kodizill zu seinem Testament. Neue Ölporträts: von Angilbert Göbel und drittes Porträt von Lunteschütz. Die Schäfersche Photographie. Erscheinen der dritten Auflage der W. a. W. u. V. (November 1859). Wiederanknüpfung des seit Oktober 1856 abgebrochenen Briefwechsels mit Frauenstädt. Elisabeth Ney und ihre Büste des Meisters.

Letztes Kapitel 260

Anzeige des Verlegers, daß die ‚Ethik' vergriffen sei. Der 72. Geburtstag. Brief Ottilies von Goethe an den „Philosophen des 19. Jahrhunderts". Vorbereitende Arbeiten zu einer zweiten Auflage der ‚Parerga'. Beendigung des Drucks der 2. Auflage der ‚Ethik' (Mitte August 1860). Besuch des Justizrats Knorr. Briefwechsel mit zwei Schülern der Militärakademie in Weißkirchen. Erkrankung (am 9. September) und Tod (21. September 1860). — Rückblick. Schopenhauers Lehre und ihre Übereinstimmung mit seinem Leben.

Anhang 273

Anmerkungen, Quellennachweisungen und Belegstücke.

Namenregister 328

Erstes Kapitel.

Die Familie, der Arthur Schopenhauer entsprossen ist, und die sich von ihm aus nur durch drei Generationen rückwärts verfolgen läßt, stammte aus Holland. Die Thatsache seiner „holländischen Abkunft" hat Schopenhauer einst selbst festgestellt[1]) und dabei hervorgehoben, daß auch seine „geistigen Vorfahren" in der Republik der Niederlande gelebt hätten, nämlich der Vater der neuern Philpsophie, Cartesius, und sein größerer Nachfolger, Spinoza.

Die Schopenhauers waren ein in Holland ansässiges protestantisches, wappenführendes Patriciergeschlecht, deren Schild zwei, durch einen goldenen Schräg-Balken geschiedene, silberne Sterne im blauen Felde zeigt, der Wappenspruch lautete: „Point de bonheur sans liberté"[2]). Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wanderte Johann Schopenhauer nach der damals unter der Schutzherrschaft des Königs von Polen stehenden freien Stadt Danzig aus und ließ sich daselbst, vermutlich als Großkaufmann, nieder, auch hatte er als Landsitz das auf der Danziger Nehrung belegene Stutthof, die beträchtlichste der Stadt gehörige Domäne, gepachtet. Als im März 1716 der Zar Peter und die Zarin Katharina zu mehrmonatigem Aufenthalt in Danzig eintrafen, kamen sie auf einem Ausfluge auch nach dem fünf Meilen von der Stadt entfernten Stutthof und nahmen daselbst das ihm von dem Hausherrn angebotene Nachtquartier an[3]). Wenn Johann

Schopenhauer hier die Honneurs von Danzig machte, so hat er doch die holländische Staatsangehörigkeit nicht mit der danziger vertauscht, erst sein am 20. Juni 1720[4]) geborener Sohn und Stammhalter Andreas Schopenhauer wurde, im Jahre 1745, als Danziger Bürger in das Bürgerbuch eingetragen. Andreas Schopenhauer verheiratete sich mit der Holländerin Anna Renata Soermans, Tochter des holländischen Ministerresidenten bei der freien Stadt, Soermans. Sein Schwiegervater entstammte einer holländischen protestantischen Predigerfamilie. Ein Zweig der Soermans hat sich, gleich den Schopenhauers, in Danzig dauernd niedergelassen. Im Jahre 1777 besaß „Herr Soermans, ein Patricier", eine der sieben großen Villen bei Oliva[5]). Noch 1820 gehört ein Wilhelm Ernst Friedrich Soermans zu den Senatoren der Stadt. Andreas Schopenhauer hatte also eine dem Ansehen und Wohlstande seiner eigenen Familie entsprechende Heiratspartie gethan. In wie glänzenden Verhältnissen er als Kaufmann und Fabrikbesitzer lebte, ersehen wir aus dem Bericht des Astronomen und Reisenden Johann Bernoulli, welcher im Jahre 1777 die seit der ersten Teilung Polens (1772) völlig selbständige Republik Danzig besuchte.

„In dem Dorfe Ohra (eine Viertelmeile von Danzig), so erzählt Bernoulli, haben viele reiche Handelsleute schöne Landgüter. Eines davon sah ich . . es gehört Herrn Schopenhauer, einem der angesehensten Handelsmänner, in dessen Charakter dieses ein schöner Zug ist, daß er seinen Garten als öffentlich will angesehen haben und ohne Ausnahme einem jeden in demselben zu spazieren erlaubet . . . In dem Landhause [Schopenhauers] sah ich eine Menge Gemälde . . . die Porträts einiger Reformatoren von den besten Malern ihres Zeitalters, ein Porträt aus Rembrandts Schule u. s. w. . . . Herr Schopenhauer zeigte mir [auch] die Gemälde, die er in der Stadt in seinem schönen Hause hat. Sie sind sehr zahlreich und sowohl in den Vorsälen und an den Wänden der Treppen, als in den Zimmern verteilet . . . er richtete sich im

Ankauf bloß nach einem gewissen Gefühl, und ich muß gestehen, daß, was ihm gefallen hat, mehrenteils auch Kennern gefallen mag. . . . . Verschiedene Gemälde von guten deutschen Meistern und aus den ersten Zeiten, verdienen . . bemerkt zu werden. . . . Insonderheit . . . eine große Originalzeichnung mit der Feder im Jahre 1505 von Albr. Dürer gerissen, und zwar mit solchem Fleiß und einer solchen Kunst, daß man sie für einen Kupferstich, das sie doch nicht ist, halten sollte. Sie stellet die ganze Geschichte des Leidens Christi vor, und mag 20 Zoll hoch und 12 Zoll breit sein. . . . Die Gemäldesammlung des Herrn Schopenhauer in der Stadt bestand schon damals aus mehr denn 200 Stücken und er fährt noch fort zu sammeln. Er hat manche von dem verstorbenen bekannten Banquier Gotzkowsky in Berlin zum Geschenk erhalten, viele in Holland gekauft . . . Ich habe schon seiner kleinern Sammlung zu Ohra erwähnt, er sagte mir, er habe auch noch eine auf einem anderen Landgute, wo seine Aschensiederei ist."

Zwischen der Stadt und seinem Landgute hatte Andreas Schopenhauer auf ihm ebenfalls gehörendem Grunde zwei Alleen angelegt, die „zum allgemeinen Spaziergang offen standen[6])." Diese Doppel-Allee hieß später nach der Familie, und der Stadtrat W. Cosack in Danzig berichtet 1884, daß noch vor etwa 40 Jahren die Überreste der „Schopenhauerschen Allee" standen, welche auf der Straße vor dem Leegerthore vom Kieperdamm bis Ohra führte[7]).

Andreas Schopenhauer hatte vier Söhne, von denen für uns nur der älteste, und Stammhalter der Familie, in Betracht kommt. Dieser, Heinrich Floris Schopenhauer, im Juni 1747 zu Danzig geboren[8]), wurde von seinem Vater früh in die Welt geschickt, um sich als Kaufmann auszubilden. Er war mehrere Jahre in England und Frankreich, am längsten scheint er in dem Hause Bethmann in Bordeaux thätig gewesen zu sein: in Erinnerung an diesen Aufenthalt pflegte er noch in späteren Jahren, wenn er irgend eine häusliche oder geschäftliche Einrichtung mit Nachdruck em-

pfehlen wollte, hinzuzusetzen: „So hat es Herr Bethmann gehalten“ [9]). Im Jahre 1773 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Bei seiner Durchreise durch Berlin „war er bei der Parade dem Könige aufgefallen, dem so leicht keine neue Erscheinung entging, und wurde noch am nämlichen Tage eingeladen, am folgenden Morgen früh um 6 Uhr im Kabinet des Königs sich einzustellen. Er folgte pünktlich . . . und fand den König allein, der sogleich anfing, mit bedeutender Sachkenntnis über die Handelsverhältnisse der verschiedenen Länder, in denen Schopenhauer längere oder kürzere Zeit verweilt hatte, ihn zu befragen. Sein die Gegenwart, in der er sich befand, nie vergessender Freimut schien dem Könige zu gefallen; aus Fragen von der einen, Antworten von der anderen Seite wurde zuletzt ein so lebhaftes als interessantes Gespräch, das nahe an zwei Stunden währte. Das Ende desselben war eine wiederholte, beinahe dringend werdende Aufforderung des Königs, alle Prärogative und Vorteile, die ihm wünschenswert dünkten, zu verlangen und auf ihre Gewährung zu rechnen, wenn er sich entschließen könne, statt in Danzig, im preußischen Lande, gleichviel wo, sich niederzulassen. Voilà les calamités de la ville de Dansic, sprach der König lächelnd, indem er auf einen mit Karten und Papieren bedeckten Tisch in der Ecke des Zimmers hinwies. Diese wenigen Worte brachen den Zauber, von dem Schopenhauer schon anfing, sich befangen zu fühlen; es gelang ihm, sich von jeder aus dieser Stunde entspringen könnenden Verbindlichkeit fern zu halten [10]).“ Ein bezügliches Gesuch hat Heinrich Floris aber gleichwohl an den Monarchen gerichtet, die darauf ergangene, von Friedrich dem Großen eigenhändig unterzeichnete Kabinetsordre dd. Berlin 9. Mai 1773 ist noch erhalten [11]). Gebrauch hat er aber von dem ihm gewährten Niederlassungsrecht in Preußen nie gemacht: die Bedrückungen, namentlich die chikanösen Zollmaßregeln, mit denen die

preußische Regierung Danzig mürbe zu machen und zum gutwilligen Eintritt in den preußischen Staat zu veranlassen suchte, werden den republikanisch gesinnten Kaufmann mit stets wachsender Abneigung gegen Preußen erfüllt haben. Noch im Jahr 1773, unmittelbar nach seiner Rückkehr von Berlin hatte er, mit seinem jüngeren Bruder Johann Friedrich, ein selbständiges Geschäft etabliert, 1780 finden wir ihn als Danziger Bürger im Bürgerbuche eingetragen.

Sein Vater Andreas zog sich nun ganz auf sein Landgut Ohra zurück, um „nach einem arbeitsvollen Leben in stiller Zurückgezogenheit auszuruhen." Im Herbst 1783 hatte der alte Herr hier preußische Einquartierung auszuhalten, indem ein preußisches Armeekorps plötzlich Ordre erhalten hatte, Danzig von der Landseite förmlich zu blokieren, eine Blokade, die mehrere Monate dauerte, bis sie zu Anfang 1784 ebenso plötzlich, ohne daß sie ein Ergebnis gehabt hätte, aufgehoben wurde. Der kommandierende General von Raumer lag während der Blokade auf dem Schopenhauerschen Landgute in Quartier, und „um seinen Dank für die zwar erzwungene aber gastfreundliche Aufnahme zu bezeigen, ließ er dem in der Stadt eingeschlossenen Sohne des Hausherrn freie Einfuhr der für die Pferde desselben nötigen Fourage anbieten . . . ‚Ich danke dem preußischen General für seinen guten Willen; mein Stall ist für jetzt noch hinlänglich versehen, und wenn mein Vorrat verzehrt ist, lasse ich meine Pferde totstechen,' war die bündige Antwort, die ganz unumwunden auf dies Anerbieten erfolgte.[12])" In der That eine bemerkenswerte und Heinrich Floris Schopenhauer wundervoll charakterisierende Antwort, die, alsbald in der Stadt bekannt geworden, nicht wenig zur Popularität des Mannes beitrug. Seit seiner Niederlassung hatte er mit demselben Erfolg wie sein Vater Andreas die Geschäfte geführt, er bewohnte ein geräumiges Haus in der Heiligengeistgasse, und hatte außer-

dem einen größeren Landsitz in Oliva erworben. Vom Könige von Polen hatte er den Charakter eines königlich polnischen Hofrats erhalten, machte indes von diesem Titel niemals Gebrauch und gestattete auch nicht, daß er mit demselben angeredet wurde[13]). Über seine äußere Erscheinung, von der uns kein erhaltenes Porträt Kunde giebt, wird berichtet[14]), daß er ein kräftiger, weit über die Mittelgröße hervorragender Mann gewesen, die lebhaften Augen waren stark vortretend, das Gesicht breit, die Nase kurz und aufwärtsstrebend, der Mund groß und der Unterkiefer vorspringend. Bis in sein 38. Jahr war er unverheiratet geblieben, als die achtzehnjährige Tochter eines entfernten Nachbars von der Heiligengeistgasse auf ihn einen solchen Eindruck machte, daß er um ihre Hand anhielt. Es war eine reine Neigungsheirat, die er zu schließen beabsichtigte, denn irgend welche Mitgift hatte ihm die Erwählte nicht in die Ehe zu bringen. Sie hieß Johanna Henriette Trosiener. Ihr Vater, Christian Heinrich Trosiener, geboren am 7. Mai 1730, war Quartiermeister des Fischerquartiers und Kirchenvorsteher an der protestantischen Kirche zu St. Johann[15]). Ihre Mutter hieß Elisabeth, geborene Lehmann. Johanna war das älteste Kind, geboren am 9. Juli 1766, später folgten noch drei Schwestern. Über ihre Eltern hat Johanna nachmals, in den von ihr hinterlassenen Memoiren, folgendermaßen berichtet[16]):

„Christian Heinrich Trosiener, mein Vater, zählte sich zwar nicht zu den reichen, aber doch zu den angesehenen und wohlhabenden Kaufleuten der großen Handelsstadt. Angeborenes Talent und wohlbenutzte Lebenserfahrungen ließen den fast gänzlichen Mangel gelehrter Schulkenntnisse bei ihm wenig gewahren; als Mann des Volkes stand er bei seinen Mitbürgern aus dem Mittelstande in Ehren und Ansehen. . . . . Für die damalige Zeit hatte er bedeutende Reisen gemacht, war in Warschau, Petersburg und Moskau gewesen, hatte in Frankreich, besonders in Lyon, mehrere Jahre zugebracht und hatte sich mit den fremden Sprachen geistige

und körperliche Gewandtheit angeeignet. Auch war er heiterer und lebhafter Gemütsart. Über diese lobenswerten Eigenschaften warf indessen eine nicht zu zähmende Heftigkeit des Charakters zuweilen ihren verdunkelnden Schatten, welche denen, die ihn nicht genau kannten, den Umgang mit ihm verleidete. Gerade wenn man es am wenigsten erwartet hatte, konnte der unbedeutendste Anlaß zu wildestem, freilich sich schnell wieder legenden Zorn ihn aufbringen. Dann erbebte vor seiner Donnerstimme das ganze Haus; wir Kinder waren ohnehin gewöhnt, uns still zu verhalten wenn es hieß: ‚Der Vater kommt', doch alle anderen Hausgenossen bis auf Hund und Katze liefen ihm dann voll Angst aus dem Wege.

Mit wenigen Strichen ist das Bild meiner Mutter ... recht getreu und charakteristisch darzustellen: ein kleines zierliches Figürchen mit den niedlichsten Händchen und Füßchen, ein paar große sehr lichtblaue Augen, eine sehr weiße feine Haut und schönes langes lichtbraunes Haar, so war sie in der äußeren Gestalt. ... Zur rührigen Hausfrau, in dem Sinne der damaligen Zeit, eignete meine Mutter ihrer Natur nach sich wenig. ... In Hinsicht auf das, was in unseren Tagen von Frauen gefordert wird, war freilich die Erziehung meiner Mutter nicht minder vernachlässigt worden, als die der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen. Ein Paar Polonaisen, ein Paar Murkis auf dem Klavier, ein Paar Lieder, bei denen sie sich selbst zu accompagnieren wußte, Lesen und Schreiben für den Hausbedarf, das war so ziemlich alles, was man sie gelehrt hatte. Doch Mutterwitz, natürlicher Verstand und jene rege, den meisten Frauen eigene Auffassungsgabe entschädigten sie für diesen Mangel an erworbenen Kenntnissen."

Johannas elterliches Haus, ein vierstöckiger, schmaler, hochgiebliger Bau mit nur drei Fenstern Front lag in der Heiligengeistgasse, neben dem Hause, in welchem sich die Kapelle der englischen Kolonie befand, deren Prediger, Doktor der Theologie, Richard Jameson (geboren in Edinburg um das Jahr 1730) bei den Trosieners Hausfreund war. Ihren ersten Unterricht genoß sie in der Mädchenschule, welche Chodowieckis Mutter, eine geborene Französin, hielt. Hier

wurde sie auch, bei einem Besuche des berühmten Malers, von ihm porträtiert. Sie selbst zeigte auch Talent zum Zeichnen und bildete dasselbe unter der Leitung der jungen Frau des russischen Ministerresidenten aus. Nachdem sie die Elementarschule verlassen, wurde sie im Hause teils durch Dr. Jameson, teils durch einen Kandidaten der Theologie unterrichtet, mit welchem letzteren sie in ihrem dreizehnten Jahre kokettiert. Sie war von auffallend kleiner Gestalt, wie ihre Mutter, und hatte auch deren blaue Augen geerbt, ihr hellbraunes Haar trug sie in Locken. Als sie kaum erwachsen war, „erwachte", wie sie berichtet „das Herz in meiner Brust. Die unbedeutend einfache Geschichte liegt aber dem eigentlichen Zweck dieser Blätter zu fern.

Der ersten Liebe zarte Götterblume
Zertrat ja stets des Lebens rauher Gang

hat, ich weiß nicht mehr wer? einst gesungen."

Schon im Eingang der Memoiren hatte sie erklärt: „mit meinen Herzensangelegenheiten will ich die Welt ganz verschonen; behaupten, daß ich deren nie gehabt, wäre ebenso nutzlos als albern." Nicht zu ihren Herzensangelegenheiten gehörte dagegen ihre Verlobung und Verheiratung, über welche die Memoiren denn auch aufs Ausführlichste berichten. Da dieser Bericht sowohl zu ihrer eigenen Charakteristik dient als zu derjenigen des Mannes, der ihr aus Liebe seine Hand gereicht, so will ich hier alles Wesentliche mit den eigenen Worten der Schreiberin einfügen.

„Heinrich Floris Schopenhauer, so hieß der Mann, der während einer bedeutenden Reihe von Jahren mich treulich durchs Leben begleitet hat, wußte wenigstens die Gewißheit, daß ich seine Hand nicht ausschlagen würde, von mir zu erhalten, ehe er an meine Eltern sich wandte. . . . Furchtlose Offenheit war ein Hauptzug seines Charakters. . . .

Aus freiem Entschluß sprach ich in Gegenwart meiner Eltern

das erbetene Ja sogleich aus, sogar ohne die damals gewohnte Bedenkzeit von drei Tagen mir vorzubehalten, ... und ohne es zu wissen, stieg ich durch dieses mein ungeziertes Benehmen in der Achtung des vorurteilfreiesten Mannes, den ich je gekannt. Noch vor Vollendung meines neunzehnten Jahres war mir nun durch diese Verbindung die Aussicht auf ein weit glänzenderes Loos geworden, als ich jemals berechtigt gewesen zu erwarten; doch daß dies in so früher Jugend meine Wahl nicht bestimmen konnte, ja daß ich kaum daran dachte, wird man mir hoffentlich zutrauen. Ich meinte mit dem Leben abgeschlossen zu haben, ein Wahn, dem man in früher Jugend nach der ersten schmerzlichen Erfahrung sich so leicht und gern überläßt. Meine Eltern, alle meine Verwandten mußten meine Verbindung mit einem so bedeutenden Manne, wie Heinrich Floris Schopenhauer in unserer Stadt es war, für ein sehr glückliches Ereignis nehmen, doch haben weder mein Vater noch meine Mutter sich erlaubt, meinen Entschluß leiten zu wollen, obgleich Schopenhauers Betragen gegen mich zu auffallend war, als daß seine Erklärung sie hätte überraschen können.

Sein stets gleiches, rechtliches Betragen, seine warme Freiheitsliebe, seine ausgebreiteten merkantilischen Kenntnisse, neben der ungewöhnlichen geistigen Bildung, die er während seines mehrere Jahre währenden Aufenthaltes im Auslande, besonders in Frankreich und England, erworben, hatten die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade ihm gewonnen; ich durfte stolz darauf sein, diesem Manne anzugehören, und war es auch. Glühende Liebe heuchelte ich ihm ebensowenig, als er Anspruch darauf machte, aber wir fühlten Beide, wie er mit jedem Tage mir werter wurde. An das bedeutende Mißverhältnis zwischen 38 und 18 dachte ich kaum; es konnte keineswegs mir störend auffallen, war doch auch mein Vater 15 Jahre älter als meine Mutter. . . . .

Auch mag ich nicht leugnen, daß die geschmackvollen und zum Teil sehr kostbaren Geschenke mich freuten, mit welchen mich, die auch in dieser Hinsicht an Mäßigkeit Gewöhnte, mein Bräutigam verschwenderisch überhäufte; das liebste von allen war mir immer der aus den seltensten und duftendsten Blumen zusammengesetzte

Strauß, der Morgens mein Erwachen begrüßte. Sonntags und bei großen festlichen Gelegenheiten war ein solcher Strauß ein alt hergebrachter Tribut, den jede Braut zu erhalten erwarten durfte; ich erhielt den meinigen alle Tage, weil mein Bräutigam behauptete, daß jetzt in seinem Kalender lauter Sonntage ständen."

Der Brautstand währte übrigens nur wenige Wochen, vom 10. April bis zum 16. Mai 1785. An dem letzteren Tage wurde die Hochzeit im Schopenhauerschen Hause gefeiert, sie im Hause der Braut zu feiern erlaubte der beschränkte Raum des Trosienerschen Hauses nicht. Die kirchliche Einsegnung fand in der (1807 abgebrannten) protestantischen Kirche „zu allen Gottes Engeln" statt, ist aber in den Kirchenbüchern der Marienkirche, zu deren Sprengel die Heiligengeistgasse gehörte, beurkundet[17]). Nach der Trauung fuhr das junge Paar nach dem Schopenhauerschen Landsitz in Oliva. Am Meere, inmitten eines ausgedehnten Gartens, lag das Wohnhaus, an einen Berg gelehnt, der mit den köstlichsten Obstarten terassenförmig bepflanzt war. Das Haus war „nicht groß, aber freundlich und bequem" und mit einer „eleganten, mit allen englischen Comforts ausgestatteten Einrichtung" versehen.

„Eine mit Kunstsinn und Geschmack gewählte Sammlung von Kupferstichen schmückte, zum Teil in schönen vergoldeten Rahmen, die Wände unserer Zimmer, zum Teil war sie in großen Mappen zum selteneren Kunstgenusse aufbewahrt. Gelungene Abgüsse antiker Büsten und zur Verzierung eines Wohnhauses sich eignender Statuen waren an dazu passenden Orten aufgestellt. . . . In großen, mit Spiegelgläsern verschlossenen Bücherschränken von Mahagoni" befand sich „eine nicht sehr bändereiche, aber gewählte und mit großer Eleganz aufgestellte Handbibliothek" und der junge Ehemann „unternahm es zuweilen, meine Lektüre leiten zu wollen . . . doch seine Bildung in der großen, mir noch fremden Welt, seine Vorliebe für die damalige französische Litteratur, besonders für Voltaire, . . . machte es mir schwer bei der von ihm getroffenen

Wahl meiner Bücher mich seiner Ansicht zu bequemen; es währte lange, ehe es mir gelang, sowohl ihn selbst als seine Autoren zu verstehen . . . Auch hier war Jameson mein Trost und mein Berater . . . selten ließ er einen Tag vergehen ohne mich zu besuchen."

Einigermaßen im Widerspruch mit den fast täglichen Besuchen des Hausfreundes, sowie mit dem an anderer Stelle erwähnten häufigen Besuche ihres Onkels Lehmann und ihrer Schwester Lotte, die oft Wochen lang in Oliva war, — steht eine spätere Stelle der Memoiren, wo es heißt:

„Schopenhauer, als Chef seines Hauses durfte die Stadt fast nie auf längere Zeit als höchstens ein paar Tage verlassen, während ich auf dem Lande zurückblieb . . . oft blieb ich die ganze Woche in ununterbrochener Einsamkeit . . . bis der Sonnabend meinen Mann, von ein paar Freunden begleitet, zu mir hinausführte. . . . Aber was besaß ich nicht alles! den terrassenförmig angelegten herrlichen Garten, voll Blumen und Früchte, den Springbrunnen, den großen Teich mit buntbemalter Gondel, die mein Mann mir aus Archangel hatte kommen lassen und die so leicht zu regieren war, daß ein sechsjähriges Kind damit hätte fertig werden können; Pferde, mit denen ich nach Belieben spazieren fahren konnte; zwei winzige spanische Hündchen; acht Lämmer, die nie anders als wohlgebürstet und schneeweiß vor mir erschienen und deren jedes eine Glocke am Halse trug von neuer, in England gemachter Erfindung, und alle acht bildeten zusammen eine wie Silber tönende, sehr rein gestimmte Oktave; den Hühnerhof mit seltenem Geflügel; uralte Karpfen im Teiche, die eilig herbeischwammen, sobald sie meine Stimme hörten, und mit aufgerissenen Mäulern die Brocken, die ich von meiner Gondel ihnen zuwarf, einander abzujagen sich bemühten."

Über das Verhältnis zu ihrem Manne berichtet sie ferner:

„Vieles lag . . . mir nun ob zu lernen . . . doch guter Wille . . . und jene nicht genug zu preisende Eigenschaft meines Geschlechts, die man im gemeinen Leben Mutterwitz nennt, haben wohl noch weit Schwereres vollbracht, als mir zu vollbringen auferlegt war. Ich fand bei meinem Manne die nachsichtigste Anerkennung meines ernstlichen Bestrebens . . ."

Nie legte ich in Abwesenheit meines Mannes in der Nachbarschaft Besuche ab . . .

Mein Mann war unfähig, durch direkte Äußerungen von Eifersüchteleien mir das Leben zu verbittern . . . aber er konnte doch seine Zufriedenheit mit meinem Betragen mir nicht verbergen. . . .

Nie erwähnte er die große Verschiedenheit unseres Alters, doch wenn er in jugendlichen Umgebungen mit andern meinesgleichen mich fröhlich umherflattern sah, bemerkte ich wohl, wie diese Erinnerung sich wenig erfreulich ihm aufdrängte. Die französischen Romane, die er selbst mir in die Hände gegeben, hatten mich belehrt, daß bei seinem vieljährigen Aufenthalte in jenem Lande manche Erfahrung ihm zu teil geworden sein müsse, die sich wenig dazu eigne, mein Geschlecht in seinen Augen zu erheben. Ich fühlte, . . . daß unser beider jetziges und künftiges Glück nur von seiner fortgesetzten Zufriedenheit mit mir abhängig sei, und ehrte und liebte ihn genug, um alles daran zu setzen, mir diese zu erhalten, und mit der Zeit sein festes Vertrauen zu gewinnen, ohne deshalb zur Heuchelei und sogenannten kleinen Weiberkünsten mich zu erniedrigen. Ich blieb gegen ihn wahr und offen, wie er es stets mir gegenüber gewesen, und befand mich wohl dabei. Und wollte zuweilen ein leises Gefühl von Unbehagen oder Mißmut auf mich eindringen: ein Blick auf die wundervolle Scenerie um mich her — und es war verklungen."

Einen schönen Charakterzug H. F. Schopenhauers berichtet die Memoirenschreiberin auf Anlaß des am 17. August 1786 erfolgten Todes Friedrichs des Großen. Der Jubel Danzigs über dies Ereignis „machte auf meinen Mann einen ebenso traurigen als widerwärtigen Eindruck. Lieben konnte er den großen Zerstörer unseres im Verlauf vieler Jahrhunderte durch die Zeit befestigten und geheiligten Glückes nicht, aber doch empfand er jede freudige Äußerung über das Scheiden dieses hohen, gewaltigen Geistes . . . als eine unwürdige Ungerechtigkeit. . . . Er selbst hatte . . . dem scharf durchdringenden Blick des Auges gegenübergestanden, das nun

auf immer geschlossen war, hatte den Zauber jener jetzt auf ewig verklungenen Stimme empfunden, dem niemand so leicht zu widerstehen vermochte."

Indessen „faßte er nach dem Tode des Königs fester als je den Entschluß, falls Danzig unter preußische Oberherrschaft geriete, sich einen andern Wohnplatz zu suchen." Er dachte dabei besonders an England, „jenes Land der Freiheit, wie er es nannte."

Gleichsam als vorbereitenden Schritt zu dieser Eventualität trat er im folgenden Jahre mit seiner jungen Frau eine größere Reise nach England an. Ende Juni 1787 brach das Ehepaar auf. Sie gingen zunächst nach Hannover, wo Schopenhauer den königlich großbritannischen Leibarzt, Ritter von Zimmermann, „wegen kaum merklich werdender Abnahme seines Gehörs" konsultierte. Zimmermann riet Pyrmont an, wo er den Patienten weiter beobachten werde. In Pyrmont machte Heinrich Floris die Bekanntschaft Nicolais und Biesters. „Nicolai", berichtet Johanna, „ließ oft sehr freundlich auf mein unbedeutendes Geschwätz sich ein, doch wohl nur aus höflicher Rücksicht gegen mein Geschlecht; denn daß nicht ich, sondern mein Mann ihn an sich gezogen, ging aus den lebhaften, oft die heterogensten Gegenstände erschöpfenden Gesprächen dieser beiden täglich hervor." Dagegen erwarb sich Johanna die Freundschaft des damals 67jährigen Justus Möser. „Was sein besonderes Wohlwollen auf mich gerichtet, weiß ich nicht . . . Wie stolz war ich, wenn die Leute uns beiden nachsahen, indem wir miteinander die Allee auf- und abspazierten. Seine sehr hohe und meine sehr kleine Gestalt mögen sonderbar genug kontrastiert haben, auch führte er mich gewöhnlich wie ein kleines Kind an der Hand, weil es mir zu unbequem war, meinen Arm zu dem seinigen zu erheben."

Von Pyrmont ging die Reise nach Frankfurt am Main.

„Hier wehte ein Hauch vaterländischer Luft mir entgegen: alles erinnerte mich an Danzig und das dortige reichsstädtische Leben." Durch Belgien reisten sie dann über Paris nach London. Inzwischen hatte sich herausgestellt, daß die junge Frau, im dritten Jahr ihrer Ehe, einem freudigen Ereignis entgegensah:

„Ich hatte, mir selbst völlig unbewußt, schon von Danzig aus meine Reise in einem Zustande angetreten, in welchem Frauen keine unternehmen sollten. Schopenhauer, wie alle angehenden Väter, hoffte auf einen Sohn und Erben seines Namens; jeder von ausländischen Eltern in England . . . Geborene wird durch seine Geburt bekanntlich ein Engländer . . . Daß mein Mann unserem zu hoffenden Sohne dieses besonders für seine Verhältnisse als Kaufmann sehr bedeutende Vorrecht zu verschaffen wünschte . . . daß er alles anwandte, um mich zu bewegen, meine Niederkunft in London abzuwarten, war sehr natürlich, aber auch mir wird wenigstens keine Frau das offene Geständnis verargen, daß es mir diesmal unendlich schwer wurde, mich seinem Wunsche zu fügen . . . endlich ergab ich mich auf leidlich gute Art dem Willen meines Mannes. . . .

Meine stille Ergebung in seinen Willen hatte einen weit tieferen Eindruck auf sein Gemüt gemacht, als er es anfangs mir zeigen mochte, die große Teilnahme, die ich überall fand, erweckte in ihm Befürchtungen mit meinem in London-Bleiben verknüpfter Gefahr, die ihn endlich zu dem Entschluß bewogen, alle Pläne für unser noch ungeborenes Kind aufzugeben, um mich nur im Schutz und in der Pflege meiner Mutter zu sehen. Wir hatten jetzt . . . die Rollen . . . vertauscht, und kamen endlich nach vielem Hin- und Widerstreiten überein, daß der damals berühmteste Arzt in London, . . . Dr. Hunter, über unser Gehen oder Bleiben entscheiden solle." . . .

Nachdem der Doktor erklärt hatte: „Bewegung sei für schwangere Frauen sehr gut, wir könnten die Reise nach dem Kontinent antreten, nur gebe er den Rat, zu lange Tagereisen zu vermeiden" — wurde im Dezember die Rückreise angetreten. Der besorgte „angehende Vater" wollte seine Frau in einem

Lehnstuhl sitzend mit Stricken an Bord des Packetboots gezogen wissen, ließ aber erst sich selbst hinaufziehen, „um sich von der Stärke der Stricke zu überzeugen, ehe er mich ihnen anvertraute.“ Ein rührender Zug seiner zärtlichen Sorge um das Wohl seiner geliebten Frau und seines künftigen Sohnes!

Die Winterfahrt durch Westfalen war besonders beschwerlich gewesen, sodaß selbst der sonst auf Reisen ausnehmend geduldige Schopenhauer — mit einem Zitat aus seinem geliebten Voltaire — ausgerufen hatte: ah quel chien de pays!

Am letzten Tage des Jahres 1787 langten sie glücklich wieder in Danzig an.

Zweites Kapitel.

Freitag, den 22. Februar 1788 wurde der von dem Vater so sehnsüchtig erwartete Sohn[18]), im Schopenhauerschen Hause, an der Heiligengeistgasse Nr. 12 (jetzt Nr. 114), geboren[19]). Am 3. März fand, laut Taufbuchs der protestantischen St. Marienkirche, die Taufe des Neugeborenen auf den Namen Arthur statt: seine Pathen waren sein Onkel Johann Friedrich, seine Tante Charlotte Trosiener, und ein Mitglied der Soermannsschen Familie, der schon oben erwähnte, spätere Senator Wilhelm Ernst Friedrich. Johanna Schopenhauer berichtet über ihr Mutterglück mit folgenden Worten: „Wie alle jungen Mütter spielte auch ich mit meiner neuen Puppe, war fest überzeugt, daß kein schöneres, frommeres und für sein Alter klügeres Kind auf Gottes Erdboden lebe als das meinige, und hatte am Tage wie bei Nacht kaum einen anderen Gedanken als meinen Sohn Arthur. Diesen Namen wählte der Vater aus Rücksicht auf die dereinstige Firma des zum Kaufmann vorausbestimmten neuen Weltbürgers, weil dieser Name in allen Sprachen der nämliche bleibe“[20]).

Im Frühling zog die junge Frau, diesmal mit ihrem Kinde, wieder nach Oliva hinaus. Die großen Ereignisse der Zeit klopften indes auch an die Pforten des stillen Landhauses. Heinrich Floris verfolgte die sich vorbereitenden politischen Ereignisse in Paris mit brennendem Interesse: im Juli 1789, an einem der beiden wöchentlichen Posttage, an denen er sonst niemals die Stadt verließ, kam er mit verhängtem Zügel in Oliva angesprengt, um seiner Frau „die Kunde des ersten Triumphs der Freiheit, der Eroberung der Bastille, selbst zu überbringen." Er schenkte ihr einen Fächer, auf den ein Pariser Maler das Porträt Mirabeaus gemalt hatte, und ein Armband, in das ein Relief mit Lafayettes Zügen eingelassen war[21]).

Im Jahre 1789 legte Johannas Vater seine Ämter nieder, verkaufte sein Haus und nahm die Domäne Stutthof in Pacht. Diese Pachtung scheint aber seinen Vermögensverhältnissen nicht aufgeholfen zu haben. Nach seinem am 17. Januar 1797 erfolgten Tode blieb seine Witwe mit den drei unversorgten Töchtern in so ärmlicher Lage zurück, daß sie auf Unterstützungen von Schopenhauerscher Seite angewiesen waren.

In demselben Jahre 1789 kehrte auch der langjährige Hausfreund der Familie Trosiener, der Reverend Jameson nach Schottland zurück. Johanna bemerkt mit Bezug auf diese Veränderung in ihrer nächsten Umgebung: „Daß ich entfernt von Eltern und Geschwistern nach dem Verlust auch des letzten Freundes meiner frühesten Jugendjahre einzelne Stunden verlebte, in denen ich sehr vereinsamt mich fühlen mußte, liegt ja deutlich zu Tage."

Über Arthurs erste Kindheit hat uns die Mutter nichts überliefert. Er selbst hat später (in einer erst nach seinem Tode veröffentlichten Manuskriptstelle) eine Anekdote aus seiner Kinderzeit zu einer philosophischen Betrachtung benutzt:

„Als Kind hat man noch gar keinen Begriff von der Unerbittlichkeit der Naturgesetze und dem starren Verharren jedes Dinges bei seinem Wesen: das Kind glaubt, selbst leblose Dinge werden ihm ein wenig nachgeben: vielleicht weil es sich mit der Natur als Eins erkennt, vielleicht weil es sie sich befreundet glaubt aus Unbekanntschaft mit dem Wesen der Welt. So hat man mich als Kind gefunden, wie ich meinen Schuh in ein großes Gefäß voll Milch geworfen hatte und nun den Schuh recht herzlich bat, herauszuspringen[22])."

Inzwischen nahte die Stunde heran, wo die Familie Schopenhauer zum letzten Male unter dem Dache des schönen Herrensitzes in Oliva weilen sollte. Friedrich Wilhelm II., die Politik seines großen Vorgängers fortsetzend, ließ Danzig zu Anfang des Jahres 1793 blokieren, und diesmal endete die Blokade mit dem Abschluß eines Vertrages zwischen der Republik und dem Königreich Preußen, durch welchen die Annexion Danzigs besiegelt wurde: am 3. April 1793 hielten die preußischen Truppen ihren Einzug in die Stadt. Unmittelbar vorher aber hatte Heinrich Floris Schopenhauer seinen, wie wir gesehen haben, längst gefaßten Entschluß zur Ausführung gebracht, die Vaterstadt, im Fall sie preußisch würde, zu verlassen. Ende März war er mit Frau und Kind, nachdem er die letzte Nacht in Oliva zugebracht hatte, durch das damals noch schwedische Pommern nach der freien Hansestadt Hamburg geflüchtet. Die mit der Auswanderung verknüpften Vermögensverluste, zu denen noch die Zahlung der 10 Prozent vom Gesamtvermögen betragenden Abzugssteuer hinzukam, hatten ihn nicht zurückzuhalten vermocht: er blieb seinem Wahlspruch getreu „point de bonheur sans liberté" und bekümmerte sich nicht um die Folgen, gleichwie sein großer Sohn später das Motto des „herrlichen" Voltaire bis ans Ende durchführte: dire la verité et s'immoler. Heinrich Floris hat seine Vaterstadt nie wieder betreten. In Ham-

burg begründete er ein neues Handelshaus, doch wollte er nicht Hamburger Bürger werden, vielleicht weil er immer noch die Wiederherstellung der Republik Danzig hoffte, wo er seinen reichen Grundbesitz behalten hatte, der sich durch den am 23. Dezember 1793 zu Ohra erfolgten Tod seines Vaters[23]) noch vermehrte. Am 24. April 1794 starb auch sein Bruder und früherer Geschäftsteilhaber Johann Friedrich. Bald darauf hatte Heinrich Floris, vermutlich zur Ordnung der doppelten Erbschaftsangelegenheit, seine Frau nach Danzig entsendet, über welchen Aufenthalt sie im Schema der Fortsetzung ihrer Memoiren bemerkt: „Reise nach Danzig im Jahre 1794, wie ich dort allmälig mit den vorgegangenen Veränderungen mich versöhnte."

Andreas Schopenhauers hinterlassene Witwe war in der Folge, wahrscheinlich auf Betreiben der Soermansschen Verwandten, wegen Geistesschwäche entmündigt worden. Heinrich Floris war über das „heillose gerichtliche Verfahren" gegen seine Mutter sehr aufgebracht gewesen, doch hatte er aus der Ferne nichts dagegen thun können. Zum Vormund wurde ein alter Freund der Familie bestellt, der sie im Landhause zu Ohra ruhig weiter wohnen ließ, wo sie im Jahre 1799 starb[24]).

Im zehnten Jahre nach der Geburt Arthurs, am 12. Juni 1797, wurde Johanna Schopenhauer zum zweitenmale Mutter, indem sie einer Tochter das Leben schenkte, die auf die Namen Luise Adelaide Lavinia getauft, in der Familie aber stets Adele genannt wurde. Sobald er über das Befinden von Frau und Tochter beruhigt sein konnte, trat der Vater mit seinem Sohne eine Reise nach Frankreich an. Arthur, der bis dahin eine Privatschule in Hamburg besucht hatte, sollte nun, als beste Vorbereitung für den Kaufmannsberuf, in Frankreich selbst französisch lernen. Nachdem der Vater dem Sohne Paris gezeigt hatte, ließ er ihn in Havre

bei seinem Geschäftsfreunde Grégoire de Blésimaire allein zurück, während er selbst über England nach Hamburg zurückkehrte. Von dieser ersten Reise erzählte der Sohn noch im Alter seinem Freunde Carl Bähr. Er rühmte ihm die Sorgfalt seines Vaters, der ihn schon im Kindesalter mit sich auf Reisen genommen, und als ob er seine wahre Bestimmung vorausgeahnt, gesagt hatte: „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen[25])." In Havre wurde Arthur mit dem gleichaltrigen Sohn des Herrn Grégoire, Anthime, durch Hauslehrer unterrichtet und selbst wie ein Sohn des Hauses gehalten. Über zwei Jahre blieb er in Havre und verlebte hier, wie er später (in seiner lateinischen Selbstbiographie) selbst sagte, den weitaus glücklichsten Abschnitt seiner Knabenzeit. Als er 1799 zu Schiff nach Hamburg zurückkehrte, freute sich sein guter Vater nicht wenig, daß der Sohn beinahe zum Franzosen geworden war: er hatte die Muttersprache in einem Grade verlernt, daß er anfangs nur mit größter Schwierigkeit verstand was man ihm auf Deutsch sagte. Er trat nun in die vornehmste hamburger Unterrichtsanstalt, welche von Dr. phil. Runge geleitet wurde, ein, eine Anstalt, die es hauptsächlich auf die Ausbildung der künftigen Kaufleute abgesehen hatte, so daß für Latein nur Eine Stunde in der Woche angesetzt war. Zu Hause ließ ihm der Vater Unterricht im Flötenspiel erteilen. Im Sommer 1800 wurde der Schulbesuch auf drei Monate unterbrochen, indem Arthur die Eltern auf einer Reise nach Karlsbad begleiten durfte. Auf dem Hinwege wurde Weimar berührt, in Dresden verweilt, auch Prag besichtigt und bei der Rückreise Leipzig und Berlin besucht. Im Verlauf der vier Jahre, die Arthur in der Rungeschen Anstalt zubrachte, erwachte in ihm eine immer stärkere Liebe zu den Wissenschaften, so daß er den Vater mit Bitten beschwor, ihn nicht Kaufmann werden, sondern zur Vorbereitung für die Gelehrtenlaufbahn das Gymnasium beziehen zu lassen.

Für den Vater aber war mit dem Begriff eines Gelehrten der Begriff eines Hungerleiders unlöslich verknüpft, und als er endlich doch, aus Liebe zu seinem Sohne, nachzugeben anfing, trat er sogleich in Verhandlungen ein, um für den Sohn, wenn er Gymnasium und Universität absolvirt haben würde, die Stelle eines hamburger Kanonikus zu sichern. Die Verhandlungen zogen sich jedoch in die Länge, da man über die Höhe der Geldaufwendung, die für die Erwerbung des Anrechts auf jene Pfründe zu leisten war, nicht einig werden konnte. Während so dieser Plan ins Stocken kam, verfiel der Vater auf eine List, um den Sohn doch zum Kaufmannsberuf wieder hinüberzulocken. Er wußte, daß Arthur nichts sehnlicher wünsche, als Havre und seine dortigen Freunde wiederzusehen, überhaupt aber von einer wahren Leidenschaft, die Welt zu sehen, erfüllt war, und so teilte er ihm, zu Anfang des Jahres 1803, mit, daß er beabsichtige, mit der Mutter eine mehrjährige Reise durch den größten Teil Europas zu unternehmen, daß er ihn auf dieser Reise mitnehmen wolle, wenn er ihm verspräche, nach der Rückkehr alle auf einen gelehrten Beruf zielenden Pläne aufzugeben und als Lehrling in ein hamburger Kaufmannshaus einzutreten; wolle er dies Versprechen aber nicht geben, so müsse er in Hamburg zurückbleiben und sofort das lateinische Gymnasium beziehen. Dieser Lockung konnte der fünfzehnjährige Jüngling nicht widerstehen, er gab seinem Vater das geforderte Versprechen und im Frühling 1803, nachdem Adele bei Verwandten in Danzig untergebracht war, trat er mit den Eltern die große Reise an. Sie führte zunächst nach dem Stammlande der Schopenhauers. Über den Aufenthalt daselbst hat Arthur Schopenhauer, mehr als fünfzig Jahre später, einem Korrespondenten in Harlem gegenüber, sich wie folgt ausgelassen: „Ich bin im Jahre 1803, im Mai, in Holland gewesen mit meinen Eltern, auf einer großen Reise. Von Amsterdam aus haben wir auch Harlem

besucht, dessen ich mich vollkommen erinnere; im Gasthofe hielt mein Vater eine Lobrede auf das Baarsje met een Watersoutje: dann sahen wir das Harlemer Meer, das schöne, weiße Landhaus des Herrn Hope und in dessen Gegend ein Wäldchen, wo Nachtigallen sangen, wobei unser amsterdamer Begleiter, Herr Schluiter (Firma: Düpper & Schluiter) nicht verfehlte zu bemerken, wie unrecht es von den Deutschen sei, daß sie die Frösche holländische Nachtigallen nennten. Auch den Hyacinthen-Flor bei den Gärten. In Gorcum führte mein Vater mich in eine alte gotische Kirche, mir meiner Ahnen Bilder zu zeigen, nämlich mehrere Soermans, die dort Prediger gewesen, hingen an den Pfeilern, mit Knebelbärten . . . Mit mir stirbt der Stamm aus[26])." Weitere Mitteilungen über die Reise besitzen wir aus seiner eigenen Feder in dem Tagebuch, welches er während der ganzen Reise geführt hat und das anscheinend noch vollständig erhalten ist. Der zeitige Besitzer desselben hat daraus Fragmente veröffentlicht, leider nur teilweise im genauen Wortlaut. Alle diese Aufzeichnungen, in denen uns die ersten, aber bereits hochbedeutsamen Stilübungen des großen Schriftstellers überliefert sind, füge ich hier in gehöriger Folge ein[27]). Von einem Besuche der portugiesischen Synagoge in Amsterdam berichtet er, daß er bei den endlosen Rouladen des Vorsängers und dem Geplapper der Gemeinde die ernsthafte Miene nur mit Mühe habe behaupten können, dagegen habe ihn in der Kathedrale zu Gent während der großen Messe das Gefühl der Andacht mit Macht ergriffen, was ihn um so mehr befremdet, als er dies Gefühl beim protestantischen Gottesdienst, „wo der gellende Gesang der Menge Ohrenweh macht und die mit aufgesperrten Mäulern blökende Gemeinde oft zum Lachen zwingt", nie empfunden habe. — Von Holland begaben sich die Reisenden über Calais nach London, wo sie zunächst einen Aufenthalt von $1^1/_2$ Monaten nahmen. Über den Besuch der St.

Pauls-Kirche trägt Arthur in sein Tagebuch ein: man fühle sich hier „einem unaussprechlich Erhabenen und Ehrfurchterregenden gegenüber verschwinden". Die Westminster-Abtei giebt ihm unendlichen Stoff zum Denken.

Sehe man in diesen gotischen Mauern die Überreste und Denkmäler der Dichter, Helden und Könige, wie sie aus so verschiedenen Jahrhunderten hier zusammenstehen, so frage man sich, „ob jene wohl selbst so beisammen seien, dort, wo nicht Jahrhunderte, nicht Stände, nicht Raum und Zeit sie trennen, und was wohl jeder von dem Glanz, von der Größe, die ihn hier umgaben, mit hinüber genommen habe". Die Könige hätten Krone und Scepter hier zurückgelassen, die Dichter den Ruhm; „doch die großen Geister unter ihnen, deren Glanz aus ihnen selbst geflossen, die ihn nicht von außen empfangen, haben alles, was sie hier gehabt, mit hinübergenommen."

Im Juli 1803 reiste Heinrich Floris mit seiner Frau auf drei Monate in das Innere Englands und nach Schottland, während Arthur zu gründlicher Erlernung der englischen Sprache der Pensionsanstalt des Reverends Mr. Lancaster in Wimbledon bei London übergeben wurde. Wie wenig diese Anstalt[28]) nach dem Sinne des an die liberale Erziehung, wie er sie in Frankreich und Deutschland genossen, gewöhnten Jünglings war, geht aus den Briefen hervor, die er von Wimbledon an seine Eltern richtete. Die Briefe sind nicht erhalten, wohl aber einige Antwortschreiben seiner Mutter, aus denen sich der Inhalt seiner Klagen erkennen läßt. Sie schreibt[29]) ihm am 19. Juli 1803:

„Du mußt den Leuten ein wenig mehr entgegenkommen, als sonst wohl deine Art ist. Bei jeder gesellschaftlichen Verbindung muß einer den ersten Schritt thun, und warum solltest du das nicht so gut können wie ein anderer, der, obgleich er älter als du ist, nicht den Vorzug gehabt hat, der dir so früh zuteil geworden ist, oft und viel unter fremden Menschen zu leben, und also aus Blödigkeit sich zurückhält, weil er nicht den Mut hat, vorwärts zu gehen? Der ceremoniöse Ton muß dir freilich auffallen; er ist

aber der Ordnung wegen notwendig. So wenig ich für steife Etikette eingenommen bin, so kann ich doch das rauhe, sich nur selbst zu gefallen suchende Wesen und Thun noch weniger leiden. Du hast keine übeln Anlagen dazu, wie ich oft zu meinem Verdruß bemerkt habe, und es ist mir lieb, daß du jetzt unter Leuten von anderem Schlage leben mußt, obgleich sie vielleicht ein wenig zu sehr auf die andere Seite ausschweifen. Ich werde mich herzlich freuen, wenn ich bei meiner Zurückkunft merken werde, daß du etwas von diesem complimentenreichen Wesen, wie du es nennst, angenommen hast; dafür, daß du es übertreiben werdest, ist mir nicht bange. . . .

Zeichnen, Bücher, Flöte, Fechten und Spazierengehen ist denn doch ziemlich viel Abwechselung. Ich habe viele Jahre hindurch fast keine anderen Freuden des Lebens gekannt und mich recht wohl dabei befunden. Dein Alter ist eigentlich noch für keine anderen gemacht: um die rauschenderen Freuden des Lebens zu genießen, muß man erstlich zu leben verstehen, und du bist erst in der Vorbereitung begriffen."

Der gute Vater gestattete dem Sohne aber doch, durch seine Klagen gerührt, daß er wöchentlich einmal nach London fahren durfte. Am 4. August schreibt die Mutter, er müsse weniger Schillersche Trauerspiele und mehr Englisch lesen.

„Überhaupt wünschte ich, daß du die Dichter alle samt und sonders auf einige Zeit über Seite legtest und eine ernsthaftere Lektüre wähltest. So anziehend jene Schriften sind, so sind sie doch nur für die Stunden der Muße. Du hast deren zwar viele, aber in dem Alter, in dem du jetzt stehst, ist deine Zeit so kostbar für die Zukunft, daß du, wenn du vernünftig sein willst, auch aus diesen dir selbst gelassenen Stunden so viel Nutzen ziehen mußt als möglich. Ich gestehe, die Beschäftigung mit den Meisterwerken des Genius ist äußerst reizend, aber wer sich zu anhaltend damit abgiebt, verliert am Ende allen Geschmack an ernsteren Dingen, und glaube mir, Schiller selbst wäre nie, was er ist, wenn er in seiner Jugend nur Dichter gelesen hätte; er sagt ja selbst: ernst ist das

Leben, heiter ist die Kunst, und du mußt jetzt hinein ins ernste Leben, und wahrlich es wird dir mehr als ernst, es wird dir unerträglich vorkommen, wenn du dich schon so frühe gewöhnst, deine Stunden alle mit der Kunst zu vertändeln. Du bist nun fünfzehn Jahre alt, du hast schon die besten deutschen, französischen und zum Teil auch englischen Dichter gelesen und studiert, und doch, außer den Schulstunden, kein einziges Buch in Prosa, einige Romane ausgenommen, keine Geschichte, nichts als was du etwa lesen mußtest, um bei Herrn Runge zu bestehen. Das ist nicht recht. Du weißt, ich habe Gefühl fürs Schöne, ich freue mich, daß du es von mir vielleicht geerbt hast; aber dies Gefühl kann uns nun einmal in dieser Welt, wie sie ist, nicht zum Leitfaden dienen, das Nützliche muß vorangehen und alles in der Welt wollte ich dich lieber werden sehen als einen sogenannten Bel-esprit."

In einem anderen Briefe bewahrt sie uns eine wörtliche Auslassung ihres Sohnes auf: er hatte seiner Empörung über die „infame Bigotterie" Ausdruck gegeben, durch die er in Wimbledon genötigt wäre, an Sonn- und Festtagen müßig zu gehen, und mit dem Ausruf geschlossen: „wenn doch die Fackel der Wahrheit die ägyptische Finsternis in England durchbrennte!" Hierauf erwidert ihm seine Mutter:

„Wie kannst du der Wahrheit so etwas zumuten? eine Finsternis kann erleuchtet werden, aber brennen kann sie wahrhaftig nicht. So etwas heißt auf englisch bombast. — Vom lieben Christentum kriegst du indessen dein reichlich Teil, und ich kann es dir nicht verdenken, wenn es dir etwas zu viel dünkt, aber ein wenig auslachen muß ich dich denn doch: weißt du noch, wie manchen Krieg ich mit dir hatte, wenn du des Sonntags und an Feiertagen durchaus nichts Ordentliches vornehmen wolltest, weil es dir „Tage der Ruhe" waren? nun kriegst du der sonntäglichen Ruhe satt und genug."

Ein Generalurteil über die Engländer gab er endlich in einem, anscheinend im Concept erhaltenen Briefe an einen ungenannten hamburger Schulfreund ab: „ich finde mich

durch meinen Aufenthalt in England bewogen, die ganze Nation zu hassen." Dies jugendlich überschwängliche Urteil war indes nur der Reflex seiner unmittelbaren Eindrücke in der Anstalt des Reverends. In einem späteren Rückblick auf jene Zeit (in einem Briefe an den englischen Dichter Thomas Campbell) sagt er[30]):

„As to my knowledge of the English language I owe it chiefly to having received part of my education in England — where I was even for a while a parlour boarder at the Revd. Mr. Lancasters in Wimbledon in 1803 — further to a good deal of English reading ever since, and lastly to having lived very much in English company on the continent. My English accent is such as to my having been frequently mistaken by Englishmen for their countryman at first acquaintance, though I confess that usually in the course of half an hour they would be undeceived."

In der That war in seinem ganzen Leben seine Vorliebe für alles Englische gerade so ausgeprägt, wie dies bei seinem Vater der Fall war. Von dem letzteren haben wir dies schon, oben (S. 13) gesehen. Er hielt sich zeitlebens neben einer französischen Zeitung die ‚*Times*' und prägte seinem Sohne früh ein, daß man aus diesem Blatte „Alles lernen könne". Arthur Schopenhauer ist denn auch später einer der aufmerksamsten Leser des Weltblattes gewesen, dem er sogar in seinen Werken häufig Citate entlehnte. — Nachdem die Eltern wieder in London eingetroffen waren, im Oktober 1803, nahmen sie auch Arthur wieder zu sich. Man verweilte noch $1^1/_2$ Monate in London. Während dieser Zeit wurde u. a. das British Museum besucht. Daß Arthur namentlich durch die Handschriftenabteilung gefesselt wurde, ergiebt sich daraus, daß er sich aus der hier aufbewahrten ersten Niederschrift von Popes ‚Essay on man' (Ep. I, V. 233 fg.) die folgenden Verse für sein Tagebuch abschrieb:

See, through this air, this ocean and this earth,
All matter quick, and bursting into birth.
Above, how high, progressive life may go!
Around, how wide, how deep extend below!
Vast chain of Being! which from God began,
Natures ethereal, human, angel, man,
Beast, bird, fish, insect, what no eye can see,
No glass can reach; from infinite to thee,
From thee to nothing.

Pope ist zeitlebens einer der von ihm bevorzugten Dichter geblieben. Während seines Aufenthaltes in England dürfte auch die poetische Übersetzung des Miltonschen Gedichtes ‚On time' entstanden sein.[31]) Im November 1803 wurde die Weiterreise nach Paris angetreten, bei welcher Gelegenheit Arthur auch Havre und seinen Freund Anthime Grégoire wieder besuchen durfte. In Paris hatte die Familie den bekannten Verfasser des ‚Tableau de Paris', Louis Sebastian Mercier, zum Cicerone. Über die Antiken im Louvre scheint Arthur sich besonders enthusiastisch im Tagebuch ausgesprochen zu haben, über das Theater bemerkt er: „Je mehr ich die kleinen Komödien und komischen Opern im Faydeau und Vaudeville sehe, desto mehr finde ich Geschmack daran: die französische Sprache und die Acteurs scheinen zu diesen Stücken gemacht; an die höchst unnatürliche rauhe Deklamation der französischen Tragiker werde ich mich aber nie gewöhnen." Besonders erwähnt scheint er im Tagebuch (vom Januar 1804) auch den Taubstummen Massieu zu haben, dessen Bittschrift seinen Lehrer von der Guillotine rettete, auch hat er daselbst überhaupt Reflexionen über den „auffallend ruhigen, heiteren und milden Gesichtsausdruck" der Insassen des Taubstummeninstituts des Abbé Sicard niedergelegt.

Ende Januar brachen die Reisenden nach Südfrankreich auf. Unter den Beispielen vom Eindruck des Erhabenen, die Schopen-

hauer später als Berliner Privatdocent im Kolleg seinen Zuhörern vortrug, fand sich auch eines, welches ihm auf jener frühen Reise der große Canal de Languedoc bei Toulouse gewährt hatte[32]). Über die Ruinen des Amphitheaters in Nimes schrieb er im Tagebuch, sie flößten „Ehrfurcht" ein. „Die Spuren von den verschiedenen Jahrhunderten, welche diese grauen Steine gesehen haben, führen bald den Gedanken an die Tausende längst verwester Menschen herbei, die in diesen mannichfaltigen Jahrhunderten an allen ihren Tagen, sowie ich heute, über diese Ruinen hinwegschritten: wenn die Dauer des Menschen sich kurz nennen läßt, so ist es im Vergleich mit der Dauer seiner Werke."

Eine ähnliche melancholische Stimmung befällt ihn, als der Reisewagen einmal „an elenden Hütten und verkümmerten Menschen" vorbeifährt: da verliert er zum Ärger seiner lebenslustigen Mutter plötzlich alle Reiselust. Über das Bagno in Toulon schreibt er im Tagebuch:

„Es ist schrecklich, wenn man es bedenkt, daß das Leben dieser elenden Galerensklaven, was viel sagen will, ganz freudenlos ist und bei denen, deren Leiden auch nach fünfundzwanzig Jahren kein Ziel gesetzt ist, auch ganz hoffnungslos: läßt sich eine schrecklichere Empfindung denken, wie die eines solchen Unglücklichen, während er an die Bank der finstern Galere geschmiedet wird, von der ihn nichts wie der Tod mehr trennen kann? Manchem wird sein Leiden wohl noch durch die unzertrennliche Gesellschaft dessen erschwert, der mit ihm an Eine Kette geschmiedet ist. Und wenn dann endlich der Zeitpunkt herangekommen, den er seit zehn oder zwölf, oder, was selten vorkommt, zwanzig ewig langen Jahren täglich mit verzweifelnden Seufzern herbeiwünschte, das Ende der Sklaverei: was soll er werden? er kommt in eine Welt zurück, für die er seit Jahren tot war. Die Aussichten, die er vielleicht hatte, als er zehn Jahre jünger war, sind verschwunden; Keiner will den zu sich aufnehmen, der von der Galere kommt, und zehn Jahre Strafe haben ihn von dem Verbrechen des Augen-

blicks nicht reingewaschen. Er muß zum zweitenmal ein Verbrecher werden und endet am Hochgericht. Ich erschrak, als ich hörte, daß hier sechstausend Galerensklaven sind. Die Gesichter dieser Menschen können einen hinlänglichen Stoff zu physiognomischen Betrachtungen geben."

Nachdem auch die hyerischen Inseln besucht waren, geht die Reise über Lyon nach der Schweiz. Über Lyon finden wir folgende Betrachtung im Tagebuch:

„Diese große prächtige Stadt hat in der Revolution mehr als jede andere gelitten, war der Schauplatz unerhörter Greuel. Es giebt beinahe keine Familie, von welcher nicht mehrere Mitglieder und gewöhnlich die Familienväter auf dem Schaffot starben, und die unglücklichen Einwohner von Lyon gehen jetzt auf demselben Platz spazieren, auf dem ihre Freunde und nahen Verwandten vor zehn Jahren in Haufen gestellt und mit Kanonen à mitraille erschossen wurden! Stellt sich ihnen nicht das blutige Bild ihrer Väter entgegen, die in Martern den Geist aufgaben? Sollte man es glauben, daß sie an dem Platze vorbeifahren und kaltblütig die Hinrichtung ihrer Freunde erzählen können? Es ist unbegreiflich, wie die Macht der Zeit die lebhaftesten und schrecklichsten Eindrücke verwischt!"

In der Schweiz mißfiel ihm alles außer der Natur, den größten Eindruck empfing er von Chamouny und dem Montblanc, sodaß er seinen Vater quälte, hier allein zurückbleiben zu dürfen. Im Juni 1804 gingen die Reisenden durch Schwaben und Bayern nach Wien. In Braunau an der Salza, der österreichischen Grenzfestung, bringt er das folgende, für jene Zeit charakteristische Reiseabenteuer zu Buch:

„Wir ließen das Land der ehrlichen Baiern hinter uns und fuhren durch den häßlichen, finstern schwarzgelben Schlagbaum, nicht ahnend das Unheil, welches uns jenseits von der chikanösesten aller chikanösen Polizeien und der impertinentesten aller impertinenten Accisen bevorstand. Ein halbes Dutzend Kanzelei- und Polizeidiener buchstabirten, sobald wir angekommen waren, mit der scrupulösesten und wichtigsten Miene von der Welt an unserem Passe und es ward befunden, daß derselbe, obwohl vom Senate

der unter kaiserlichem Schutz stehenden Reichstadt ausgestellt, von keinem österreichischen Gesandten visirt, folglich ungültig sei; denn in Österreich haben die Zeugnisse fremder Regierungen keinen Kredit. Der Paß, der überall gut gewesen war, der in Ländern gegolten hatte, wo des Krieges und der schwankenden Regierung wegen die Vorsicht in diesem Stück notwendiger ist, wie in dem unbedeutenden, verarmten und ausgesogenen Österreich, dessen Regierung dem Himmel danken sollte, wenn ein Fremder sein Geld dort verzehren kommt — der Paß war hier nicht gut. Ich ging sogleich zum Polizeikommissar, wir bataillirten eine Stunde mit ihm, nichts wollte helfen, es war kein Ausweg als entweder umzukehren, was wir vor vier Jahren einmal unter ähnlichen Umständen gethan hatten, oder eine Estaffette um einen Paß nach Wien zu schicken und uns zu entschließen, sechs Tage in Braunau zuzubringen. Das letztere ward beschlossen: die Estaffette mußte sogleich aufsitzen, und wir waffneten uns mit Geduld. Nachdem die Mauth alle unsere Koffer durchwühlt, wurde unser Wagen mit Beschlag genommen mit der Anzeige, daß er nicht anders wie unter Vorzeigung eines österreichischen Passes herausgegeben werden würde. Am Morgen nach unserer Ankunft wollte ich spazieren gehen, wurde aber am Thore angehalten, gefragt, wer ich sei, wo ich hin wolle, wo ich herkomme, ob ich einen Paß habe und dergleichen österreichische Fragen mehr. Ich sagte endlich, wenn man so examiniert würde, um zum Thor hinauszugehen, wollte ich drinnen bleiben; doch darauf wurde ich als eine verdächtige Person zu dem mir schon bekannten Polizeikommissar gebracht. Diesem erzählte ich mit vielem Eifer meine Geschichte und sagte ihm, daß entweder kein Mensch ohne Paß aus dem Thor gelassen werden müßte, oder man könnte auch mich meines fremden Ansehens wegen nicht anhalten; denn es könnte die Pflicht der Wache nicht sein, alle Einwohner zu kennen und den Fremden zu unterscheiden."

Es währte denn wirklich eine volle Woche, „bis die couriermäßig bezahlte Staffette zu Fuß, in Gestalt eines alten Weibes, mit dem Passe aus Wien ankam." Nach einem längeren Aufenthalt in Wien wurde die Rückreise durch Mähren, Böhmen, Schlesien und Sachsen angetreten. In

Schlesien wurde das Riesengebirge nicht vorbeigegangen. Arthur schreibt im Tagebuch: „begeisternd groß und herzerhebend" sei die Rundsicht vom Gipfel der Schneekoppe bei Sonnenaufgang. Auf der weiteren Wanderung im Riesengebirge, zur Zeit der größten Sommerhitze, folgte freilich auf jene Begeisterung ein lächerlicher Rückschlag: die Ohren schwollen ihm „unter heftigem Jucken zu monströsem, die natürliche Größe um das Dreifache überragenden Umfang, sodaß sie gerade vom Kopf abstanden, beim Gehen wackelten und mich in ein wahres Ungeheuer verwandelten. Als ich eine kurze Strecke über die Straße ging, sah ich mit Schrecken an meinem Schatten zwei lange Ohren unterm Hut hervorragen und mußte schaudernd an König Richards Ausruf denken:

Shine out, fair sun, till I have bought a glass:
That I may see my shadow as I pass!"

In Sachsen verweilten die Reisenden in Dresden und trafen dann, im September 1804, in Berlin ein, von wo der Vater allein direkt nach Hamburg zurückkehrte, Arthur aber seine Mutter nach Danzig begleitete.

Daß die nun beendete große Reise auf den frühreifen Knaben von unermeßlichem Einfluß gewesen, das hat er später selbst wiederholt bekannt. In seiner lateinischen Selbstbiographie sagt er, daß diese zwei Jugendjahre, in denen andere die Schule zu besuchen und namentlich die alten Sprachen zu erlernen pflegten, für ihn in dieser Beziehung zwar ohne jeden Nutzen verstrichen seien, indessen habe er dafür einen jenen Verlust mehr als aufwiegenden Vorteil eingetauscht. Sein Geist sei in den Jahren der ersten Pubertät, wo derselbe zur Auffassung der Welt wie am fähigsten so am begierigsten sei, nicht durch Worte und Geschichten über die Dinge dieser Welt unterrichtet, sondern er habe die Dinge selbst mit eigenen Augen in sich aufgenommen. Seine Erziehung war daher in diesen zwei Jahren ganz die gewesen,

die er in dem schönen Kapitel der ‚Parerga' „Über Erziehung" fordert: „Der Hauptpunkt in der Erziehung wäre, daß die Bekanntschaft mit der Welt, deren Erlangung wir als den Zweck aller Erziehung bezeichnen können, vom rechten Ende angefangen werde. Dies aber beruht hauptsächlich darauf, daß in jeder Sache die Anschauung dem Begriffe vorhergehe[33])."

So hat sich ihm denn, wie es in denselben ‚Parergis', im Kapitel VI der „Aphorismen zur Lebensweisheit" heißt, „schon in den Kinderjahren die feste Grundlage seiner Weltansicht gebildet, die später ausgeführt und vollendet, jedoch nicht im Wesentlichen verändert wird." Er schilderte sich selbst, wenn er in demselben Kapitel sagt: in den Kinderjahren steht „das Leben, in seiner ganzen Bedeutsamkeit, noch so neu, frisch und ohne Abstumpfung seiner Eindrücke durch Wiederholung, vor uns, daß wir, mitten unter unserem kindischen Treiben, stets im Stillen und ohne deutliche Absicht beschäftigt sind, an den einzelnen Scenen und Vorgängen das Wesen des Lebens selbst, die Grundtypen seiner Gestalten und Darstellungen aufzufassen[34])." Die mitgeteilten Stellen aus seinem Tagebuche liefern den Beweis, wie er „im Buche der Welt zu lesen" verstanden hat.

Inzwischen ging sein äußeres Leben, der ihm vom Vater gegebenen Bestimmung entsprechend, seinen Gang. Auf einen der von Danzig aus an seinen Vater geschriebenen Briefe antwortete dieser am 23. Oktober 1804[35]):

„Mein lieber Sohn! Da du nunmehr mir schriftlich die Angelobung machest, schön und flüchtig schreiben und perfekt rechnen zu lernen, so will ich dann mir auch darauf verlassen, mit Bitte es ebenfalls dahin zu bringen, wie andere Menschen aufrecht zu gehen, damit du keinen runden Rücken bekommst, welches abscheulich aussieht. Die schöne Stellung am Schreibepulte wie im gemeinen Leben ist gleich nöthig; denn wenn man in den Speisesälen einen so darnieder gebückten gewahr wird, nimmt man ihn für einen ver-

kleideten Schuster oder Schneider. Es ist gut, daß du dich ein Kleid hast machen zu lassen bereits resolvirt, aber du mußt auch eine Winterweste demselben beifügen und wird Herr Kabrun die Auslage davon machen. Sei diesem guten Mann auch ebenso ergeben wie dankbar, daß er dir die Wechselbriefe und die Facturen schreiben läßt auf seinem Comptoir, damit diese weiters so aussehen, daß sie in alle Welt gehen können. Es sind wenige Häuser, wo du dich so gut vorbereiten kannst, ein guter Comtorist zu werden, wie bei diesem meinem werten Freunde Kabrun in Dantzig. Betrachte demnach Alles und merke auf seine Reden, sie können dir nicht anders wie sehr vörderlich zu deinem Fortkommen in der Welt seyn. Zwar lohnt es sich nicht, dir die neue Flöte noch zuzuschicken, weil die $^1/_2$ der Zeit schon passirt ist, die du in Dantzig noch zuzubringen hast, aber darum spiele immer auf der alten in ein oder anderes Concert, weilen auch dieses dir in deiner Vaterstadt zur mehreren Empfehlung dient. Die Mutter schreibt mir gar, daß du mit eins ein besserer Jüngling geworden, da man ihr von deinem ordentlichen Betragen erzählt. Laß diese Ordnung aber auch doch in deinem Zimmer und bei deinem Weißgeräthe herrschen, denn die Begebenheit in Braunau war gar ärgerlich. Solltest du auf der Reitschule guten Unterricht oder durch einen guten Korporal durchs Exerciren den besseren Maintient des Körpers gewinnen können, so will ich auch dazu die Kosten gerne hingeben, allein du mußt doch auch im Französischen und Englischen dich üben und Herrn Kabrun wiederum anliegen, dir Briefe in diesen Sprachen, wie in dem Teutschen, schreiben zu lassen; er hilft dir gerne zurecht und wenn du seinen Briefstyl erhaschst, hast du ganz alles was dir von Nöthen ist, auch wollte ich daß du bei hiesigem Herrn Jenisch nicht mehr als ein Kind aufs Comptoir säßest und damit Gott befohlen. Schopenhauer."

Der Schluß eines späteren Briefes des Vaters an den Sohn, vom 20. November 1804, lautet:

„Ich wollte daß du lerntest, dir die Menschen angenehm zu machen; denn so würdest du auch gar leicht den Herrn Kabrun bei Tische zu mehreren Reden veranlassen. Und was dein Gradegehen und -sitzen betrifft; so rathe ich dich Jedweden, der mit dir

umgeht zu bitten, dir einen Schlag zu reichen, wenn du gedankenlos ob dieser großen Sache dich antreffen läßt. So haben Fürstenkinder verfahren und nicht den Schmertz gescheut für wenige Zeit, bloß nicht als Tölpel ihr Leben lang zu erscheinen. Nichts kann als dieses helfen und ich corrigire dermalen den jungen Lehmann mit Succeß von diesem Erziehungsfehler. Du wirst mit deiner lieben Mutter und Schwester in der Mitte des Dezembers das gute Dantzig verlassen und so noch mehr als drei Monate darinnen verlebt haben. Vom Tantzen und reiten kann man nicht leben als Kaufmann, dessen Briefe gelesen werden sollen und folglich gut geschrieben werden müssen. Hin und wieder finde ich die große Buchstaben deiner Schreiberey noch immer wahre Mißgeburthen, besonders im Teutschen, welches als deine Muttersprache dir keines einzigen Fehlers in der Handschrift zeihen müßte. Es ist gantz gut, daß du in Dantzig confirmirt werden wirst, hier aber noch Morgens die Vorlesungen des Herrn Runge in der Theologie anhören und stets dich bescheiden, sittlich und fleißig betragen.

Adien. Heinrich Floris Schopenhauer."

Die Konfirmation Arthurs wurde dann bald darauf durch den Diakonus Blech in der Marienkirche zu Danzig vollzogen.

Der Vater scheint unterdessen, trotz der ruhigen, soeben mitgeteilten Briefe, sich in gereizter Stimmung befunden zu haben. So wird berichtet[36]), daß ihn eines Tages die Rechnung des Möbelschreiners über Arbeiten, die dieser auf Anlaß der bevorstehenden Rückkehr der Hausherrin ausgeführt hatte, in hochgradige Aufregung versetzt habe. Als ihn in diesem erregten Zustande ein Freund der Familie, mit dem er noch 1803 in London zusammengetroffen war, auf der Reise von England nach Danzig aufsuchte, soll er ihn mit den Worten abgewiesen haben: „Ich kenne Sie nicht! Es kommen so Viele, die sagen, ich bin der und der, ich will nichts von Ihnen wissen", worauf der Kommis ihn bei dem Fremden entschuldigt hätte: der Chef würde schon wieder

zur Besinnung kommen. In der That wurde der Freund schon am folgenden Tage zu Schopenhauer geladen, der infolge des Ärgers die Gelbsucht bekommen hatte und nun die gestrige Scene aufklärte. Zu seiner Reizbarkeit hatte übrigens auch die Zunahme seiner Taubheit beigetragen.

Im Dezember 1804 kehrte Arthur mit Mutter und Schwester nach Hamburg zurück und trat mit Beginn des neuen Jahres bei dem Großkaufmann Senator Jenisch als Handlungsbeflissener in die Lehre. Seine frühere instinktive Abneigung gegen den Kaufmannsberuf nahm nun, da er ihn in der Praxis kennen lernte, immer mehr zu und in gleichem Maße sein Durst nach den Wissenschaften. Wie er später selbst berichtet, suchte er die Comptoirstunden auf jede mögliche Weise abzukürzen, um Zeit zum häuslichen Studium zu gewinnen, ja im Comptoir selbst hatte er immer Bücher versteckt, in deren Lektüre er, so oft er unbeobachtet war, sich versenkte. Als der berühmte Dr. Gall in Hamburg seine Vorlesungen über Schädellehre hielt, nahm er sogar zur Notlüge seine Zuflucht, um sich nur zu den Stunden, in denen Gall las, frei zu machen. Das ihm auferlegte Joch aber jemals ganz abschütteln zu können, daran verzweifelte er und begann mehr und mehr einzusehen, daß er durch seine vor zwei Jahren selbst getroffene Entscheidung am Herkuleswege sich zu einem verfehlten Leben verdammt habe. Daß sein Vater, dem Wort-halten über Alles ging, ihn je von jenem feierlich gegebenen Versprechen entbinden würde, daran konnte er am wenigsten denken.

In diesem für seine Zukunft kritischen Zeitpunkte starb plötzlich der Vater am 20. April 1805. Er fand seinen Tod, indem er bei einer Visitation eines seiner Speicher, im oberen Stock desselben aus einer auf den Kanal mündenden Luke in die Tiefe stürzte. Er hatte nur ein Alter von 58 Jahren erreicht. Die Wittwe veröffentlichte im „Hamburgischen un-

parteiischen Correspondenten" (Nr. 66, Mittwoch, den 24. April) folgende Todesanzeige[37]):

„Ich erfülle hierdurch die traurige Pflicht, meinen Verwandten und Freunden den Todesfall meines Mannes, Herrn Heinrich Floris Schopenhauer, durch einen unglücklichen Zufall verursacht, anzuzeigen, unter Verbittung aller Beileidsbezeugungen, die meinen Kummer nur vermehren würden.

Hamburg, den 20. April 1805.

J. Schopenhauer, geb. Trosiener."

Vierzehn Jahre später sagt der Sohn: „Mein bester und teuerster Vater wurde plötzlich dahingerafft durch eine von einem Zufall herbeigeführte grausame Todesart. Durch diesen Schmerz wuchs meine Traurigkeit so sehr, daß sie von wirklicher Melancholie kaum mehr entfernt war"[38]). So groß war aber die Pietät des Sohnes gegen seinen Vater daß dessen Tod, der ihm die Freiheit zu geben schien, ihn nicht bewegen konnte, das dem Lebenden gegebene Wort zu brechen und nun den ihm aufgezwungenen Kaufmannsberuf mit demjenigen zu vertauschen, zu dem er geboren war. Wie aber der Tod des Vaters dennoch in der Folge der Anlaß wurde zu der großen Wendung in seinem Leben, das soll im folgenden Kapitel dargestellt werden.

Drittes Kapitel.

Nach dem unerwarteten Hinscheiden Heinrich Floris Schopenhauers fand sich über sein Geschäft und seinen Nachlaß keinerlei testamentarische Verfügung vor. Da er als Fremder („Beisasse") in Hamburg gelebt, so trat die Witwe, anscheinend ohne jede gerichtliche Einmischung, für sich und die Kinder die Erbschaft an und fungierte auch als alleinige Vormünderin. Hinsichtlich des Geschäfts beschloß sie die all-

mähliche Liquidation, mit deren Durchführung der erste langjährige Kommis, Wilhelm Gansland, betraut wurde. Sie selbst erwog alsbald den Plan, mit ihrer Tochter Hamburg zu verlassen und sich einen neuen Wohnsitz in einer ihr angenehmen deutschen Stadt zu suchen. Sie dachte zunächst an Weimar, das ihr von der Sommerreise im Jahre 1800 in angenehmer Erinnerung war und wo sich eine ihr bekannte Hamburger Familie Kühn niedergelassen hatte, ebenso der Kammerrat Dr. Ridel aus Hamburg, der frühere Erzieher des weimarischen Erbprinzen, wohnte, sowie der Danziger Johannes Falk, auch hatte sie Beziehungen zu dem in Weimar einflußreichen Gründer des Landesindustriekomptoirs und der Jenaischen Litteraturzeitung, Friedrich Justin Bertuch. Bereits zu Anfang Mai 1806 machte sie mit Adele eine Explorationsreise nach dem in Aussicht genommenen neuen Wohnort. Sie reiste langsam und gemächlich über Lüneburg, Celle, Hannover, Cassel, Eisenach und Gotha und kam erst am 14. Mai in Weimar an. Dem in Hamburg zurückgebliebenen Sohne meldet sie am 16.: „Dich mein lieber Arthur habe ich oft zu uns gewünscht, ich glaube ich werde hier Hütten bauen . . . Der Umgang hier scheint mir sehr angenehm und gar nicht kostspielig, mit wenig Mühe und noch weniger Kosten wird es mir leicht werden, wenigstens einmal in der Woche die ersten Köpfe in Weimar und vielleicht in Deutschland zu versammeln und im ganzen ein sehr angenehmes Leben zu führen."

Drei Tage darauf hatte sie bereits eine geräumige kostspielige Wohnung am Theaterplatz Nr. 1 gemiethet, für welche sie alsbald Möbel kaufte und andere bestellte. Fernows, des Bibliothekars der Herzogin Amalie, Bekanntschaft hat sie bereits gemacht, mit Wieland wird sie bei Ridels L'hombre spielen, Goethe sollte sie in der Bibliothek herumführen, ist aber krank geworden u. s. w.[39]) Am 28. Mai kehrte sie über

Jena, Dresden, Halle und den Harz nach Hamburg zurück, wo nun sofort die definitive Übersiedlung vorbereitet wurde. Am 21. September 1806, $6^1/_2$ Uhr morgens verließ sie mit der neunjährigen Adele Hamburg. Wie sie den letzten Abend mit Arthur zugebracht, schildert der — in meinem Besitz befindliche[40]) — noch in der Nacht geschriebene Abschiedsbrief, den ich hier einrücke:

Sonnabend Abend.

Du bist eben fortgegangen, noch rieche ich den Rauch von deinem Zigarro, und ich weiß daß ich dich in langer Zeit nicht wiedersehen werde. Wir haben den Abend recht froh miteinander hingebracht, laß das der Abschied seyn. Lebe wohl, mein guter lieber Arthur, wenn du diese Zeilen erhältst, bin ich vermuthlich nicht mehr hier, aber wenn ich es auch wäre, komm nicht, ich kann das Abschiednehmen nicht aushalten. Wir können einander ja wiedersehen wenn wir wollen, ich hoffe es wird nicht gar zu lange währen, so wird auch die Vernunft uns erlauben es zu wollen. Lebe wohl, ich täuschte dich zum erstenmahl, ich hatte die Pferde halb sieben bestellt, ich hoffe es wird dir nicht zu wehe thun daß ich dich täuschte: ich that es um meinetwillen, denn ich weiß, wie schwach ich in solchen Augenblicken bin, und wie sehr mich jede heftige Rührung angreift. Lebe wohl, Gott segne dich.

Deine Mutter
J. Schopenhauer.

Schreibe mir doch ja nächsten Mittwoch.

Am Abend des 28. September traf sie in Weimar ein, wo sie einen Brief von Arthur, mit einer Einlage an die kleine Schwester, vorfand. Sie antwortete ihm bereits am folgenden Tage:

„Dein Brief, mein herzlich lieber Arthur, hat mir den ersten Morgen in Weimar recht angenehm gemacht. Ich denke viel an dich, und wenn ich erst in Ruhe sein werde, werde ich dich schmerzlich vermissen, doch das Schicksal will es so, und woran gewöhnt man sich nicht zuletzt. Daß du meinen polnischen Abschied so nimmst wie er genommen werden muß, ist recht brav von dir, gewiß es

war so am besten für uns beide, ich hätte zuviel dabei gelitten, wenn ich förmlich hätte von dir Abschied nehmen sollen. Adelen hast du mit deinem Briefe eine rechte große Freude gemacht, sie wollte erst gar nicht glauben, daß du ihr geschrieben hättest, auch mir ist dieser Beweis deiner Liebe zu ihr sehr wert. . . . . "

Für Arthur hatte sie, vor ihrer Abreise, Pension im Hause einer Familie Willing ausgemacht. In wie regen und herzlichen Briefwechsel die vierzigjährige Mutter und ihr siebzehnjähriger Sohn von nun an treten, davon geben die zum größten Teil erhaltenen Briefe der Mutter Zeugnis, die Briefe des Sohnes sind leider später von ihr vernichtet worden[41]). Zu Weihnachten 1806 ließ sie auch für den Sohn ihr Pastellporträt, durch die Malerin Caroline Bardua, anfertigen, um wenigstens im Bilde dem „lieben Freund Arthur" stets gegenwärtig zu sein[42]).

Während Johanna Schopenhauer sich in Weimar vortrefflich amüsierte, einen „zweiten Geistesfrühling erlebte" (wie sich die Tochter Adele später ausdrückte), klagte Arthur immer heftiger über sein Schicksal, je mehr die Nebenbeschäftigung mit den Geisteswissenschaften und seine immer deutlicher hervortretende schriftstellerische und philosophische Ader ihn auf seinen wahren Beruf hinwiesen. Wenn wir in den Reisetagebüchern von 1803—1804 die ersten Spuren dieses seines Berufes entdeckten, so zeigen Aufzeichnungen der Hamburger Jahre 1806 und 1807, welche der zeitige Besitzer derselben veröffentlicht hat[43]), bereits einen solchen Fortschritt, daß wir in diesem 17jährigen Jüngling bereits den künftigen großen Philosophen deutlich vorgebildet sehen. Als die Mutter am 19. Oktober 1806, ihm die Schlacht von Jena und ihre Folgen beschreibend, äußerte:

„Von diesen Greueln des Krieges hat man nur einen Begriff, wenn man sie, wie ich, in der Nähe sieht. Ich könnte dir Dinge erzählen, wofür dir das Haar emporsträuben würde, aber ich will es nicht, denn ich kenne ohnehin, wie gerne du über das Elend der

Menschen brütest. Du kennst es noch nicht, mein Sohn, alles was wir zusammen sahen, ist nichts gegen diesen Abgrund des Jammers“ dann aber bereits am 24. Oktober schreibt:

„Du weißt jetzt, daß ich Angst und Furcht abgerechnet nichts gelitten habe, und ich bin an Erfahrung und praktischer Lebensweisheit reicher geworden, ich möchte jetzt, da es überstanden ist, jene Tage des Schreckens nicht weggeben, denn wer sieht nicht gern auf überstandene Stürme zurück?“

da giebt dies dem jungen Philosophen Anlaß zu folgender Reflexion:

Das Vergessen überstandener Verzweiflung ist ein so seltsamer Zug der menschlichen Natur, daß man dergleichen nicht glauben würde, wenn man es nicht sähe. Herrlich hat Tieck es ausgedrückt in ungefähr den Worten: „Wir stehen und jammern und fragen die Sterne, wer je unglücklicher gewesen als wir, indes hinter unserem Rücken schon die spottende Zukunft steht und über den vergänglichen Schmerz des Menschen lacht.“ Aber gewiß, es soll so sein, nichts soll standhalten im vergänglichen Leben: kein unendlicher Schmerz, keine ewige Freude, kein bleibender Eindruck, kein dauernder Enthusiasmus, kein hoher Entschluß, der gelten könnte fürs Leben! Alles löst sich auf im Strom der Zeit. Die Minuten, die zahllosen Atome von Kleinigkeiten, in die jede Handlung zerfällt, sind die Würmer, die an allem Großen und Kühnen zehren und es zerstören. Das Ungeheuer Alltäglichkeit drückt Alles nieder, was emporstrebt. Es wird mit nichts Ernst im menschlichen Leben, weil der Staub es nicht wert ist. Was sollten auch ewige Leidenschaften dieser Armseligkeiten wegen?

Life is a jest and all things shew it:
I thougt so once and now I know it.[44])

Der Tonkunst widmet er, bald darauf, diese Betrachtung:

Wie fand das himmlische Samenkorn Raum auf unserem harten Boden, auf welchem Notwendigkeit und Mangel um jedes Plätzchen streiten? wir sind ja verbannt vom Urgeist und sollen nicht zu ihm emporbringen. Das eiserne Urteil des Bedürfnisses ist über der Armen Geschlecht ausgesprochen, Mangel und Notdurft liegen unabwälzbar auf ihm, fordern jede Kraft und hemmen

jedes Streben. Nur wenn sie völlig befriedigt sind, darf der Geist, ermüdet und abgestumpft, durch die Nebel der Erde geblendet, aufwärtsblicken. Tadle die Armen nicht, wenn sie im Staube nach der Freude wühlen. O Gott, wir müssen es ihnen vergeben, wenn sie nach dem Bösen greifen; denn ihr Himmel ist verschlossen und wenige Strahlen scheinen durch bis zu ihnen. Und doch hat ein mitleidender Engel die himmlische Blume für uns erfleht und sie prangt hoch in voller Herrlichkeit, auf diesem Boden des Jammers gewurzelt. — Die Pulsschläge der göttlichen Tonkunst haben nicht aufgehört zu schlagen durch die Jahrhunderte der Barbarei, und ein unmittelbarer Widerhall des Ewigen ist uns in ihr geblieben, jedem Sinn verständlich und selbst über Laster und Tugend erhaben.

Hieran reiht sich folgender, zu Beginn des Jahres 1807 geschriebener Aphorismus:

Es ist unbegreiflich, wie bei der Bannung der ewigen Seele in den Körper solche aus ihrer vorherigen erhabenen Apathie konnte gerissen werden, hinabgezogen in die Kleinheit des Irdischen und so zerstreut durch Körper und Körperwelt, daß sie ihren bisherigen Zustand verlernte und an dem von ihrem vorigen Standpunkt so unendlich kleinen Irdischen teilnahm und sich so darin einbaute, daß sie ihr ganzes Dasein darauf beschränkte und damit ausfüllte; daß die Außenwelt sie so zerstreute, daß sie selbst das Wunderbare und ihr Fremde dieser Außenwelt in dem Grade übersieht, daß Tausende aus der Welt gehen, ohne sie beachtet und darüber gedacht zu haben: da doch jede der dem Menschengeist unerklärbaren einfachsten Naturerscheinungen, z. B. eines der Elemente hinreichen würde, ihn sein ganzes kurzes Leben hindurch in beständigem Streben zu erhalten und zu beschäftigen. Aber er geht rasch fort auf der Brücke, deren Grund er nicht kennt, ohne rechts oder links zu schauen seinen kleinen Fußpfad, ohne zu denken woher noch wohin, nur emsig zum nächsten Schritte strebend.

Fast zwei Jahrzehnte später, auf diese Hamburger Zeit zurückblickend, schrieb er in einem seiner Manuskriptbücher (S. N. IV, 350) die folgende ergreifende Stelle nieder:

„In meinem 17ten Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung,

wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingeprägten jüdischen Dogmen, und mein Resultat war, daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens sein könnte, wohl aber das eines Teufels, der Geschöpfe ins Dasein gerufen, um am Anblick ihrer Qual sich zu weiden: darauf deuteten die Data, und der Glaube, daß es so sei, gewann die Oberhand."

Zu der geistigen Qual, die ihn die Welt als das Reich des Bösen ansehen ließ, und zu dem Unmut, den ihm der verhaßte Kaufmannsberuf schuf, kamen um diese Zeit noch andere Qualen hinzu, die Kämpfe, die er mit dem Dämon der erwachenden Sinnlichkeit zu führen hatte. Daß ihm dabei als sein Mephistopheles der Jugendfreund Anthime Grégoire zur Seite gestanden, der im Herbst 1806 nach Allerhöhe bei Hamburg bei einem Geistlichen, um deutsch zu lernen, in Pension gegeben war, ersehen wir aus den erhaltenen, im Besitz H. Düntzers befindlichen Briefen Anthimes an Schopenhauer. Wenn Düntzer auf Grund dieser Briefe (in der Zeitschrift ‚Im neuen Reich' I, 587 ff. [1871]) sagte: Schopenhauer sei „auf Liebschaften in einer Weise ausgegangen, welche zeigt, daß der Glaube an weibliche Tugend in ihm wankend genug war, und sein Gewissen vor einer Verführung nicht zurückschreckte" — so hat er in der späteren Bearbeitung dieses Aufsatzes[45]) diese Stelle weggelassen, also wohl zurückgenommen, und dafür gesetzt: „Mit Anthime führte Schopenhauer ein lockeres Leben, gab sich auch dem sinnlichen Genusse hin." Aus den auf diese hamburger Zeit weisenden Versen Schopenhauers

„O Wollust, o Hölle"[46])

ergiebt sich aber gerade, daß der junge Schopenhauer das Erwachen des Sinnendämons als Qual empfunden hat, daß

er weit entfernt war, sich dem Genusse, wie etwa sein Freund, der leichtsinnige Franzose, „hinzugeben", noch weiter entfernt, ihm das edelste Teil seiner Seele zu opfern, jene Seele,

„die sich hebt vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Je stärker in ihm aber damals, wie die oben mitgeteilten Aphorismen beweisen, der angeborene Hang zum Philosophieren sich regte, um so mehr fühlte er auch die Notwendigkeit, sich vor allem eine gründliche klassische Bildung als die Vorbedingung dauernder eigener Leistungen anzueignen. Und so kam er in seinen Briefen an die Mutter jetzt immer wieder auf diesen Wunsch seines ersten Knabenalters zurück, wenn er dessen Erfüllung auch kaum mehr zu hoffen wagte. Fühlte er sich auch durch den nun zwei Jahre nach des Vaters Tode in immer gleicher Stärke fortbestehenden, ja wachsenden Trieb zur Wissenschaft von dem Versprechen, das er vier Jahre vorher als Knabe gegeben, moralisch entbunden, so fürchtete er doch, daß es jetzt zu spät sei, auf den einst verratenen Weg der Wissenschaft zurückzukehren. Seine Notlage hatte er ganz besonders in einem Briefe vom 28. März 1807 der Mutter dargelegt. Auf diesen Brief antwortete sie zwar erst am 28. April, aber in einer Weise, daß die Nachwelt ihr um dieses Briefes willen zu hohem Danke verpflichtet sein muß und ihr was sie später wider das Andenken ihres Gatten und an ihrem Sohn gesündigt wenn nicht zu verzeihen, doch dafür mildernde Umstände zu gewähren hat. Sie schreibt in diesem Briefe[47]):

„ . . . . Dein Brief vom 28. März, der ernst und doch gelassen tief aus dem Gemüt und ins Gemüt dringende Ton, in dem du schriebst, weckte mich aus [meiner] Ruhe, wäre es möglich, daß du auf deinem jetzigen Wege ganz deine Bestimmung verfehltest! So muß ich alles, alles anwenden, um dich noch womöglich zu retten, ich weiß was es sagen will ein Leben zu leben, welches unserem Innern widerstrebt, und wenn es möglich ist, will ich dir, meinem geliebten Sohne, diesen Jammer ersparen. . . . Unruhig über dein

Schicksal, unentschlossen wie ich uns beiden raten sollte, wußte ich keinen Ausweg als mich an einen Freund zu wenden, dem ich Einsicht genug zutraue, mir gerade in diesem Fall, zu raten, der einst auch der seine war. . . . . Dieser Freund ist Fernow. . . . . Mit ihm sprach ich also, und las ihm die merkwürdigsten Stellen aus deinem Briefe vor; da er dich nicht persönlich kennt, so kann er über deinen eigentlichen Beruf nicht entscheiden, doch sagte er mir seine Meinung, ich bat ihn sie mir für dich aufzuschreiben, hierbei folgt der Aufsatz. . . . .

Lieber Arthur, überlege alles reiflich und wähle. . . Ich sage dir nicht, daß du mich nicht betrügen sollst, denn ich kenne dich und deine feste, reine Rechtschaffenheit, aber mit Thränen im Auge beschwöre ich dich: betrüge dich selbst nicht, gehe ernstlich und ehrlich mit dir selbst um, es gilt das Wohl deines Lebens, es gilt die Freude meiner alten Tage, denn nur von dir und Adelen hoffe ich Ersatz für meine verlorene Jugend. . . ."

Der dem Briefe beigefügte „Aufsatz" Carl Ludwig Fernows lautet wörtlich [48]):

„In Betreff der Angelegenheit, über welche Sie, werteste Freundin, meine Meinung zu hören wünschen, würde ich Ihnen nach reiflicher Erwägung etwa folgendes sagen können. Ein Alter von achtzehn Jahren finde ich keineswegs schon zu hoch, um eine andere Beschäftigung zu verlassen und sich einer litterarischen und wissenschaftlichen Bestimmung zu widmen. Ja ich wage sogar zu behaupten, daß es die glückliche Epoche des Jugendalters ist, wo sich Gedächtnis und Urteil in der reifenden Kraft des Geistes vereinigen, um das, was mit fester Entschließung unternommen wird, leichter und schneller auszuführen, sich einer Kenntnis eher zu bemächtigen, als in einer früheren oder späteren Lebensperiode, wo der Geist entweder noch zu schwach, oder nicht mehr geschmeidig genug ist; vorausgesetzt, daß der Trieb auch das gehörige Maß von Fähigkeit mit sich führe, und daß dem einmal gefaßten Entschlusse eine feste, ausdauernde Beharrlichkeit folge, besonders in den ersten Jahren, wo der zu ersteigende Berg am höchsten erscheint. Eine Menge gelehrter und geistreicher Männer haben sich unter dem Zwange der Umstände erst im späteren Jünglingsalter den

Studien widmen können, und haben nicht allein in kürzerer Zeit die unverschuldete Versäumnis der Jugend nachgeholt, sondern es sogar noch dahin gebracht, über den großen Haufen Derer, welche sich dem Gelehrtenstande widmen, rühmlich hervorzuragen. Sie selbst werden solche glücklich nachgereifte Spätlinge kennen, und ich kann es mit meiner eigenen Erfahrung belegen, daß ein unauslöschlicher Trieb und feste Beharrlichkeit, wenn auch einige Jahre später, doch sicher zum Ziele führen, und daß das Gefühl, seinem eigenen Bestreben das was man ist zu verdanken, die Anstrengungen, die es in den Jahren des Werdens gekostet, überschwenglich belohnt; und mein achtzehntes Jahr war längst vorüber, als es mir endlich vergönnt war, meiner Neigung nach Gefallen zu folgen. Aber einem solchen für das ganze Leben entscheidenden Entschlusse muß darum auch eine desto ernstlichere, strengere Prüfung seiner selbst vorhergehen, oder der Trieb müßte von jeher so stark und entschieden gewesen sein, daß man sich ihm, wie jedem wahren Naturinstinkte unbedingt überlassen darf; dieses letztere ist freilich das sicherste und beste, denn es beweiset den inneren Beruf. Ohne dies ist es allerdings sehr mißlich, aus bloßer Unzufriedenheit mit einer Bestimmung sich in eine andere zu werfen, die uns durch ihre äußeren Reize anzieht, von der wir aber nicht wissen, ob sie uns nicht über kurz oder lang gleichfalls Überdruß und Unzufriedenheit erregt. Es geht dann nicht nur eine köstliche Zeit unwiederbringlich verloren, sondern man wird durch eine solche Täuschung auch mißtrauisch gegen sich selbst, und verliert Mut und Kraft, sich einen neuen Lebensplan zu schaffen und zu befolgen. Da ich nicht das Vergnügen habe, Ihren Herrn Sohn persönlich zu kennen, also auch weder von seinen geistigen Fähigkeiten, noch von seiner Gemütsart unterrichtet bin, um wissen zu können, ob dergleichen bei ihm zu fürchten sein möchte, so habe ich doch auf jeden Fall diesen sehr wichtigen Punkt hier besonders berühren wollen, da mir der Beispiele solcher Art mehrere im Leben begegnet sind, wo ein zu schneller Entschluß aus Unbehaglichkeit, die oft mehr in der Gemütsstimmung, als in der mit der Neigung heterogenen Beschäftigung ihren Grund hatte, eine Bestimmung mit einer anderen zu vertauschen, das Übel nur ärger machte. Der wahre Trieb

zweifelt nicht an seiner Bestimmung, er ergreift sie entschlossen und beharrt bei ihr.

Die frühere Bildung für Welt und Leben, die Ihr Herr Sohn empfangen hat, und die Kenntnis verschiedener neuerer Sprachen, die derselbe besitzt, sind unstreitig ein großer und bedeutender Vorteil. Sein Geist wird dadurch eine vielgewandte Vorbildung, sein Gefühl eine reichere Empfänglichkeit, sein Verstand einen Schatz von Lebensklugheit und klarer Ansicht der Dinge erworben haben, die ihn vor jeder pedantischen Einseitigkeit schützen werden. Aber eine solche frühe Weltbildung führt zugleich auch oft eine Zerstreuung des Geistes, eine oberflächliche Leichtigkeit mit sich, welche hindert, den Geist dauernd auf einen Gegenstand zu heften und Gründlichkeit lieb zu gewinnen, ohne welche alle litterarische Beschäftigung nichts als seichte und hohle Bellettristerei ist.

Faßte nun Ihr Herr Sohn den wohlgeprüften Entschluß, sich einer wissenschaftlichen Bestimmung zu widmen, so würde die Nachholung des versäumten Studiums der alten Sprachen das Nächste und Notwendigste sein. Bei gehörigem Fleiße und unter der Privatleitung eines geschickten Schulmannes, der sich dazu der kürzesten und zweckmäßigsten Methode des Unterrichts bediente, wäre dies eine Sache von etwa zwei Jahren. Dann würde ich raten, als nötige Vorbereitung zu den Universitätsstudien noch ein oder zwei Jahre lang ein Gymnasium zu beziehen. Ihr Herr Sohn würde dann zweiundzwanzig Jahre alt sein, wenn er die Universität bezöge, und nach meiner Überzeugung ist diese größere Reife der Jugend für den Zweck des akademischen Lebens höchst wohlthätig. Der große Haufen unserer studierenden Jugend würde diese Zeit weit nützlicher verwenden, wenn sie, statt im sechszehnten oder siebzehnten Jahre, erst im zwanzigsten oder zweiundzwanzigsten die Universität bezöge.

Den wahren inneren Trieb und die Fähigkeit vorausgesetzt, welche man der Lust zu diesen edleren Bestimmung zutrauen darf, bleibt, wie gesagt, ein reiflich geprüfter Entschluß und dann ein unverdrossenes Ausharren mit steter Hinsicht auf das vorgesetzte Ziel, die Hauptsache; und da Ihr Herr Sohn auch die äußeren Mittel besitzt, welche zur Erreichung eines solchen Zweckes erforderlich

sind, so hat er in dieser Hinsicht sogar entschiedene Vorteile vor denen, welche mit Entbehrung und Dürftigkeit ringen müssen und dem Glücke nichts zu verdanken haben."

„Als ich diesen Aufsatz gelesen hatte" — erzählt uns Schopenhauer (in seiner mehrerwähnten lateinischen Selbstbiographie) — „vergoß ich einen Strom von Thränen, und augenblicklich stand mir der Entschluß fest, obwohl ich sonst an irgend welche Wahlentscheidungen nur mit unendlichem Zögern herantrat."

Sofort gab er bei Senator Jenisch seine Entlassung und bereitete seine Abreise nach Weimar vor.

Auf die Anzeige seines Entschlusses an die Mutter antwortete sie am 14. Mai folgendermaßen:

„Du bist also entschlossen, mein Arthur; viel Glück dazu, ich hoffe, es soll dich nicht reuen; denn nach diesem Schritte käme jede Reue zu spät. Jetzt ist nur ein Weg für uns und der geht vorwärts. Wir müssen nun die Zeit zu Rate halten. Du siehst, ich beantworte deinen Brief wenige Stunden nachdem ich ihn erhielt, und habe auch schon an Jenisch und Willing geschrieben. Die Briefe lege ich dir offen bei, wenn sie dir zweckmäßig dünken, so gieb sie ab. Daß du so gegen deine Gewohnheit schnell dich entschlossest, würde bei jedem anderen mich beunruhigen, ich würde Übereilung fürchten; bei dir beruhigte es mich, ich sehe darin die Macht des Naturinstinkts, der dich treibt. Nur jetzt Ausdauer und Mut, guter Arthur, wende alle deine Macht, alle deine Kräfte an, das Ziel zu erreichen, es wird dich lohnen. Lieber, lieber Arthur, laß es mich nie bereuen, daß ich nicht deinen Wünschen entgegenarbeitete, dein Glück soll mich für alles, für jede Sorge um dich, für so vieles, wovon du nichts weißt, oder es doch nur ahndest, entschädigen. Du kannst nur glücklich werden, wenn du jetzt nicht wankst noch weichst. In deinem Alter kann man ungeheuer viel, wenn man nur ernstlich will. Jetzt willst du gewiß mit ganzer Seele, aber wirst du ausdauern, und werden die großen Schwierigkeiten, die sich dir entgegenstellen, dich nicht zurückschrecken? Nur dies Eine fürchte ich; denn an Talent fehlt es dir nicht; aber du bist alt und klug

genug, um dein eigenes Heil zu bedenken, und so hoffe ich getrost. Ich habe auch meinen Freund Fernow schon gesprochen, auch Meyern, der mich heute besuchte, habe ich deinen schnellen Entschluß erzählt. Goethe nahm gestern Abschied von mir, übermorgen geht er ins Karlsbad: gebe der Himmel, daß er mit neuem, frischen Leben zurückkehre. Meyer fand unser beider Benehmen recht und billig, Fernow hat deinen Brief gelesen, und freut sich deines Entschlusses, und wird uns ferner raten und helfen. Ich denke dich in Gotha in das Haus irgendeines der vielen vortrefflichen Schulgelehrten zu bringen, die dort sind. Fernow hat dort einen Freund, Dr. Jacobs, der ein gar trefflicher Mensch sein soll, auch nach Meyers Aussage, gelehrt und gebildet wie wenige. Vielleicht nimmt er dich, auf jeden Fall soll er deine Studien leiten. Ich werde Ende der künftigen Woche mit Fernow hinüberfahren und sehen, wie und wo ich dich dort anbringe. . . . . In Gotha sollst du so gut als möglich ist wohnen, aber auf Eleganz mußt du Verzicht thun; wenn du erst unter uns bist und das hiesige Leben siehst, wirst du alles dieses für Philisterei halten und dich darüber schämen; wenn du erst ein Mann bist und deinen eigenen Herd hast, dann magst du dir dein Nest so zierlich du willst und kannst aufzieren, bis dahin aber ist das lauter Ballast, der dir nur hinderlich wird. Alle Abreden wären also genommen, du reisest sobald du kannst über Kassel gerade hierher, wenn keine Reisegesellschaft sich findet, mit der ordinären Post. Bücher, Bett, Notenpult und Schreibepult werden über Lüneburg hierher an mich geschickt, die übrigen Möbeln bleiben fürs erste bei Willings. Ich werde in der Zeit für dich hier sorgen. Auf dem Lande kannst du nicht sein: es ist kein Landprediger in der Nähe, der gelehrte Kenntnisse genug besäße. Es ist auch nötig, daß du erst eine Zeit das Gymnasium besuchst, um dich an den akademischen Vortrag zu gewöhnen, alles ist dort zur Hand, du kannst mehreres auf einmal dort lernen, sodaß der einförmige Unterricht dich nicht ermüdet, auf dem Lande wäre das alles einseitiger. In alle diesem folge ich Fernows Rat, er ist mein Freund und hat mein volles Vertrauen; er war nie in Gotha, kennt Jacobs nicht persönlich, steht aber schon lange mit ihm in einer gelehrten Korrespondenz, fürchte

also nicht, daß er etwa das Interesse eines Freundes befördern will; das Gute, was ich dir von Jacobs schreibe, ist der allgemeine Ruf: seit ich hier bin, habe ich schon viel von ihm gehört. . . . . Denke nicht ferner über deinen Entschluß, er ist jetzt gefaßt; aber waffne dich mit Mut, strebe dich von so manchem unnützen Tand loszumachen, der dir nur hinderlich sein und nicht helfen kann. Du verachtest den Reichtum, lerne auch seinen Schein verachten und deinen Blick einzig nach dem schönen großen Ziel zu richten, das du dir selbst gesetzt hast, so wirst du glücklich sein. Auch mir ist jetzt wohler ums Herz; denn dein Mißmut drückte auch mich; es wird jetzt alles besser, alles recht gut gehen, das hoffe ich mit Überzeugung."

Vor seiner Abreise unterzog er sich noch einer Ohrenoperation, da er, wie sein Vater, an Taubheitserscheinungen des linken Ohres gelitten hatte.

Noch im selben Monat Mai 1807 ging er über Weimar nach Gotha, wo er im Juni eintraf und bei dem Gymnasialprofessor K. G. Lenz Kost und Logis nahm. Der Direktor des Gymnasiums, der rühmlichst bekannte Philologe Fr. W. Döring, erteilte ihm täglich zwei Stunden Privatunterricht im Lateinischen und prophezeit ihm, infolge seiner unglaublich raschen Fortschritte, bald die glänzendste Zukunft als Gelehrter. Daß die Reife seiner deutschen Aufsätze seinen Lehrer im Deutschen, Friedrich Jakobs (den Herausgeber und Übersetzer der griechischen Anthologie), erstaunte, werden wir nach den oben mitgeteilten Proben aus seinem philosophischen Journal sehr erklärlich finden. In welchem schönen Pietätsverhältnis er zu Jacobs gestanden haben muß, davon geben die Verse Zeugnis, welche er bei dem Abgang dieses Lehrers nach München an ihn richtete (siehe dies Gedicht, in 4 vierzeiligen Strophen, S. N. IV, 367).

Über sein Leben in Gotha sind wir auch durch einen Brief unterrichtet, den Anthime Grégoire in dieser Zeit an ihn richtete. Er schreibt am 4. September 1807[49]):

„Desto besser, daß es dir in Gotha besser gefällt als ich geglaubt hatte. Über deine ungeheuren Fortschritte erstaune ich nicht, da ich deine ungeheuren Fähigkeiten kenne, und halte dich für fähig alles zu lernen, was du willst. Die Beschreibung aller deiner Vergnügungen, Partien 2c. läßt mich glauben, daß du ein sehr angenehmes Leben führen wirst, wenn du am Ende lernst die Leute nicht zu sehr zu quälen und von deiner natürlichen Liebenswürdigkeit Gebrauch zu machen . . . Ich beneide dich vorzüglich wegen deiner schönen Partie im Thüringischen Wald, und wie déridirt war Monsieur mit Prinzessinnen zu tanzen . . ."

Aus einem früheren Briefe Anthimes, vom 1. Juli, sehen wir, daß Schopenhauer sich die litterarische Erziehung seines Freundes ernstlich angelegen sein ließ. Anthime berichtet, daß er auf Arthurs Empfehlung Goethes ‚Wilhelm Meister', ebenso den ‚Hamlet', gelesen habe und ‚Hermann und Dorothea' lesen werde. Auch erfahren wir, daß der Freund ihm „Sachen von Tieck", sowie eine „Chrestomathie von Jean Paul" empfohlen und einen völligen „Leseplan" versprochen hat; auch hat er ihm geraten, sich mit Perthes über seine deutschen Studien ins Vernehmen zu setzen.

Zu einer Anzahl seiner gothaischen Mitschüler trat er in freundschaftliche Beziehungen: es waren Friedrich Osann (später Professor der klassischen Philologie in Jena und Gießen), E. A. Lewald (später Docent der klassischen Philologie in Heidelberg), Karl John (später Sekretär Goethes, dann Königl. Preußischer Geheimer Hofrat, Censor und Redakteur der ‚Preußischen Staatszeitung'). Er ist mit ihnen auch später in Verbindung und auch in Briefwechsel geblieben. Daß diese Freunde indessen seinem höchsten Bedürfnis nicht genügten und ihn in höherem Sinne geistig einsam ließen, sehen wir aus folgender in Gotha niedergeschriebenen Aufzeichnung[50]:

„Der Rang auf der Geisterstufe bestimmt sich ganz danach, mit welchem Blick man in die Außenwelt schaut, wie tief und wie oberflächlich. Der gewöhnliche Europäer sieht oft beinahe wie das

Tier hinein und würde, wenn es ihm nicht von anderen gesagt wäre, nie das Unsichtbare im Sichtbaren ahnden. Er kann also so wenig wie das Tier ernsthaft über die Außenwelt hinweg, oder auch nur mit einer eigenen Anschauung sich aus derselben hinausdenken. Warum müssen doch die wenigen hohen Menschen, die durch Zufall nicht so fest eingekörpert sind, als die Legion der anderen, warum müssen diese einzelnen durch tausend Hindernisse so getrennt sein, daß ihre Stimmen sich nicht erreichen können, sie sich nicht erkennen und die selige Geisterschäferstunde nicht schlagen kann? Warum muß ein solcher, wenn der Zufall ihm schon viel gab, höchstens nur im Kunstwerk Verstorbener oder Entfernter dann und wann das ähnliche Wesen spüren und dann Sehnsucht seine Qual vermehren, während er schmachtet in der Einöde, wo, wie Sand in der Sahara, unzählbar die Schar der schalen Halbtiere allein seinen Blick berührt?"

Auch in einem launigen Gedicht ließ er sich über die „gewöhnlichen Europäer", sofern sie ihm als „gothaer Philister" entgegentraten, vernehmen (siehe dies Gedicht S. N. IV, 368). Andererseits gab ihm das Mitleid mit den Parias der Gesellschaft die folgende schöne Sentenz ein:

„Wie erbärmlich Zeit und Kräfte des Menschenlebens, das herrlichste und kürzeste, was wir kennen, angewandt und mit unbegreiflicher Thorheit verschwendet werden, wird mir am deutlichsten, wenn ich einen Menschen sehe, dessen Arbeit es ist, mir aufzuwarten: wie das unbegreifliche, zusammengesetzte Geschöpf, das herrlichste, höchste der Natur mit den kleinsten Sorgen sich beschäftigt und sich abängstigt, Tage, Monate zubringt ohne viel andere Gedanken."

Seine satirische Ader verführte ihn leider auch zu einem persönlichen Ausfalle, der unangenehme Folgen für ihn haben sollte. Ein ihm persönlich ganz unbekannter Gymnasiallehrer, Namens Schultz, hatte sich über die Selekta, der Schopenhauer für die deutsch vorgetragenen Unterrichtsgegenstände angehörte, absprechend geäußert. Auf die Kunde davon trug

nun der ergrimmte Selektaner, beim Mittagessen mit seinen Freunden, einen Stachelvers auf den Angreifer vor, der also lautete:

Der Kanzel Zierde, des Katheders Freude,
Der Stadt Erzähler und der Loge Sprecher,
Vollkommner Christ, vollkommner Jude, Heide,
Der Morgens Bücher trägt und Abends Fächer,
Der sieben freien Künste aller Meister,
Der Mann, der alles kann und alles kennet,
Die Blüt' und Krone aller schönen Geister,
Der tausende von Freunden hat und — nennet.

Leider kam dieser Vers bald darauf zu den Ohren des Verhöhnten, der sich nun mit einer officiellen Beschwerde an den Direktor wandte. Auch von Seiten eines anderen Lehrers, über dessen Vortrag sich der Schüler kritisch geäußert hatte, scheint die Beschwerde unterstützt worden zu sein. Döring konnte jetzt, aus Kollegialitätsrücksicht, nicht anders als dem Übelthäter das Privatissimum aufzukündigen. Er forderte ihn freilich auf, anderweit Privatunterricht in den klassischen Sprachen zu nehmen und in Gotha zu verbleiben. Schopenhauer wollte aber unter diesen Umständen begreiflicherweise das Gymnasium verlassen und kündigte diesen Entschluß und die Ursache, die dazu geführt, seiner Mutter an. Aus dem Briefe, den diese ihm darauf schrieb, ist bisher folgender Auszug bekannt geworden[51]):

„Du siehst, wie es mit deiner eingebildeten Menschen- und Weltkenntnis steht: was geschehen ist, sagte ich dir vorher, aber du trotztest auf Dörings Vorliebe zu dir; du siehst, wie sehr du irrtest. Wenn dir das mit den Gegenständen, die dich zunächst umgeben, geschieht, so müßtest du doch wohl in deiner Beurteilung im Ganzen allmählich etwas vorsichtiger werden. Dies ist die erste Lektion, welche die dich umgebende Welt dir giebt. Sie ist hart, aber wenn du dich nicht änderst, wird es noch härter kommen, du wirst vielleicht sehr unglücklich werden, und weder das Bewußt-

sein, es nicht verschuldet zu haben, noch die Teilnahme der Besseren wird dich trösten. Arthur, wenn du doch endlich einmal verständest, was du immer überlaut bewunderst! Goethes Spruch: ‚Habet die Narren eben zum Narren auch wie sich's gebührt', ist oft und laut von dir nachgeplappert; heißt das aber die Narren zum Narren haben, wenn man sie bessern will? Wahrlich nicht, das heißt, sich ihnen gleichstellen; im Gegenteil, sie laufen lassen, ihre Narrheit gebrauchen zum Nutzen oder Vergnügen, wie es kommt, und dabei ihnen aus dem Wege gehen, damit nicht durch irgend einen ungefähren Stoß aus dem Narren ein Wütender wird, das ist Lebensweisheit und diese hat Goethe gemeint. Du bist kein böser Mensch, du bist nicht ohne Geist und Bildung, du hast alles, was dich zu einer Zierde der menschlichen Gesellschaft machen könnte, dabei kenne ich dein Gemüt und weiß, daß wenige besser sind; aber dennoch bist du überlästig und unerträglich und ich halte es für höchst beschwerlich, mit dir zu leben: alle deine guten Eigenschaften werden durch deine Superklugheit verdunkelt und für die Welt unbrauchbar gemacht, bloß weil du die Wut, alles besser wissen zu wollen, überall Fehler zu finden außer in dir selbst, überall bessern und meistern zu wollen, nicht beherrschen kannst. Damit erbitterst du die Menschen um dich her, niemand will sich auf eine so gewaltsame Weise bessern und erleuchten lassen, am wenigsten von einem so unbedeutenden Individuum, wie du doch noch bist. Niemand kann es ertragen, von dir, der doch auch so viele Blößen giebt, sich tadeln zu lassen, am wenigsten in deiner absprechenden Manier, die im Orakelton gerade heraus sagt: so und so ist es, ohne weiter eine Einwendung nur zu vermuten. Wärest du weniger als du bist, so wärest du nur lächerlich, so aber bist du höchst ärgerlich. Die Menschen im Ganzen sind nicht böse, wenn man sie nicht hetzt: du hättest wie tausend andere in Gotha ruhig leben und studieren können und alle persönliche Freiheit haben, die das allgemeine Gesetz erlaubt, wenn du ruhig deinen Gang gegangen wärst und andere ruhig den ihrigen hättest gehen lassen, aber das wolltest du nicht und so wirst du ausgestoßen. Ich kann die Professoren und ihr Betragen gegen dich nicht loben, ich will es auch nicht entschuldigen; aber was hattest du mit ihnen zu schaffen? warum

hörtest du nicht ihre Kollegien, nahmst für dich heraus, was du brauchen konntest, und ließest es übrigens dahingestellt sein, ob ihre Aufsätze mehr Sinn oder mehr Worte haben, ohne am Tische eines ihrer Kollegen laut oder leise, dem Nachbar ins Ohr, abzuurteilen? solch eine ambulierende Litteraturzeitung, wie du gern sein möchtest, ist ein langweiliges, gehässiges Ding, weil man nicht Seiten überschlagen oder den ganzen Kram hinter den Ofen werfen kann — — Genug, Arthur, du bringst die Menschen gegen dich auf ohne Not, sie mißhandeln dich dafür, das ist in der Regel und geschieht dir gewiß, du magst unter Philistern oder schönen Geistern leben; niemand wird ein Betragen wie das deinige dulden und du mußt entweder dich ändern oder du gehst zu Grunde. Du wirst zu Grund und Boden getreten werden und nicht ehrenvoll fallen; auch die Ersten und Klügsten werden dich ausstoßen so gut wie die Geringsten — — Alles, was ich dir bis hieher schrieb, soll kein Vorwurf sein, nur ein Versuch, dich dir einmal zu zeigen, wie die Welt dich sieht, wie ich, deine Mutter, die dir so manchen Beweis ihrer Liebe gab, dich leider sehen muß, und nun ziehe daraus was für ein Resultat du kannst ... Ich würde dich gleich herkommen lassen, aber teils weiß ich dich jetzt nicht gut auf längere Zeit zu beherbergen, teils würde mich auch deine Gegenwart und dein ewiges Einreden hindern, ordentlich für dich zu forschen und zu wählen, und mich bald ärgerlich, bald verwirrt machen, besonders wenn deine edle bekannte Unentschlossenheit dazu käme, und überdies kann ich diesmal nicht dafür stehen, daß der Unwille über dich, der doch bei Lesung deines Briefes in mir aufwallte, nicht meiner Herr würde und es zu heftigen Auftritten käme, die wir beide besser thun zu vermeiden. Also ist's besser, du bleibst noch dort und wartest ruhig meinen nächsten Brief ab, der dir vielleicht schon etwas Entscheidendes bringt. Glaube mir, du dauerst mich, ich weiß, du bist nicht bösartig, und gelingt's mir nur einmal, dir anschaulich zu machen, wie und wo du fehlst, so bist du geborgen ... Nimm noch eine Warnung von mir an, ich bitte dich, thue ein übriges und nimm sie blindlings an, wenn es nicht anders sein kann: vertraue dich von heute an keinem deiner dortigen jungen Freunde! Neugier, Sucht, sich in fremde Händel zu mischen, und der den mittelmäßigen

Menschen eigene Hang, sich an jeden zu drängen, der eine Art Celebrität hat, sie sei von welcher Art sie wolle, und wär's ein armer Sünder, der morgen gehängt werden soll, wird sie zu dir führen; denn leider bist du in dem kleinen Kreise, der dich umgiebt, eine merkwürdige Personage geworden, sie werden forschen und fragen und hernach klätschen und trätschen oder mit deinem Vertrauen geheimnisvoll sich anstellen. Daß sie dein Vertrauen mißbrauchen, ist gewiß, ich könnte dir Beweise verschaffen . . ."

Als er darauf beharrte, Gotha zu verlassen, schlug ihm die Mutter vor, entweder nach Altenburg zu gehen, wo er bei Matthäi und Messerschmidt in ein ähnliches Verhältnis treten könnte, wie in Gotha zu Döring und Lenz, oder aber nach Weimar zu kommen, wo ihm der eben dahin berufene Passow Privatunterricht erteilen würde. Nach diesen Vorschlägen fährt sie fort:

„Fragst du mich, so stimme ich für Altenburg, weil ich glaube daß der Aufenthalt dort für dich am zweckmäßigsten sein wird und daß du dort bei weniger Zerstreuung als hier, wo dich das Theater und anderes mehr anziehen wird, dennoch, wie ich nach aller Urteil glauben muß, ein angenehmes Leben führen können wirst. Willst du lieber hier sein, so habe ich auch nichts dagegen, glaube auch, daß du mit Fleiß und Anstrengung hier deinen Zweck wirst erreichen können; doch kannst du nur sechs Stunden wöchentlich von Passow haben, mußt allein studieren und zusehen, wie du dir forthilfst; denn das hiesige Gymnasium ist nichts für dich . . . Ich würde dir dann nicht weit von mir und Passow eine Stube und Kammer mieten.

Du wirst für uns beide zuträglich finden, daß ich dann unser gegenseitiges Verhältnis so einzurichten strebe, daß unserer beider Freiheit kein Abbruch geschieht und ich in der zwanglosen, friedlichen, unabhängigen Ruhe bleibe, die mich jetzt erst recht eigentlich des Lebens froh werden läßt. Also, lieber Arthur, wenn du hier wohnst, treibst du dein Wesen für dich, als wäre ich nicht da, nur daß du alle Mittage von 1 Uhr bis etwa gegen 3 Uhr bei mir zu Tische kommst. Den Abend bringt jedes von uns zu,

wie es will, außer meine beiden Gesellschaftsabende, an welchen du mit den Übrigen natürlicherweise zu mir kommst und wenn du willst, auch bei mir zu Abend issest; die anderen Abende speisest du zu Hause, auch deinen Thee trinkst du zu Hause . . . So, lieber Arthur, glaube ich, ist's notwendig für uns beide: auf diese Weise bleiben wir so ziemlich in unseren jetzigen Verhältnissen. Ich gestehe dir, ich finde die meinigen so angenehm, ich bin diese ruhige Lebensweise so gewohnt, daß mir vor allem graut, was eine Abänderung darin zu Wege bringen könnte. Indessen alles dies kann auch mit deinem Hiersein gar wohl bestehen, wenn man nur gehörige Maßregeln trifft; und ich bin überzeugt, du wirst dir gern alles gefallen lassen, was ich in dieser Hinsicht wünschen werde, und mir jede Einrichtung überlassen. Deine eigene Freiheit gewinnt dadurch auch . . . An Vergnügungen hast du drei Abende Theater und zwei Abende bei mir, und daran wohl genug, obgleich ich fürchte, die Abende bei mir werden dir nicht immer so angenehm erscheinen wie denen, die, älter und bedeutender, als du bis jetzt noch sein kannst, thätigen Anteil daran nehmen können. Du bist der einzige ganz junge Mensch in dieser Gesellschaft, doch das Interesse, Goethe nahe zu sein, wird dich für die Lustigkeit, die du vielleicht vermissen wirst, hoffentlich entschädigen . . . Mir sollst du recht willkommen sein und ich will thun, was ich, ohne meine eigene Freiheit und Ruhe aufzuopfern, thun kann, um dir deinen Aufenthalt hier recht angenehm zu machen."

Arthur entschied sich sofort für Weimar, worauf ihm die Mutter, am 13. Dezember 1807, folgendermaßen antwortete:

„Von allen Gründen, die dich bestimmten Weimar zu wählen, sehe ich nur den einen, daß du gern hier sein wolltest. Du bist in Weimar nicht mehr als anderswo bis jetzt zu Hause; ob du es mit der Zeit sein wirst, werden wir sehen, ich lasse dich eben gewähren, wie ich immer gethan habe . . . Nun zu deinem Verhältnisse hier gegen mich, und da dünkt mir es am besten, ich sage dir gleich ohne Umschweife, was ich wünsche und wie es mir ums Herz ist, damit wir einander gleich verstehen. Daß ich dich recht lieb habe, daran zweifelst du nicht, ich habe es dir bewiesen, so lange ich lebe. Es ist zu meinem Glücke notwendig zu wissen,

daß du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein. Ich habe dir immer gesagt, es wäre sehr schwer mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht: so lange du bist wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne dein Gutes nicht, auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüt, nicht in deinem inneren, aber in deinem äußeren Wesen, deinen Ansichten, deinen Urteilen, deinen Gewohnheiten — kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch dein Mißmut ist mir drückend und verstimmt meinen heiteren Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, du bist nur auf Tage bei mir zum Besuch gewesen und jedesmal gab es heftige Scenen um nichts und wieder nichts, und jedesmal atmete ich erst frei, wenn du weg warst, weil deine Gegenwart, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finsteren Gesichter, deine bizarren Urteile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten, und mehr noch der ewige Kampf in meinem Innern, mit dem ich alles, was ich dagegen einwenden möchte, gewaltsam niederdrückte, um nur nicht zu neuem Streit Anlaß zu geben. Ich lebe jetzt sehr ruhig, seit Jahr und Tag habe ich keinen unangenehmen Augenblick gehabt, den ich dir nicht zu danken hätte. Ich bin still für mich, niemand widerspricht mir, ich widerspreche niemandem, kein lautes Wort hört man in meinem Haushalt, alles geht seinen einförmigen Gang, ich gehe den meinen, nirgends merkt man, wer befiehlt und wer gehorcht, jeder thut das Seine in Ruhe, und das Leben gleitet hin, ich weiß nicht wie. Dies ist mein eigentliches Dasein und so muß es bleiben, wenn dir die Ruhe und das Glück meiner noch übrigen Jahre lieb ist. Wenn du älter wirst, lieber Arthur, und manches heller siehst, werden wir auch besser zu einander stimmen, und vielleicht verlebe ich dann meine besten Tage in deinem Hause mit deinen Kindern, wie es sich für eine alte Großmutter gehört. Bis dahin laß uns streben, daß die tausend kleinen Neckereien nicht unsere Gemüter erbittern und die Liebe daraus verjagen. Dazu gehört, daß wir wenig miteinander sind;

denn obgleich wir bei jedem wichtigen Anlaß bald eins sind, so sind wir bei jedem anderen desto uneiniger. Höre also, auf welchem Fuß ich mit dir sein will. Du bist in deinem Logis zu Hause; in meinem bist du ein Gast, wie ich es etwa nach meiner Verheiratung im Hause meiner Eltern war, ein willkommener, lieber Gast, der immer freundlich empfangen wird, sich aber in keine häusliche Einrichtung mischt. Um diese bekümmerst du dich gar nicht — ich dulde keine Einrede, weil es mich verdrießlich macht und nichts hilft — an meinen Gesellschaftstagen kannst du abends bei mir essen, wenn du dich dabei des leidigen Disputierens, das mich auch verdrießlich macht, wie auch alles Lamentierens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht und ich gern gut schlafe."

Der Sohn übersah das Liebloſe in diesem Briefe, er kam trotzdem, noch vor Ablauf des Jahres 1807, nach Weimar und bezog in demselben Hause, wo sein später so berühmt gewordener Lehrer Passow wohnte, ein Zimmer, um — wie er in der mehrerwähnten Selbstbiographie sagt — „den Lehrmeister immer zur Hand haben." Zwei Jahre brachte er nun in Weimar zu. Franz Passow, seit dem Juli 1807 auf Goethes Empfehlung, obwohl erst 21 Jahre alt, an das Weimarsche Gymnasium als Professor berufen, unterrichtete ihn im Lateinischen und im Griechischen, später trieb er ausschließlich das Griechische mit seinem Schüler, während der Direktor des Gymnasiums Chr. L. Lentz ihn im Lateinischen weiter fortbildete. Außer den regelmäßigen Privatunterrichtsstunden arbeitete er vom frühen Morgen bis Mitternacht mit einem Eifer, als ob er sich sein tägliches Brot damit verdienen müßte. Neben der Lektüre fast aller großen Schriftsteller des Altertums, trieb er auch für sich Mathematik und Geschichte. Das weimarer Gymnasium hat er nicht besucht. Mit Recht konnte er später sagen, daß er durch die unablässige Arbeit dieser beiden Jahre die Schäden seiner so lange hint-

angehaltenen wissenschaftlichen Erziehung wieder gutgemacht habe. Nur selten unterbrach er die Arbeit durch eine kurze Erholung. So besuchte er im Juli 1808 seine Mutter in Liebenstein in Thüringen, wo sie mit Fernow die Kur gebrauchte, im September sah er sich mit dem Satiriker Johannes Falk den Fürstenkongreß in Erfurt an. Er wohnte hier in demselben Hause, wo der gothaische Hof Wohnung genommen hatte, und es wird berichtet[52]), daß er sich über die Hofdamen aufgehalten habe, die Napoleon vor dem Theater für ein Monstrum, nach demselben für den liebenswürdigsten Mann der Welt erklärten.

Von dem, was er, neben seinen Studien, in seinen Tagebüchern aufgezeichnet, hat uns Schopenhauer selbst ein schönes Sonett „Weimar 1808“ (in den ‚Parergis‘) mitgeteilt, andere Verse jener Zeit habe ich in den vierten Band des handschriftlichen Nachlasses aufgenommen (S. N. IV, 369 ff.). Unbekannt ist bisher das einzige, in seinem Nachlasse aufgefundene Liebesgedicht geblieben, welches er (1809) gedichtet und das an Karl Augusts Geliebte, die damals 31jährige, noch immer bildschöne, blonde Karoline Jagemann, gerichtet war. Es wird berichtet, daß er von ihr seiner Mutter gestanden habe: „Dieses Weib würde ich heimgeführt haben und wenn ich sie Steine klopfend an der Landstraße gefunden hätte“ [53]).

Aus den philosophischen Aphorismen dieser Jahre hat der zeitige Besitzer derselben eine Anzahl veröffentlicht, die im Anhang zu gegenwärtigem Kapitel zusammengestellt sind: sie zeigen am deutlichsten, welche Fortschritte er auf der nun glücklich betretenen Bahn gemacht hat [54]).

Was seine persönlichen Beziehungen in dieser Zeit, abgesehen von denen zu seinen Lehrern, betrifft, so genoß er den Umgang Fernows nur kurze Zeit, da derselbe schon am 3. Dezember 1808 starb. Er hat ihm ein kleines Denkmal

gesetzt in einer Aufzeichnung seiner späteren Manuskriptbücher (siehe dieselbe S. N. IV, 108). Goethen traf er zwar im Salon seiner Mutter, er verhielt sich aber dem großen Manne gegenüber, wie man sich einem Fürsten gegenüber verhält, nämlich abwartend, ob er ihn anreden werde. Goethe aber „pflegte den Jüngling nicht anzureden“ [55]). Indessen trat er auf der am 3. Februar 1809 unter Goethes Leitung abgehaltenen Redoute, zugleich mit Mutter und Schwester, als Mitwirkender auf: bei den symbolisch dargestellten Elementen folgte er dem Wasser in der Gestalt des Fischers nach [56]).

Näher trat er dem Goetheschen Schützling Zacharias Werner. Im Alter erinnerte er sich seines Verhältnisses zu diesem, indem er seinem Freunde Becker schreibt:

„Daß Sie den Werner lesen, und also seine Werke noch leben, freut mich sehr. Er war ein Freund meiner Jugend und hat gewiß Einfluß und zwar günstigen auf mich gehabt. Im frühen Jünglingsalter schwärmte ich für seine Werke, und als ich im 20ten Jahre seinen Umgang vollauf genießen konnte, im Hause meiner Mutter in Weimar, fand ich mich hochbeglückt. Er war mir gewogen und sprach oft mit mir, sogar ernsthaft und philosophisch. Sein Andenken ist mir noch immer wert und hat sich eingeprägt. Mündlich könnte ich Ihnen viel von ihm erzählen“ [57]).

Zu Michaelis 1809 erklärten Passow und Lentz ihren Schüler für reif zur Universität. Nun sah sich auch die Mutter veranlaßt, dem am 22. Februar dieses Jahres großjährig gewordenen Sohne sein bis dahin von ihr verwaltetes Vatererbe auszuantworten. Sie leitete dies durch nachstehendes Schreiben ein [58]):

„Es ist Zeit, lieber Arthur, daß ich dir von deinem väterlichen Vermögen Rechenschaft ablege. Mir ist es leichter, dies schriftlich als mündlich zu thun, und du kannst es auch so besser übersehen

und begreifen, was ich dir zu sagen habe . . . Es kommt mir überall wunderlich vor, so mit dir zu rechnen: ist unser Interesse nicht eins? Unser gegenseitiges Verhältnis kann nichts zerreißen, die Natur band es zu fest; fehlt mir je etwas, zu wem kann ich aufsehen als zu dir? und brauchst du die Mutter, so findest du sie immer wie bisher. Deshalb müssen wir aber dennoch alles verabreden. Aus Gansland Rechnung wirst du sehen, wie wir stehen. Die Verwickelung, in der dein Vater uns ließ, die traurigen Umstände bei seinem Tode, die uns zwangen geheimnisvoll und leise zu handeln, und die nachherigen bösen Zeiten tragen die Schuld, daß wir nicht reicher sind; doch haben wir genug, um anständig zu leben, und können wohl zufrieden sein. Du siehst auf der Rechnung, wir besitzen jetzt bar 109,875 Mark Banco — hiervon kommt dir der dritte Teil."

Die „bösen Zeiten" hatten indes an der Herabminderung des Heinrich Floris Schopenhauerschen Vermögens weniger schuld gehabt, als die Lebensweise seiner hinterlassenen Witwe. Sie hatte in Weimar eine teure Wohnung gemietet und mit jedem Luxus ausgestattet[59]), sie gab Gesellschaften, hielt verheiratete Dienerschaft und Equipage und wirtschaftete derart mit dem Vermögen, daß der Liquidator Gansland ihr ernstliche Vorstellungen machen mußte, worauf sie wenigstens die Equipage abschaffte. Übrigens ging die Erbauseinandersetzung ohne jeden Mißton vor sich. Während das ansehnliche in Danzig belegene Grundvermögen — 1799 war dasselbe auf 40,138 Gulden geschätzt — ungeteilt blieb, überließ Arthur das Mobiliarvermögen der Mutter und Schwester gegen Anrechnung seines Drittels in Bar. Er empfing, einschließlich dieser Anrechnung, als gesamtes Vatererbe in runder Summe 19,000 Thaler, von denen er 13,000 Thlr. in Staatspapieren anlegte, 6000 Thlr. aber an die Weingroßhandlung Ludwig Abraham Muhl & Co. in Danzig gegen kündbare Wechsel zu gutem Zinsfuß auslieh. Von seinem Anteil am Grundbesitz bezog er übrigens keine Re-

venue, da er sich damit einverstanden erklärte, daß die Auf-künfte desselben zum Unterhalt der, wie wir gesehen haben, verarmten Großmutter Trosiener, wie bisher, so auch künftig verwendet würden. Später scheint er, auch über diese Re-venuen hinaus, die Großmutter unterstützt zu haben, denn die Mutter schreibt ihm (in dem im sechsten Kapitel zu er-wähnenden Brief vom April 1814): „Wie du es mit dem Gelde, das du für meine Mutter geben willst, einrichtest, ist mir recht“ [60]). Völlig als sein eigener Herr konnte er daher die Universität beziehen.

Wie er um diese Zeit ausgesehen, davon giebt uns ein Gouache-Brustbild [61]) Kunde, welches vermutlich von Gerhard von Kügelgen herrührt, der 1809 auch an einem Ölporträt Johanna Schopenhauers arbeitete. Dies Bild des 21jährigen Schopenhauer ist später (1878) von A. Kranße in Stahl ge-stochen. Er hatte blondes, lockiges Haar und blaue Augen, die Statur war unter der Mittelgröße geblieben [62]). Er hatte also nicht, wie Goethe, vom Vater die Statur geerbt, vielmehr scheint die auffallend kleine Gestalt der Mutter den Ausschlag gegeben zu haben.

Viertes Kapitel.

Am 9. Oktober 1809 wurde Arthur Schopenhauer als Studiosus der Medizin in Göttingen immatrikuliert. Doch belegte er im ersten Semester keine speziell medizinische Collegia, vielmehr hörte er bei Blumenbach Naturgeschichte, sowie Mineralogie, bei Thibaut Mathematik und bei Heeren Ge-schichte der europäischen Staaten von der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit. Vom zweiten Semester an gab er die Absicht, Medizin als Hauptwissenschaft zu studieren, völlig auf und beschloß sich allein der Philosophie zu widmen. Wie

er dazu kam, darüber hat er sich in seiner lateinischen Selbstbiographie und später in dem kurzen Lebensabriß von 1851[63]) ausgesprochen. In dem ersten Dokument sagt er, daß er im zweiten Semester seinen ursprünglichen Plan geändert habe, nachdem ihm jetzt erst die Augen über sich selbst aufgegangen und er zugleich eine, wenn auch noch oberflächliche Kenntnis von der Philosophie erlangt habe. Das zweite Dokument ergänzt diese Mitteilung dahin, daß er „im zweiten Semester durch die Vorträge des G. E. Schulze zur Philosophie auferweckt wurde." Schopenhauers zweites Semester war das erste, in welchem Gottlob Ernst Schulze in Göttingen die Philosophie vortrug: er war bisher Professor in Helmstädt gewesen und siedelte nach der Aufhebung dieser Universität (10. Dezember 1809) nach Göttingen über. Schopenhauer wird in diesem Semester übrigens bei ihm nur hospitiert haben, regelmäßig gehört hat er im zweiten Semester Chemie bei Stromeyer, Physik bei Tobias Mayer, Botanik bei Schrader, außerdem noch Geschichte der Kreuzzüge bei Heeren. Erst in seinem dritten Semester belegte er die beiden Collegia Schulzes, Metaphysik und Psychologie, im vierten die Logik. Dagegen weist das Ausleihebuch der Göttinger Bibliothek nach, daß er bereits im zweiten Semester philosophische Werke entliehen hat, nämlich am 14. Juli Schellings ‚von der Weltseele', am 21. Juli Platon (‚Platonis dialogi ed. Heindorf 1. 2.'), am 4. August Schellings ‚Ideen zu einer Philosophie der Natur'. Nachdem er dann Schulzes eifriger Zuhörer geworden, trat er ihm auch persönlich näher und rühmend erkennt er noch im Lebensabriß von 1851 an, daß Schulze ihm „den weisen Rat gab, seinen Privatfleiß fürs Erste ausschließlich dem Plato und Kanten zuzuwenden und, bis er diese bewältigt haben würde, keine anderen anzusehen, namentlich nicht den Aristoteles oder den Spinoza". „Angesehen" hat er sich den Aristoteles aber schon damals gleichwohl, da er sich die Ethik

(in einer Ausgabe von 1689) von der Bibliothek entlieh. Aber er sah ihn mit Mißbilligung an. Aus einer Aufzeichnung seiner Göttinger philosophischen Manuskripte referiert der zeitige Besitzer derselben[64]), er sage hier von Platon, daß dieser „durchweg nach Einheit und ergründender Tiefe strebt und ihm alle Dinge nur Buchstaben sind, in denen er die göttlichen Ideen liest". Von Aristoteles dagegen bemerkt er, derselbe bleibe stets auf der Oberfläche, er zähle unendlich viele Dinge auf, klassificiere, sondere, ohne jedoch etwas anderes, als irgendeinen nüchternen, meist willkürlichen Verstandesbegriff zu Grunde zu legen; er habe es immer mehr mit Worten als mit Dingen zu thun, die wahre Tiefe weder ahnend, noch suchend. In zwei charakteristischen Aussprüchen stellt er die Denkweise beider einander gegenüber:

Aristoteles, Ethica X, 2	Plato, de re publica IX, p. 248 ed. Bib.
Ὁ γὰρ πᾶσι δοκεῖ τοῦτ' εἶναί φαμεν.	*Τοῖς πολλοῖς πολλὰ δοκεῖ.*

Mit welcher Reife des Geistes er Schulzes Vorlesungen hörte, davon legen die Randglossen zu seinen nachgeschriebenen Heften Zeugnis ab (siehe einige derselben S. N. IV, 80 f. 430).

Über der nun ergriffenen Philosophie vernachlässigte er übrigens keineswegs die Weiterbildung in den naturwissenschaftlichen Fächern, denn er erkannte schon damals, daß die völlige Beherrschung der exakten Wissenschaften eine Vorbedingung zur Aufstellung eines philosophischen Systems sei. So hörte er denn, neben den Vorlesungen Schulzes, im dritten Semester bei Blumenbach vergleichende Anatomie, bei Tobias Mayer physische Astronomie und Meteorologie und nochmals Physik; im vierten Semester Physiologie bei Blumenbach und daneben alte Geschichte und Ethnographie bei Heeren, sowie deutsche Reichsgeschichte bei Lüder. Sorg-

fältig nachgeschriebene Hefte über diese Collegia sind erhalten (jetzt auf der Königl. Bibliothek in Berlin). Nicht erhalten ist das Heft über Schulzes Logik, sowie die Hefte über Anatomie: daß er aber in Göttingen „seine Anatomie unter Hempel und Langenbeck eifrig durchgemacht", erzählte er später seinem Schüler Frauenstädt [65]). In der lateinischen Selbstbiographie erwähnt er dagegen nur als von ihm gehört „die Anatomie des menschlichen Körpers bei Hempel".

Das Studium der alten Klassiker setzte er dabei beständig fort und nahm bei Kirsten sogar noch lateinische Privatstunden. Auch übte er das früh erlernte Flötenspiel weiter und hatte daneben noch Unterricht im Guitarrespielen.

Die Bewältigung dieses enormen Arbeitspensums war ihm dadurch möglich, daß er sich von dem eigentlichen s. g. „Studentenleben" gänzlich fern hielt, wenn er auch keineswegs ohne jeden Umgang mit seinen Mitstudierenden lebte. Zu den ihm Näherstehenden gehörten zunächst seine beiden Gothaer Schulfreunde, Osann und Lewald, von neuen Freunden jener Göttinger Jahre machte er im Alter nur zwei namhaft: den Amerikaner W. B. Astor, den späteren Millionär und Begründer der Astor-Bibliothek in New-York, und Christian Karl Josias Bunsen. Der letztere, vier Jahre jünger als er, hatte auf ihn den Eindruck eines Genies gemacht, wie er seinem Freunde Karl Bähr erzählte. Er fühlte sich so sehr zu ihm hingezogen, daß er ihn in den Osterferien 1811 einlud, ihn auf der Ferienreise zu seiner Mutter nach Weimar zu begleiten, und zwar trug er die Kosten dieser Reise und des Aufenthaltes in Weimar allein, wie er denn daselbst auch jeden Abend für den Freund einen Parkettplatz im Theater bezahlte [66]). Der junge Bunsen wohnte im Hause Johanna Schopenhauers und wurde in deren Salon auch Goethe vorgestellt. Er hat im Alter, als er sich von seinem Londoner Gesandtenposten nach Heidelberg zurückgezogen hatte, das

liebevolle Verhalten des jungen Schopenhauer zu ihm dankbar anerkannt, indem er dem alten Freunde (am 26. März 1857) schrieb[67]:

„Eine mir in diesen Tagen durch Kuno Fischer zugekommene Nachricht von einem Ihnen, mein verehrter und unvergessener Freund, zugestoßenen Unfalle war glücklicherweise mit der Kunde Ihrer vollkommenen Herstellung verbunden. Doch bin ich sehr begierig zu hören, wie es Ihnen geht. Ich habe nie vergessen, daß Sie der Erste waren, welcher den ganz unbekannten Jüngling bei der Hand nahm und ihn in der freundlichsten und gütigsten Weise ins Leben, nach Weimar, in Ihr Haus und zu Goethe führte."

Während dieses Osterferien-Aufenthaltes in Weimar muß es auch gewesen sein, daß Schopenhauer einer Aufführung von Calderons ‚Standhaftem Prinzen' beiwohnte, den Goethe in A. W. Schlegels Übersetzung am 30. Januar 1811, zum Geburtstag der Herzogin, zum erstenmal auf die Bühne gebracht hatte. Es wird berichtet[68], daß die Aufführung ihn in einem solchen Grade erschütterte, daß er nicht vermochte, nachher sich in den Salon seiner Mutter zu begeben, sondern die Einsamkeit aufsuchen mußte.

Seinem jungen Freunde Bähr erzählte Schopenhauer von einer denkwürdigen Begegnung mit Wieland, die ebenfalls in die Zeit dieses Osterbesuches von 1811 fällt. Wieland hatte ihn zu sich bestellen lassen, um über die Zwecke seiner Studien mit ihm zu reden. Er riet ihm ab, lediglich Philosophie zu studieren, was doch kein solides Fach sei. „Das Leben", antwortete Schopenhauer, „ist eine mißliche Sache: ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken." Im Verlauf der Unterredung sagte Wieland mit Wärme: „Ja, es scheint mir jetzt selbst, Sie haben das rechte gewählt, junger Mann; ich verstehe jetzt Ihre Natur, bleiben Sie bei der Philosophie." Als Wieland bald nach-

her auf einer Hoffestlichkeit mit Frau Schopenhauer zusammentraf, trat er auf sie zu und sagte mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht: wissen Sie auch mit wem? mit Ihrem Sohn! ah, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen, aus dem wird noch einmal etwas Großes werden“[69]).

Zu den Göttinger Tischgenossen Schopenhauers gehörte auch der später als Verfasser der Schrift ‚Goethe und seine Widersacher‘ (Weimar 1837) bekannt gewordene Jurist Karl Reck, der mir noch kurz vor seinem Tode (gest. 1868) den großen Eindruck schilderte, den der junge Schopenhauer auf seine Umgebung gemacht habe. In welchem Verhältnis Reck etwa zu Schopenhauer gestanden, können wir aus der Charakteristik entnehmen, die ein anderes Mitglied jenes Kreises, der Dichter Ernst Schulze, von Reck entworfen: „Der treue Reck, der ewig für seine Freunde sorgte, ewig guten Rat gab, eine sehr klare, verständige, aber immer politische Ansicht vom Leben hatte und seinen Mangel an Empfänglichkeit für manche Art des Schönen und seine Entfernung von der Grazie des Lebens durch vielen Eifer und die treueste Anhänglichkeit ersetzte“[70]). Reck bewahrte im Alter noch ein Stammbuchblatt, auf welchem Schopenhauer vor seinem Abgang von der Universität von ihm Abschied genommen hatte: unter einigen Versen des Horaz[71]) bittet er „seiner in Freundschaft zu gedenken“.

Von den philosophischen Aufzeichnungen, die Schopenhauer während der Göttinger Jahre seinen Manuskripten anvertraute, habe ich die bisher bekannt gewordenen in meine Ausgabe seines handschriftlichen Nachlasses aufgenommen, auf die ich hier verweise[72]).

Was sein äußeres Leben in Göttingen betrifft, so hat er das erste Wintersemester mitten in der Stadt, auf der Langen Geismarstraße, im Hause Oesterley gewohnt, mit dem Früh-

jahr 1810 bezog er aber eine reizend gelegene Gartenwohnung, die ihm der Direktor des Botanischen Gartens, Professor Schrader, in dessen Dienstwohnung abvermietete. Die schönen Umgebungen der Universitätsstadt haben ihn, der zeitlebens ein eifriger Spaziergänger und Bewunderer der Natur gewesen, zu häufigen Wanderungen veranlaßt, im Juni 1810 machte er auch einen größeren Ausflug über den Meißner nach Kassel. Als er Göttingen Michaelis 1811 verließ, um nach Berlin überzusiedeln, verband er damit eine Reise in den Harz. Über die gewonnene Vorliebe zu der Göttinger Landschaft haben wir auch ein äußeres Zeugnis, eine Einzeichnung „pour prendre congé“ im Fremdenbuch des Dorfes Bornhagen unter dem Hanstein, wo er am 5. September 1811 einige Strophen „Goethes des Göttlichen“ citiert und dann mit folgenden eigenen Versen das Blatt[73]) schließt:

Lebt wohl ihr Berg und tiefe tiefe Thal,
Ich staunt euch an wohl manches liebe Mal,
Wohl manchesmal saht ihr mich einsam wandern,
Und ernst und einsam geh ich jetzt zu andern.

Was ihn zunächst nach Berlin führte, darüber hat er sich im Lebensabriß von 1851 wie folgt geäußert: „1811 siedelte ich nach Berlin über, in der Erwartung, einen echten Philosophen und großen Geist in Fichten kennen zu lernen: diese Verehrung a priori verwandelte sich aber bald in Geringschätzung und Spott. Doch machte ich seinen Cursus durch.“ Das Heft, welches Schopenhauer im Wintersemester 1811/12 bei Fichte nachgeschrieben, ein dickleibiger Foliant, beweist, mit welchem Fleiße er den Vorträgen des damals so berühmten Mannes gefolgt ist, aber auch seine zahlreichen Randglossen, wie er sich kritisch gegen ihn verhalten hat[74]). Fichtes Zuhörer ist er nur in diesem seinem ersten berliner Semester gewesen: später hat er sich nur noch „charakteristische Stellen abgeschrieben aus einem Hefte, das Reinert aus Solo-

thurn in Fichtes Collegio über Rechtslehre 1812 geschrieben," ebenso über die Sittenlehre. In seiner lateinischen Selbstbiographie sagt er über Fichte: „Auch habe ich dem seine Philosophie vortragenden Fichte sehr aufmerksam zugehört, damit ich nachher gehöriger über dieselbe mein Urteil zu fällen imstande sei; gleichermaßen habe ich einmal in dem Colloquium, welches er mit seinen Zuhörern abhielt, lange mit ihm disputiert, ein Wortgefecht, dessen sich die damals Anwesenden vielleicht noch erinnern werden."

Neben dem philosophischen Kolleg hat er im ersten Semester gehört: Chemie bei Klaproth, Magnetismus und Elektricität bei Erman, Ornithologie, Amphibiologie, Ichthyologie, über weißblütige Tiere und über Haustiere, bei Lichtenstein; endlich nordische Poesie bei Rühs. Im Sommersemester 1811 belegte er „Geschichte der Philosophie während der Zeit des Christentums" bei Schleiermacher, das umfangreiche über dies Kolleg nachgeschriebene Heft weist ebenfalls kritische Randglossen auf (siehe die wichtigsten derselben S. W. VI, 183 f.). Daß er damals auch Johann von Müllers „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte" durchgenommen, geht aus mehreren dieser Randglossen hervor. Mit besonderem Eifer wohnte er den Vorlesungen F. A. Wolfs bei, an den er durch einen Brief Goethes persönlich empfohlen war[75]), er hörte bei ihm „Geschichte der Griechischen Litteratur", „Über die Wolken des Aristophanes" und „Über die Satiren des Horaz". Das über die griechische Litteraturgeschichte nachgeschriebene Heft hat sich Wolf später von ihm ausgebeten und ihm dann mit Verbesserungen zurückgegeben, wie Schopenhauers Vermerk auf dem Titelblatt bezeugt: „die Korrekturen sind von Wolfs eigener Hand." Von Boeckhs Kolleg „Über das Leben und die Schriften Platons" hat sich Schopenhauer nur einen Auszug aus einem Heft gemacht, das sein Freund Iken nachgeschrieben. Neben den philo-

sophischen und philologischen Vorlesungen hörte er noch die naturwissenschaftlichen Collegia: Zoologie und Entomologie bei Lichtenstein und Geognosie bei Weiß.

Im Wintersemester 1812/13 hörte er wieder bei Wolf und zwar „Griechische Altertümer", sonst nur naturwissenschaftliche Collegia, nämlich Physik bei Fischer, Astronomie bei Bode, allgemeine Physiologie bei Horkel, Anatomie des menschlichen Gehirns bei Rosenthal und Zoologie bei Lichtenstein. Von allen diesen in Berlin gehörten Vorlesungen sind die sorgsam geführten Hefte erhalten und befinden sich jetzt auf der Königl. Bibliothek in Berlin. Ebendaselbst werden auch die umfangreichen „Anmerkungen" aufbewahrt, die er zu den von ihm in diesen drei Berliner Semestern zu Hause durchstudierten Werken Kants, Lockes und fünf nachkantischer Philosophen niedergeschrieben: ich habe diese Dokumente seiner Frühzeit zum erstenmal vollständig herausgegeben[76]). Außer diesen, neben den eigentlichen Universitätsstudien, hergehenden Aufzeichnungen war er zugleich mit den Vorarbeiten zu seiner Doktordissertation beschäftigt, ja sein eigenes, die ganze Welt umfassendes System ist ihm in Berlin bereits in den ersten Anfängen aufgegangen, wie aus der Berlin 1813 niedergeschriebenen tiefergreifenden Stelle hervorgeht, die ich hier nachzulesen bitte (vollständig mitgeteilt S. N. IV, 338—339).

Die staunenswerte geistige Arbeit, welche die drei Berliner Semester ausfüllte, hat er nur einmal durch eine Erholungsreise unterbrochen, indem er die Herbstferien des Jahres 1812 mit seiner Mutter und Schwester in Dresden und Teplitz verbrachte. Daß er in Berlin sich von der s. g. Gesellschaft ebenso fern hielt, wie in Göttingen vom Studentenleben, bedarf keiner Erwähnung: er hatte ausschließlich sich selbst und der Ausbildung seiner Gedanken zu leben. Freundschaften mit Gleichgesinnten hat er aber auch in Berlin geschlossen, wie denn überhaupt keine Vorstellung von dem

jungen Schopenhauer unrichtiger sein kann, als ob er ein menschenscheuer Misanthrop gewesen sei (was er übrigens auch später nie gewesen ist). Seiner freundschaftlichen Zuneigung erfreuten sich damals besonders zwei jüngere Kommilitonen, Josef Gans und Helmholtz, (vermutlich der spätere Gymnasiallehrer in Potsdam und Vater des Physikers). Ein dritter Universitätsfreund war der schon genannte Karl Iken. Von diesem erzählt er später an Frauenstädt: „Er war, was Jean Paul ein passives Genie nennt; er hatte große Empfänglichkeit für alles Ästhetische, konnte aber selbst nichts machen. Er brachte mir einst den famosen Roman ‚Schelmufskis Abenteuer zu Wasser und Land' und war ganz vernarrt in dieses Buch." Iken hat sich später durch die, im Verein mit Kosegarten, herausgegebene Übersetzung von Rechschebbis Novellenbuch ‚Toutinahme', sowie durch Herausgabe neugriechischer Volkslieder bekannt gemacht. Über das erstere Werk berichtet Goethe in den ‚Tag- und Jahresheften', über das letztere in ‚Kunst und Altertum'[77]). Endlich wird von Schopenhauers Verkehr mit zwei seltsamen Freunden berichtet, der uns wieder zeigt, wie liebevoll, mitleidig und wohlthätig sein Herz für die Menschheit schlug. Es waren zwei in der ‚melancholischen Station' der Charité befindliche Leidende, die sich ihrer Geistesstörung bewußt waren, aber doch nicht Herr über dieselbe werden konnten: Schopenhauer besuchte sie öfter und tröstete sie in jeder Weise. Sie erwiderten seine werkthätige Teilnahme, indem ihm der Eine einige Aufsätze mitteilte, zu welchen die ihm von Schopenhauer erbetene und geschenkte Bibel Anlaß gegeben, der Andere ein Gedicht mit folgender Überschrift:

„Dem Edlen, welcher hold erscheint
Auch Dem, der in der Zelle weint,
Der leidende Menschenfreund"[78]).

Es war seine Absicht gewesen, auch in Berlin zwei Jahre,

wie in Göttingen, zu bleiben und durch die Promotion bei der Berliner Fakultät seine Studien abzuschließen: allein die Zeitereignisse veranlaßten ihn, Berlin bereits zu Beginn des vierten Semesters plötzlich zu verlassen.

Fünftes Kapitel.

Nachdem die Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) mit zweifelhaftem Erfolg für die gegen Napoleon Verbündeten geschlagen war und nun Berlin bedroht schien, begab sich Schopenhauer über Dresden nach Weimar, um sich dann, nach einem kurzen Aufenthalt daselbst und in Jena, in Rudolstadt niederzulassen, wo er im Gasthof ‚zum Ritter' Wohnung nahm. In diesem stillen, vom Kriegslärm nicht erreichten Orte vollendete er im Sommer 1813 jene „elementarphilosophische Abhandlung", die „nachmals der Unterbau seines ganzen Systems geworden"[79]). Er hatte anfangs die Absicht gehegt, nach Berlin zurückzukehren und daselbst die Dissertation einzureichen und zu promovieren. Als jedoch im Herbst der Krieg noch nicht beendigt war, entschloß er sich, die Abhandlung der Universität Jena einzureichen, um auf Grund derselben den Doktortitel zu erlangen[80]). Am 2. Oktober 1813 kreirte ihn darauf die Fakultät zum Doktor der Philosophie[81]), worauf er die Promotions-Schrift, unter dem Titel ‚Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, eine Abhandlung', sofort drucken ließ. Sie erschien noch im Oktober: Rudolstadt, in Kommission der Hof-Buch- und Kunsthandlung, 1813. (148 Seiten in Oktav.)

Noch von Rudolstadt aus ließ er das erste Exemplar des Buches in Goethes Hände gelangen: wir wissen aus Goethes Eintragung im Tagebuch, daß er bereits am 4. November 1813 das Werk gelesen, zugleich unterhielt er sich an

diesem Tage mit seinem Hausgenossen und Sekretär Riemer über den Verfasser. Ein zweites Exemplar, ebenfalls noch von Rudolstadt aus, sandte Schopenhauer am 4. November an den Verlagsbuchhändler Frommann in Jena, in dessen Hause er freundschaftlich verkehrt hatte, und der ihm auch Bücher zum Behuf der Abhandlung vermittelt hatte[82]). Unmittelbar darauf kehrte er nach Weimar zurück, nachdem er vorher noch, zum Abschied, in die Fensterscheibe seines zwei Treppen hoch im Gasthof zum Ritter gelegenen Zimmers eine Inschrift nebst einem Vers seines geliebten Horaz eingeritzt hatte[83]):

Arth. Schopenhauer majorem anni 1813 partem in hoc conclave degit.

Laudaturque domus, longos quae prospicit agros.

Im Laufe des Novembers verteilte er noch einige Dedikationsexemplare seiner Erstlingsschrift: so übersandte er sie, mit besonderem Begleitschreiben, an seinen Lehrer G. E. Schulze in Göttingen, an F. A. Wolf in Berlin, an den Kantianer C. L. Reinhold in Kiel und an C. A. Böttiger in Dresden. Reinhold und Böttiger hatte er früher im Salon seiner Mutter kennen gelernt[84]). Ohne Begleitschreiben übermachte er ein Exemplar an Schleiermacher „durch die Güte des Herrn Geh. Hofrath Dr. Eichstädt", ebenso eines an Lichtenstein[85]). Auf das an G. E. Schulze gerichtete Schreiben hat sich die folgende Antwort, vom 20. Januar 1814, in Schopenhauers Nachlaß vorgefunden[86]):

„Sie haben, mein teuerster Herr Doktor, mit Ihrem Werke über das Princip vom zureichenden Grunde mir ein sehr angenehmes Geschenk gemacht, und ich statte Ihnen den aufrichtigsten Dank für dasselbe und für das Vergnügen ab, welches mir dessen Lektüre gewährte. Vermöge unserer ehemaligen Verbindung hatte es für mich ein besonderes Interesse, und da mir aus jener Verbindung Ihr philosophisches Talent bekannt war, so fing ich es

mit nicht geringen Erwartungen zu lesen an. Aber diese Erwartungen sind bei weitem übertroffen worden. Sehe ich nämlich bei Ihrer Schrift auf die Wichtigkeit des Themas für die ganze Philosophie, auf die Methode, die in der Untersuchung und Beantwortung der zum Thema gehörigen Fragen befolgt worden ist, auf den Scharfsinn und die Richtigkeit der Beobachtungen über manche Akte des menschlichen Geistes und auf die Konsequenz im Denken, die sich darin aussprechen, auf die Bestimmtheit und das Anziehende des Vortrages, auf die Achtung der Verdienste anderer Philosophen, die darin an den Tag gelegt worden ist, endlich auf die Abwesenheit alles Bestrebens, nur etwas Neues und Eigenes zu sagen, obgleich vieles darin von einer neuen Seite dargestellt worden ist, so muß ich solche für eine recht erfreuliche Erscheinung halten, die vom Verfasser noch viel Ausgezeichnetes und Treffliches erwarten läßt. Sie wissen, wie wenig ich dazu Neigung habe Ihnen Komplimente zu machen, und ich brauche also nicht erst zu versichern, daß das obige allgemeine Urteil über Ihre Schrift die reine Sprache meiner Überzeugung sei.

Bei diesem Urteile würde ich es bewenden lassen, wenn Sie mich nicht ausdrücklich dazu aufgefordert hätten, auch von dem Eindrucke zu reden, den die Ausführung der Absicht Ihres Werkes auf meine Überzeugung gemacht hat. Doch hiervon nur so viel, als die engen Grenzen eines Briefes erlauben. Mehrmals habe ich mich (besonders in der „Kritik der theoretischen Philosophie“ bei der Prüfung der Kantischen Ableitung des Prinzips der Kausalität aus der Form der hypothetischen Urteile) über den großen und inneren Unterschied der idealen Gründe von den realen erklärt. In der Hauptsache wären wir also wohl miteinander einverstanden. Aber davon bin ich nicht überzeugt worden, daß das, was Sie § 37 den Satz vom zureichenden Grunde des Seins nennen, ein von dem logischen Prinzip des Grundes innerlich verschiedenes Prinzip sei. Vollkommen richtig und wahr ist freilich, was Sie S. 21 über die Verschiedenheit der Erkenntnis der Gleichheit der drei Seiten eines Triangels aus der Gleichheit der drei Winkel von aller Erkenntnis aus bloßer Vergleichung des Inhalts gewisser Begriffe anführen. Aber diese Verschiedenheit ist, wie es mir vor-

kommt, lediglich aus der eigentümlichen Beschaffenheit der mathematischen Erkenntnisse abstammend, welche mit bloßen Begriffen nicht zustande gebracht werden kann, sondern der Konstruktion der Begriffe bedarf, wenn eine Einsicht von der Gleichheit oder Ungleichheit gewisser Größen entstehen soll. In dem, was Sie das Gesetz der Motivation genannt haben, finde ich gleichfalls nur Anwendung des Prinzips der Kausalität auf eine besondere Klasse von Objekten, nämlich auf menschliche Entschließungen. Gleichwohl ist Ihre Bemühung, die Unterschiede der vier Anwendungen des Prinzips vom zureichenden Grunde deutlich zu machen, nicht überflüssig, sondern verdienstlich. Denn wenn auch diese Anwendungen nicht alle im gleichen Grade verschieden sein sollten, so ist es doch lehrreich und wichtig, keine von den dabei vorkommenden Verschiedenheiten zu übersehen und dadurch die richtigen Anwendungen sicherer zu machen. Und der in der Aufsuchung des Verschiedenartigen bewiesene Scharfsinn hat den Wissenschaften weit mehr Vorteil gebracht, als der die Verschiedenartigkeit der Dinge verkennende und alles gleichmachende Witz. Die Bestimmung *mancher* Geistesakte in Ihrem Werke schien mir nicht allgemein genug gefaßt und angegeben. Aber ubi plurima nitent non in paucis est haerendum. Und wer, wie Sie, einen Plato, Aristoteles und Kant sich zu Mustern für die Bearbeitung der Philosophie gewählt hat, der ist auf dem Wege des Fortschreitens zu immer größerer Vollkommenheit. Ich nähre daher die frohe Hoffnung, daß die Philosophie oder die Aufklärung der höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes Ihren Talenten und Ihrem Eifer dafür noch vieles zu verdanken haben wird, und ich bin mit vorzüglicher Hochachtung und aufrichtiger freundschaftlicher Gesinnung der Ihrige u. s. w."

In Übereinstimmung mit dem in diesem Privatschreiben gespendeten Lobe hat der göttinger Professor auch alsbald eine vortreffliche Recension des Werkes in den ‚Göttingischen gelehrten Anzeigen' 70. Stück vom 30. April 1814 (S. 701—703) geliefert, die schon als die erste öffentliche Anerkennung Schopenhauers in der deutschen philosophischen Litteratur hier eingefügt zu werden verdient:

„Wenn sich die Erstlinge wissenschaftlicher Studien durch Gründlichkeit, durch die Richtigkeit der dabei verfolgten Methode, durch das Bestreben, bemerkte Lücken auszufüllen, endlich auch durch einen deutlichen Vortrag auszeichnen und für die Zukunft viel Vorzügliches versprechen, so verdienen sie, der Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums besonders empfohlen zu werden. Wir halten uns daher auch für verpflichtet, der Anzeige dieser philosophischen Abhandlung eines unserer ehemaligen akademischen Mitbürger einige Zeilen zu widmen und darin die schönen Hoffnungen auszusprechen, wozu die philosophischen Talente des Verfassers und dessen Eifer für das Höchste in der Philosophie berechtigen. Schon die Beschaffenheit des Thema, dessen Aufklärung er unternommen hat, zeugt von dessen Bekanntschaft mit dem Wesen der Philosophie. Denn wie und womit man auch in dieser anfangen oder was man in ihr beabsichtigen mag, entweder eine wissenschaftliche Auflösung der Rätsel der physischen und moralischen Welt oder eine Selbsterkenntnis in Ansehung der Möglichkeit einer solchen Auflösung, immer muß, was man sucht und gefunden zu haben überzeugt ist, am Leitfaden und durch Anwendung des Prinzips vom Grunde gesucht und gefunden worden sein. Ob jedoch an den Gründen, worauf sich die philosophische Spekulation stützen muß, ein innerer und wesentlicher Unterschied stattfinde oder nicht, darüber wird bekanntlich von den Philosophen noch gestritten. Diesen Streit will nun der Verfasser beilegen und ist bemüht zu zeigen, daß der Satz vom Grunde ein gemeinschaftlicher Ausdruck für vier ganz verschiedene Verhältnisse sei, deren jedes auf einem a priori gegebenen Gesetze beruhe, von welchen vier Gesetzen aber (die er auf dem Titel des Werkes bildlich die Wurzeln von jenem Satze genannt hat) nach dem Prinzip der Homogeneität angenommen werden muß, daß, so wie sie in einem gemeinschaftlichen Ausdruck zusammentreffen, sie auch aus einer und derselben Urbeschaffenheit unseres ganzen Erkenntnisvermögens als ihrer gemeinschaftlichen Wurzel entspringen, welche anzusehen wäre als der innerste Keim aller Dependenz, Relativität, Instabilität und Endlichkeit der Objekte unseres in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, Subjekt und Objekt befangenen Bewußtseins. Außer den

bisher gemeiniglich schon angenommenen Arten der Anwendung des Satzes vom zureichenden Grunde, die auf die Begriffe von Grund und Folge, Ursache und Wirkung zurück geführt werden, stellt nämlich der Verfasser noch zwei auf und rechtfertigt dies auf folgende Art. Wenn gefragt wird, warum sind in diesem Dreieck die drei Seiten gleich? so ist die Antwort: weil die drei Winkel gleich sind. Von dieser Gleichheit der Winkel kann aber nicht gesagt werden, weder daß sie die Ursache der Gleichheit der Seiten, noch auch der Grund der Erkenntnis dieser Gleichheit sei, indem, was den letzten Punkt betrifft, im Begriffe von der Gleichheit der Winkel nicht der von der Gleichheit der Seiten gegeben ist. Wenn man ferner einen Anderen fragt: warum thust du das? so wird irgendein Motiv angegeben. Dies ist aber keine Ursache worauf die Handlung als Wirkung folgt; denn es kann keines angegeben werden, daraus die Handlung notwendig erfolgte. Die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung ist aber eine notwendige. Ebenso wenig ist es auch ein Grund, unter den die Handlung als Folge zu subsumiren ist; denn es ist nicht von einer Erkenntnis, sondern von einer vorgegangenen Veränderung die Rede. In Ansehung dessen nun, wie der Verfasser dies Alles weiter ausgeführt hat, müssen wir auf das Werk selbst verweisen. Und da die Verschiedenheit in der Anwendung des Prinzips vom Grunde nicht bestritten werden kann, gleichwohl von den Erbauern philosophischer Systeme wenig berücksichtigt worden ist, so bleibt die tiefeindringende Erörterung jener Verschiedenheit immer lehrreich, sollte auch der Verfasser in der Bestimmung derselben, was die Anwendung jenes Prinzips in der Mathematik, vorzüglich aber auf die Motive zum Handeln betrifft, wie wir zum wenigsten dafür halten, zu weit gegangen sein."

Auf diese Recension, die zwar anonym war, aber zweifellos von Schulze herrührt, folgte alsbald eine in den Marburger ‚Theologischen Annalen' vom Juni 1814 (S. 409—414), deren ungenannter Verfasser sich dem Urteil Schulzes anschließt. „Die vorliegende Schrift," sagt er, „zeugt von nicht geringem Scharfsinn ihres Verfassers und erregt die gerechte Erwartung, daß die Untersuchung der Wahrheit auf dem

Wege der Analysis künftig nicht wenig durch ihn gewinnen werde."

Im Juli erschien dann noch eine zehn Spalten lange, „M. A." unterzeichnete Besprechung in der ‚Jenaischen Litteratur-Zeitung' Nr. 23 (S. 34—42), die zwar auch viel Rühmliches für den jungen Autor enthielt, aber doch von dem Standpunkt einiger Superiorität auf ihn herabsah: „Es wäre unbillig zu fordern, daß ein junger geistvoller Mann beim Anfang seiner Laufbahn sogleich geraden Weges seinem Ziele entgegenginge" u. s. w. Schopenhauer hatte deshalb auf sein Exemplar dieser Nummer der Litteraturzeitung geschrieben: „Censura perit, scriptum manet"[87]).

Die wichtigste Folge aber — unendlich wichtiger als die Anerkennung oder Bestreitung der zünftigen Philosophen — sollte seine Erstlingsschrift für ihn durch das Verhältnis haben, in das er durch dieselbe zu Goethe kam.

Es war am 6. November 1813 und einer der Salonabende Johanna Schopenhauers, Goethe saß bereits an seinem gewohnten Platze, von zahlreichen Verehrern umgeben, als der Sohn der Hausherrin eintrat. Da „erhob sich der große Mann plötzlich, und schweigend durch einen Haufen Umstehender sich Bahn brechend, ging er auf Dr. Schopenhauer zu, und ihm die Hand drückend äußerte er sich in Lobeserhebungen" über die soeben gelesene Schrift des jungen Mannes, den er bis dahin einer Anrede nicht zu würdigen pflegte. So erzählte Schopenhauer im Alter dem ihn besuchenden Dr. Asher[88]). Auf welchen Abschnitt der Schrift sich Goethes Lob besonders bezogen hat, wissen wir auch aus Schopenhauers eigenem Munde: es war das sechste Kapitel des Buches, das den „Satz vom Grunde des Seins", die Entwickelung der Geometrie aus der Anschauung behandelt[89]). Das sich daran knüpfende Gespräch, welches alsbald auf die Farbenlehre übersprang, schloß damit, daß Goethe den jungen Gelehrten

auf den folgenden Tag zu sich einlud. Der 7. November fand Schopenhauern zum erstenmal bei demjenigen, der ihm schon seit Jahren „der Göttliche“ war. Goethes Tagebuch hat diesen ersten Besuch verzeichnet und ebenso die folgenden am 10. und 14. dieses Monats. Am 24. November schreibt Goethe an Knebel[90]):

„Der junge Schopenhauer hat sich mir als ein merkwürdiger und interessanter Mann dargestellt; du wirst weniger Berührungspunkte mit ihm finden, mußt ihn aber noch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neueren Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passieren lassen; ich finde ihn geistreich und das Übrige lasse ich dahingestellt.“

An demselben 24. November äußerte sich auch Schopenhauer (in dem schon erwähnten Briefe an F. A. Wolf) über Goethe: „Ihr Freund, unser großer Goethe, befindet sich wohl, ist heiter, gesellig, günstig, freundlich: gepriesen sei sein Name in alle Ewigkeit!“[91]) Am 29. November bringt Schopenhauer den Abend bei Goethe zu. Die Verbindung war nun schon so weit gediehen, und Schopenhauers Interesse für die Farbenlehre derart gewonnen, daß Goethe dem jungen Freunde seinen gesamten optischen Apparat sandte, um ihm ein gründliches Studium des Gegenstandes zu ermöglichen. Danach scheint eine Pause in dem persönlichen Verkehr eingetreten zu sein: erst unterm 17. Dezember wird wieder von einer Zusammenkunft Beider im Salon Johanna Schopenhauers berichtet[92]). An diesem Abend fand daselbst eine Liebhabertheater-Aufführung statt, auf Anlaß welcher die dabei mitwirkende Adele in den weißen Brokatrock gekleidet war, den Goethe bei seiner Promotion in Straßburg getragen hatte. Goethe lud Schopenhauer für den folgenden Abend zu sich ein, „da er die (für den 18. Dezember angekündigten)

‚Räuber' doch nicht werde sehen wollen"[93]). Die nächste bezeugte Zusammenkunft fand am 8. Januar 1814 statt. Am frühen Morgen dieses Tages ladet Goethe den „Doctor Schoppenhauer" zu einer Sitzung „um eilf Uhr, lieber jedoch um halb eilf Uhr" zu sich ein, durch welches Handbillet die Korrespondenz der beiden großen Männer eröffnet wird[94]). Goethe führte seinem Schüler an diesem Morgen schwierigere Experimente persönlich vor. In einem Billet ohne Datum knüpft Schopenhauer an „jenen lehrreichen Morgen" (des 8. Januar) an und fragt, ob er wohl „diesen Abend aufwarten dürfte," um zu sagen, „wie es ihm mit der wieder vorgenommenen Farbenlehre gehe." Da in der in Goethes Archiv chronologisch geordneten Korrespondenz das undatierte Billet Schopenhauers zwischen zwei, von anderen Korrespondenten herrührenden Briefen vom 15. Januar lag, und das Goethesche Tagebuch den Besuch Schopenhauers am 13. Januar verzeichnet, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir das Datum des Schopenhauerschen Billets als „13. Januar" ergänzen. Was Schopenhauer an diesem Abend des 13. Januar seinem Meister vorgetragen haben muß, können wir aus dem Goetheschen Gedicht „Lähmung" entnehmen, dessen erste eigenhändige Niederschrift, mit dem Datum des 14. Januar 1814, sich später im Besitz von Alwine Frommann befunden hat[95].) Das Gedicht lautet:

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber hadern.

Ich wär' noch gern ein thätig' Mann,
Will aber ruh'n;
Denn ich soll ja noch immer thun,
Was immer ungern ich gethan.

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Übrigens hielt Goethes empfindliche Stimmung gegen den jungen Freund nicht lange vor: bereits am 26. Januar verzeichnet das Tagebuch wieder den Besuch Schopenhauers und ebenso am 22. Februar, seinem Geburtstage. Am 2. März brachte er den Abend bei Goethe zu, am 3. April war er bei ihm zu Mittag. Zu Anfang Mai, als Schopenhauer beabsichtigte demnächst Weimar zu verlassen, überreichte er auch, nach damaliger Sitte, dem Dichter sein Album, worauf dieser ihm am 8. Mai folgendes einschrieb:

Willst du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.
im Gefolg und zum Andenken mancher
vertraulichen Gespräche
Weimar, den 8. May 1814. Goethe.

Diese Einzeichnung ist die erste und letzte des Schopenhauerschen Albums geblieben[96]). Am 15. Mai, als Goethe sich in Berka aufhielt, empfing er hier den Abschiedsbesuch Schopenhauers vor dessen Abreise von Weimar.

Wie schon aus dem Albumblatt hervorgeht, haben sich die Gespräche Goethes mit Schopenhauer nicht auf die Farbenlehre allein bezogen. Schopenhauer selbst bemerkt (im Curriculum vitae): „indem der große Mann durch jenen ganzen Winter mich häufig zu sich entbieten ließ, haben unsere Gespräche sich keineswegs auf die Farbenlehre beschränkt, sondern wir haben über die verschiedenartigsten philosophischen Gegenstände uns unterhalten, oft mehrere Stunden lang, welcher vertrauliche Verkehr für mich von ungeheurem und unglaublichem Nutzen war". Aus diesen Gesprächen mit Goethe hat Schopenhauer nachmals, in seinen Werken, wiederholt einzelne Mitteilungen gemacht, ebenso nimmt er in seinen Manuskriptbüchern darauf ausführlich bezug, wie er auch im Alter seinem jüngeren Freunden gern darüber berichtete[97]). In dem Lebensabriß von 1851 sagt er über diese ganze Zeit: „ich brachte den Winter

in Weimar zu, wo ich Goethes näheren Umgang genoß, der so vertraut wurde, wie es ein Altersunterschied von 39 Jahren irgend zuließ, und wohlthätig auf mich gewirkt hat. Zugleich führte, unaufgefordert, der Orientalist Friedrich Majer mich in das indische Altertum ein, welches von wesentlichem Einfluß auf mich gewesen ist". Der nur an dieser Stelle von Schopenhauer erwähnte Majer (geb. 1772) hatte 1813 gerade den zweiten Band seines ‚Mythologischen Taschenbuchs' erscheinen lassen, ein Fragment aus dem geplanten großen Werke, welches eine Darstellung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker geben sollte, unter denen ihm die Inder den ersten Rang einnahmen. Leider war es ihm nur noch vergönnt, aus diesem Lebenswerke den Abschnitt ‚Brahma oder die Religion der Indier als Brahmaismus' (Leipzig, Reclam, 1818) herauszugeben, da er kurz nach Erscheinen des Buches starb.

Bereits im April 1814 dachte Schopenhauer daran, Weimar zu verlassen, und da er seine Blicke auf Dresden richtete, so zog er in einem längeren Schreiben bei Böttiger Erkundigungen über das Leben daselbst ein. In diesem Schreiben (vom 24. April) heißt es: „Aus gar vielerlei Gründen ist Weimar nicht der rechte Ort für mich, am wenigsten im Sommer. Zwar hätte ich diesen Winter nirgends in der Welt lieber sein mögen, als hier, da der große Goethe mich seines näheren, mir unendlich lehrreichen Umganges würdigte: aber teils bereist er im Sommer die Bäder, teils steht schon der große Abstand des Alters mir zu einer dauernden Verbindung mit ihm entgegen, teils endlich darf man wegen des Unbestandes, mit welchem er bald diesen, bald jenen auf eine Weile zu sich hinaufzieht, nicht auf ihn in seinen Plänen Rechnung machen[98])."

Unter den „vielerlei" Gründen konnte er einen Hauptgrund nicht mitteilen, der in dem inzwischen eingetretenen völligen

Zerwürfnis mit seiner Mutter bestand. Der genaueren Darlegung der Ursachen dieses nie wieder ganz geheilten Bruches zwischen Mutter und Sohn können wir um so weniger umhin ein eigenes Kapitel zu widmen, je unzulänglicher, ja verkehrter dies traurige Lebensereignis in den bisherigen biographischen Schriften über Schopenhauer behandelt worden ist.

Sechstes Kapitel.

In seinem mehrerwähnten, der berliner Fakultät eingereichten Curriculum vitae von 1819 hat sich Schopenhauer selbst über das eingetretene Mißverhältnis zu seiner Mutter kurz ausgesprochen. Er sagt hier, daß er bei seinem Eintreffen in Weimar, im Mai 1813, im Hause seiner Mutter abgestiegen, daselbst gewisse häusliche Verhältnisse vorgefunden habe, die ihm so sehr mißfallen hätten, daß er einen anderen Zufluchtsort aufgesucht habe[99]). Welcher Art diese Verhältnisse gewesen, verschweigt er und hat dieselben auch später weder mündlich noch schriftlich jemals berührt. Nur eine entfernte Andeutung ist in einem Briefe an Goethe (vom 23. Juni 1818) enthalten: indem er hier den lebhaften Wunsch ausspricht, Goethen einmal wiederzusehen, bemerkt er, daß dies Wiedersehen in Weimar nicht stattfinden könne, da seinen Weg über Weimar zu nehmen, „bekannte Mißverhältnisse verhinderten, so gern er auch seine Schwester sähe." Worin bestanden nun diese 1818 noch nicht gehobenen häuslichen Mißverhältnisse, die er 1813 vorgefunden hatte? Er fand, acht Jahre nach dem Tode seines geliebten Vaters, daß an dessen Stelle sich am häuslichen Herde ein illegitimer Nachfolger niedergelassen hatte, er fand, daß die Liebe und Zuneigung, auf welche, zumal bei dem Lebensalter der Mutter, er und die Schwester allein Anspruch hatten, nun mit diesem

fremden Eindringling geteilt werden sollten, er fand ferner in diesem ihm als „Freund“ seiner Mutter vorgestellten Manne eine Persönlichkeit, die ihm, auch abgesehen von seiner Eigenschaft als Liebhaber seiner Mutter, in hohem Grade zuwider war, er empfand es endlich als Beleidigung seiner geliebten Schwester, daß sie, als sechzehnjähriges Mädchen, genötigt war, unter einem Dache mit einem Manne zusammenzuleben, von dem jeder in Weimar wußte, in welchem Verhältnis er zu ihrer Mutter stand.

Der Mann, der in solcher Weise in Schopenhauers Leben eingegriffen hat, hieß Georg Friedrich Konrad Ludwig von Gerstenbergk, er war 1780 zu Ronneburg in Sachsen-Altenburg als Sohn des Justizrats Müller geboren[100]), später hatte ihn sein Onkel mütterlicherseits, Konrad Ludwig von Gerstenbergk, um ihm den Adel zu verschaffen, adoptirt. Nachdem er anfangs Advokat, dann Stadtsyndikus in Ronneburg gewesen, war er in weimarische Dienste getreten und hatte als Regierungsassessor von 1810 bis 1812 in Weimar gestanden, darauf zum Regierungsrat ernannt, war er, nach einer kurzen Dienstzeit in Eisenach, zu Anfang des Jahres 1813 dem Geheimen Archiv in Weimar zugeteilt worden. Nebenbei trat er auch als belletristischer Schriftsteller unter seinem ursprünglichen Namen Friedrich Müller auf[101]), er schrieb Novellen und Gedichte für die Taschenbücher und Almanache, vier Novellen erschienen gesammelt unter dem Titel ‚Kaledonische Erzählungen‘ (Tübingen 1814). Wann Johanna Schopenhauer ihn zuerst kennen gelernt, wissen wir nicht. Zu ihr ins Haus zog er erst 1813, als er von Eisenach zurückkam. Er hatte den obern Stock des Hauses am Theaterplatz gemietet, nahm aber seine Mahlzeiten am Schopenhauerschen Familientische ein. Um die Empfindungen zu würdigen, die der Sohn hatte, als er diesen damals 33jährigen Mann bei seiner 47jährigen Mutter vorfand, müssen wir uns vergegen-

wärtigen, wie sie überhaupt seit dem Tode ihres Gatten ihr Leben in Weimar geführt hatte.

Nachdem sie, nach Goethes Ausdruck „durch die Feuertaufe (d. h. durch die Schlacht von Jena), zur Weimaranerin geworden" war, hatte sie keinen anderen Gedanken als dort „in die ersten Zirkel" zu kommen und selbst einen Mittelpunkt der Geselligkeit zu bilden. In ihren Berichten an den Sohn über dieses gesellige Treiben hatte sie neben Goethe und Heinrich Meyer besonders oft Fernows erwähnt, auch einmal Arthur sehr dringend gebeten, für den letzteren ein Buch in Hamburg aufzutreiben. Die Wärme, mit der sie über diesen Freund geschrieben, mag Arthur veranlaßt haben, ein Wort der Befürchtung zu äußern, daß sie ihm einen Stiefvater geben könne. Sie schreibt darauf am 9. Januar 1807: „Wenn du diesen trefflichen Menschen kenntest, du würdest alles anwenden ihn zu erfreuen, er ist hier mein erster Freund. Denke dir nur nicht einen hübschen jungen Mann unter Fernow, er ist einige 40 Jahre alt und hat eine Römerin zur Frau" [102]). Neben Fernow hatte sie übrigens in der ersten Zeit besonders nahe Beziehungen zu dem Rath Karl Friedrich Anton Conta gehabt, der mit ihr in Einem Hause wohnte, dann aber, mit dem späteren Kanzler Friedrich von Müller, in einer auswärtigen Mission Weimar verlassen hatte. „Wollte ich," schreibt sie zu Neujahr 1807 über Conta an Arthur, „ausgehen, so hatte ich seinen Arm; wollte ich Schach spielen, so spielte er; wollte ich mir vorlesen lassen, so las er; wollte ich Musik, so sang er zur Guitarre; wollte ich quatre mains spielen, so spielte er; wollte ich malen, so saß er mir; wollte ich allein sein, so ging er; solch einen Cicisbeo finde ich nie wieder" [103]). Am 23. März 1807 schreibt sie: „An Anbetern fehlt es mir nicht, aber laß dir nicht bange sein, ein, wie ich glaube, reicher frankfurter Kaufmann, der sich einer Erbschaft wegen einige Wochen hier aufhielt, hat sehr ernstlich um meine Hand

geworben, ich habe ihn aber ebenso ernstlich nach Hause geschickt. Dann ist hier auch ein Kammerherr der Großfürstin, der mich gern in den Adelstand erheben möchte . . . . mich unverhohlen veneriert, alle Welt weiß es, aber abweisen kann ich ihn noch nicht, weil er aller Welt, nur mir nicht seine Absichten erklärt hat"[104]). Das Verhältnis zu dem geistig so hochstehenden Fernow hatte dann nach und nach alle anderen in den Hintergrund treten lassen. Fernow brachte, wie sie später selbst erzählte, die Abende regelmäßig bei ihr zu, und die Freundschaft war allmählich so intim geworden, daß sie, wie bereits erwähnt, im Juni 1808, während Frau Fernow sich im hochgradigen Stadium der Schwindsucht befand, den ebenfalls leidenden Freund nach Liebenstein begleitete, wo sie sechs Wochen mit ihm zubrachte. Als Frau Fernow dann im September gestorben war, zog der inzwischen kränker gewordene Freund — er litt an Pulsadergeschwulst — in das Haus seiner Freundin, während die Fernowschen Kinder auswärts untergebracht wurden. Trotz ihrer liebevollen Pflege starb Fernow, in ihrem Hause, noch vor Ende des Jahres. Über das Verhältnis ihrer Mutter zu Fernow hat sich Adele Schopenhauer später (in den von ihr herausgegebenen Memoiren der Mutter) folgendermaßen ausgesprochen:

„Er war ihr Freund und Lehrer, ordnete ihre ungeregelten und mangelhaften Kenntnisse, lehrte sie das Verständnis der Antike, die ihr früher fern lag, und gab besonders ihrem durch Augustin in Paris technisch bereits entwickelten Talent zur Malerei die Basis der Kunstkenntnisse, welche ihr später die Herausgabe einiger in dies Fach schlagender Schriften möglich machten. Er war ein edler, am Leben selbst zu großer Tüchtigkeit gereifter Mann und wandte ihr eine sehr ernste Neigung zu. Was sie für ihn zu thun durch sein Leiden veranlaßt ward, ist aus ihrer mit großem Beifall aufgenommenen Biographie Fernows zu ersehen; aber nicht mit welcher Zartheit er alles, was in seiner Macht stand, für sie that: ich möchte sagen, es sei von ihm jeder Halt

und jeder Schmuck ihres späteren Lebens ausgegangen und sein Geist habe in jeder bedeutenden Stunde desselben auf sie rückgewirkt, wie in ihrer Jugend das Andenken des Predigers Jameson."

Die hier erwähnte Biographie, in der sie ihrem Freunde auch öffentlich ein Denkmal setzte, war betitelt: ‚Carl Ludwig Fernows Leben, herausgegeben von Johanna Schopenhauer' (Tübingen, Cotta, 1810)[105]). Das Buch ist mit einem schönen Titelkupfer geziert, Fernows Porträt, nach der Zeichnung Gerhards von Kügelgen. Diesen berühmten Maler und Freund Fernows lernte Johanna Schopenhauer beim Begräbnis Fernows kennen, zu dem er von Dresden herübergekommen war. Sie trat alsbald in Korrespondenz mit ihm: in der Varnhagenschen Autographensammlung (auf der K. Bibliothek in Berlin) wird ein Brief von ihr an Herrn v. K. vom 4. Februar 1809 aufbewahrt, in welchem sie ihm das kurz vorher stattgehabte Maskenfest beschreibt, bei dem sie selbst, nebst Arthur und Adele, mitgewirkt hatte. Kügelgen steuerte zu der Fernow-Biographie auch eine Anzahl von Briefen Fernows an ihn bei. Im folgenden Jahre suchte sie Kügelgen in Dresden auf. Goethes Freundin, die schöne Malerin Luise Seidler, berichtet darüber in einem Briefe an Pauline Gotter vom 20. September 1810: „Es herrscht auf der Gallerie, namentlich durch die Schopenhauer, seit einiger Zeit ein unausstehliches Kabalieren, um die interessantesten Menschen, als Kügelgen u. s. w. an sich zu ziehen. Mir hat das manchmal ordentlich weh gethan, denn die Menschen vergessen alles über ihre kleinliche Selbstsucht[106])." Über den neuen Freund Kügelgen ließ sie sich alsbald auch schriftstellernd vernehmen. Noch vor dem Erscheinen von ‚Fernows Leben' veröffentlichte sie in Bertuchs ‚Journal des Luxus und der Moden' (1809) einen „Brief über Gerhard von Kügelgens Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder", und im folgenden Jahre zwei weitere Briefe „über Gerhard von Kügelgen und

Friedrich in Dresden." Kügelgen malte auch ein großes Ölporträt Johanna Schopenhauers, das er bereits 1809, gleichzeitig mit den Bildern Goethes und Wielands, angefangen zu haben scheint, 1810 hat sie ihm dann in Dresden wieder gesessen, aber erst 1814 wurde das Bild vollendet, welches sich jetzt auf der weimarischen Bibliotek befindet. H. Düntzer hat dieses Porträt in einem guten Holzschnitt vervielfältigen lassen[107]). Es ist ein Brustbild und zeigt uns eine reife, aber noch jugendliche Frau, der leicht vorgeneigte Kopf in üppigem Lockenschmuck, große, schmachtende Augen und ein sinnlicher Mund, ein stolzer, mit einer Perlenkette geschmückter Hals, ein voller Busen aus dem mit Spitzen geschmückten, weit ausgeschnittenem Kleide hervorleuchtend. Etwas werden wir von der Ähnlichkeit dieses Bildnisses freilich abziehen müssen, denn Luise Seidler, die mit Kügelgen inzwischen auch gut bekannt geworden war, sagt uns: „Kügelgens Bilder waren sehr elegant und stets geschmeichelt, weshalb sie immer gefielen[108])." Wir können es bei dem Anblick dieses Bildes begreifen, daß Johanna Schopenhauer, nachdem sie die Witwe eines Mannes geworden, dem sie eingeständlich nicht aus Liebe gefolgt war, nicht danach angelegt war, ihr übriges Leben ohne jeden männlichen Umgang zu vertrauern. Daß sie sich so eng an Fernow anschloß, daß sie dann die Freundschaft des ebenfalls verheirateten Kügelgen suchte, wird ihr daher niemand zum ernstlichen sittlichen Vorwurf machen. Über diese Verhältnisse wird auch der Sohn ihr keinen Vorwurf gemacht haben, wenn er es auch gewiß im Stillen schmerzlich empfunden haben wird, daß der Vater, dem doch die Mutter ihre äußere glückliche Lage allein verdankte, der sie auf den Händen getragen hatte, so bald vergessen war, ja, daß sie — in dem uns schon bekannten Briefe vom 28. April 1807 — über „ihre verlorene Jugend" klagte, und wenig über ein Jahr nach dem Tode des Gatten von

der ersten Reise nach Weimar schreiben konnte: „nie hat mir eine Reise mehr Vergnügen gemacht“ und bald darauf (den 17. November 1806): „ich lebe hier fortdauernd ruhig und folglich glücklich, seit lange, seit meinen Kinderjahren bin ich nicht so glücklich als jetzt gewesen.“ Nicht minder schmerzlich wird er es empfunden haben, daß er auf der Mutter ausdrücklichen Befehl in einem fremden Hause wohnen mußte, während sie ihren Freund Fernow bei sich wohnen ließ. Aber er schwieg, und wir haben gesehen, daß noch im Jahre 1811, als er zuletzt bei der Mutter einkehrte, sein Verhältnis zu ihr ungetrübt war. Aber er konnte nicht schweigen zu einer so groben Verletzung der dem Andenken seines Vater schuldigen Pietät, wie es sich die Mutter durch die Anknüpfung des Verhältnisses zu dem vierzehn Jahre jüngeren Manne hatte zu schulden kommen lassen, den er im Mai 1813 am häuslichen Herd vorfand. Es war sehr natürlich, daß er, als ihm diese „häuslichen Verhältnisse“ zuerst entgegentraten, sofort umkehrte, da er in dem mütterlichen Hause keine Heimat mehr erblicken konnte. Als er am 5. November von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, hatte er daher die Absicht gehabt, sich eine eigene Wohnung zu suchen: erst als ihn die Mutter „mit Thränen bat, bei ihr zu wohnen“, und versicherte, daß er sich „eine falsche Idee“ von ihrer Beziehung zu Gerstenbergk mache, hatte er nachgegeben und, gegen einen verabredeten Pensionspreis, sich bei der Mutter in Kost und Logis gegeben. Im Januar 1814 hatte er mit Bewilligung seiner Mutter den schon genannten, in dürftigen Umständen lebenden Universitätsfreund Josef Gans aus Berlin nachkommen lassen, für den er der Mutter ebenfalls ein Zimmer abmietete und der mit an der gemeinschaftlichen Tafel aß, wofür Arthur ebenfalls bezahlte (auch zahlte er ihm Taschengeld und versah ihn mit Kleidern und Büchern).

Im April 1814 kündigte die Mutter plötzlich ihrem

Sohne und dessen Schützling schriftlich die Pension, jedoch nicht die Wohnung. Den schriftlichen Verkehr in ‚Geschäftssachen' mit ihrem Sohne hatte sie schon vor dieser Kündigung eingeführt, indem sie ihm, bei einem nicht näher bekannten Anlaß, geschrieben hatte[109]: „Seit unserer letzten verdrießlichen Unterredung habe ich mir fest vorgenommen, lieber Arthur, nie wieder von Geschäften mündlich mit dir zu sprechen, weder von angenehmen, noch von unangenehmen, weil meine Gesundheit dabei leidet, darum schreibe ich, so wenig ich sonst das Schreiben unter Leuten leiden kann, die einander alle Tage sehen." Als Grund der Kündigung gab sie an, daß sie bei der Pension ihre Rechnung nicht gefunden hätte, auch durch die beständige Anwesenheit des fremden Studenten sich in ihrer Freiheit beschränkt fühle. Der wahre Grund der Pensionskündigung aber war, daß das Verhältnis zwischen Arthur und Müller von Gerstenbergk so unleidlich geworden war, daß der letztere bereits nicht mehr an der gemeinsamen Mittagstafel erschien, sondern in seinen Räumen allein speiste.

Der Sohn verlangte darauf, ebenfalls schriftlich, die sofortige Erhöhung der für sich und Gans gezahlten Pensionsbeträge. Der Brief, mit welchem ihm nun die Mutter antwortete, wirft auf die ganzen häuslichen Verhältnisse ein so grelles Licht, daß er hier, nach dem Wortlaut der ersten Veröffentlichung, unverkürzt eingerückt werden muß, nur sind die besonders markanten Stellen durch gesperrten Druck ausgezeichnet. Er lautet:

„Die Einquartierung und mancherlei andere Hindernisse hielten mich ab, dir gestern zu antworten, wie ich mir doch fest vorgenommen hatte. Heute will ich es in möglichster Kürze der Reihe nach thun. . . An die Erhöhung deiner Pension gehe ich ungern. Wie froh wär' ich, wenn ich dich und deinen Freund als meine Gäste betrachten könnte ohne alle Entschädigung! Ich sehe indes, es ist dir ganz ein Ernst, daß ich keinen Schaden durch Euch leiden soll, und ich will auch nicht eigensinnig oder albern generös er-

scheinen. Willst du mir also für Gans soviel geben als für dich, da er nicht weniger braucht, so denke ich jetzt, da manche Ausgabe wegfällt, oder doch geringer wird, auszukommen, genau läßt sich dergleichen nie berechnen. Ich schrieb dir wegen des Trinkgeldes an meine Leute, weil ich mir bewußt bin, dir wenigstens stillschweigend freie Bedienung versprochen zu haben. Mit Thränen bat ich dich, bei mir zu wohnen, das ist wahr; ich wollte nicht im Zorn von dir mich trennen. Dann wollte ich auch, daß du meine Lebensweise näher und länger ansehen solltest, damit du keine falsche Idee davon mit dir nähmst. Ich dachte auch, es würde dir gut sein, wieder einmal in einer Familie zu leben. Jetzt weise ich dir nicht die Thüre; nie kann mir solch ein Gedanke kommen, du müßtest mich denn aufs heftigste erzürnen. Ich schrieb dir aus keinen anderen Gründen, als die ich dir meldete, was ich dir schrieb. Ich halte es nicht für gut, daß eine Mutter mit ihrem erwachsenen unabhängigen Sohne in Einem Hausstande lebt; es kommt für beide nie etwas gutes dabei heraus. Dagegen, wenn der Sohn im Orte lebt, ist sein Besuch für beide eine Freude und Erholung.

Ich sehe nicht ein, wohin du diesen Sommer gehen willst. In Dresden ist's traurig, in Tübingen oder Stuttgart ist's noch nicht recht geheuer, nach Berlin zurück magst du nicht. Ich würde dir raten, dich hier einzurichten, wo du angenehmer leben und für dich studieren kannst, wie an jedem anderen Orte. Vielleicht aber willst du nach Ilmenau, Rudolstadt oder in sonst eine schöne Gegend in der Nachbarschaft. Ist dies der Fall, so bist du mir, wie wir jetzt leben, willkommen und kannst bis Mitte oder Ende Mai bleiben, es wäre mir sogar lieb; denn ich würde dich ungern auf vierzehn Tage oder drei Wochen ohne Not in einen Gasthof oder anderes Logis ziehen lassen. Auf mehrere Monate wär' es ein anderes. Die Gründe warum, habe ich dir geschrieben; wenn auch der, daß es mir zu viel kostet, jetzt wegfällt, so bleiben doch die anderen; genug, ich wünsche, daß du nicht für wenige Wochen dir die Last und mir das Mißvergnügen machtest auszuziehen. Willst du dich auf längere Zeit in Weimar einrichten, so stehe ich gern bereit, dir mit Rat und That dabei zu helfen. Da mein Quartier mir, wenn du nicht bei mir wohnst, zu groß ist, so will

Müller mir die Last der Miete dadurch erleichtern, daß er mir die Hinterstuben abmietet und sein Quartier vermietet. Dies Quartier enthält fünf Stuben und ist nicht wohlfeil. Es ist uns auch nicht gleich, wer darin wohnt: eine Familie mit Kindern möchte ich ungern darin wissen. Daher ist's nicht wahrscheinlich, daß es vor Johanni vermietet wird; sollte sich aber gegen Erwarten eine gute Gelegenheit dazu finden, ehe du verreist, so werde ich es dir sagen und wir suchen dann uns einzurichten, so gut es gehen will. Ich kann dann auf kurze Zeit Gans mein Schlafzimmer geben, in meinem Kabinet schlafen und Müller zieht in Gansens Stube, oder wir sehen sonst uns zu helfen.

Müller verdrängt dich nicht, er weiß nichts von dem, was wir jetzt miteinander verhandeln; denn es ist meine Art, nie von dem, was ich thue oder lasse, ohne Not zu sprechen. Ich spreche überhaupt fast nie von dir mit ihm, obgleich er nie sich so über dich ausdrückt, daß du es nicht selbst anhören könntest, weil er weiß, es würde mir weh thun, wenn er es thäte . . . Von jenen unangenehmen Vorfällen zwischen dir und Müllern haben wir so viel gesprochen, daß es endlich genug sein könnte. Ich war damals mit dir nicht zufrieden, mit ihm aber auch nicht, ich sagte es ihm wie dir, er erkannte sein Unrecht, in meiner Gegenwart sich so vergessen zu haben, bat mich um Vergebung, und die Sache war zwischen mir und meinem Freunde abgethan. Er war fest entschlossen, nie wieder in den gleichen Fehler zu fallen; aber es ging nicht: Ihr seid ein paar einander so entgegengesetzte Elemente, daß es knallen und brausen muß, wenn ihr zusammenkommt, ohne daß jeder deshalb an sich schlechter wäre. Das sah ich deutlich, Ihr könnt nicht nebeneinander existieren, daher traf ich die Einrichtung, nach welcher wir jetzt ganz friedlich leben und uns wohl dabei befinden. Müller hat jetzt keinen Grund, dich fern zu wünschen. Er haßt dich nicht, wie du ihn, er ist darin gerechter als du. Das Alleinessen mittags ist ihm recht, da er jetzt viel zu thun hat, und es ist möglich, daß diese Einrichtung bleibt, selbst wenn du fort bist; im übrigen genierst du ihn gar nicht. Dein Treiben und Wesen gefällt mir freilich nicht immer und ganz. Du scheinst mir zu absprechend, zu verachtend gegen die, die nicht

sind, wie du, zu aburteilend ohne Not und predigst mir zuweilen zu viel. Deswegen aber wünsche ich nicht, daß du ein tüchtiger Husar wärst, wenn auch deine Weise zu sehen und dein Eifer, anderen diese Ansicht aufdrängen zu wollen, mir nicht gefällt. Ich weiß, dies ist die jetzige Art der jungen Welt, ich ertrage sie und denke, die junge Welt wird auch einst alt.

Besonders aber verdrießt es mich, wenn du auf die schimpfst, die, ergriffen von der großen Zeit, in der wir leben, das Schwert zur Hand nehmen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte. Du solltest anderen ihre Weise lassen, wie man dir die deine läßt, denke ich. Gans ist dann froh, seine angeborene Feigheit hinter dir zu verbergen und pappelt dir nach, ohne deinen Geist zu haben. Das ist gar nicht erfreulich zu hören; lieb wär's mir, wenn du solche Unterhaltung in Zukunft vermiedest.

Warum unser Familienband dir zerrissen scheint, begreife ich nicht. Laß nur Gelegenheiten zur Teilnahme kommen, du wirst sie bei mir und Adelen nicht vermissen. Schon unsere Bereitwilligkeit, deinen israelitischen Freund aufzunehmen, sollte dir ein Beweis davon sein. *Wollte ich dir meinen Freund opfern*, weil Ihr Euch nicht miteinander vertragt, *so thäte ich Unrecht an ihm und mir*. Du hast mir oft bei anderen Gelegenheiten mit Recht gesagt: wir beide sind zwei — und so muß es auch sein. Genug, ich habe dafür gesorgt, daß Ihr einander wenigstens nie in den Weg treten könnt; da ich die Unmöglichkeit einsehe, daß Ihr Euch je erkennen könntet. *Ich aber kenne Euch beide, jeder ist mir lieb nach seiner Art, und keiner thut dem anderen bei mir Eintrag, keinen werde ich dem anderen opfern.* Da ich aus Gründen, die ich einsah, eh' ich Müllern kannte, weiß, daß wir beide nie in einem Haushalt auf die Dauer leben können, da ich weiß, daß du selbst dies nie wünschtest, warum soll ich mich von einem Freunde losreißen, der mir treu ist und helfend, so wie's Not thut, der mir meine Existenz angenehmer macht und den ich und viele achtungswerte Menschen für gut und rechtlich anerkennen? *Bloß weil er sich*, hingerissen von Zorn, Empfindlichkeit und Hitze, *unartig gegen dich betrug*, der auch nicht artig war? Besonders da ich die natürliche Antipathie zwischen

Euch anerkenne, für welche Ihr beide nicht könnt. Da wäre ich sehr ungerecht gegen mich und ihn. Laß ihn nur immer, wo er ist, er thut dir keinen Eintrag. Sei mild, gut, teilnehmend gegen mich und Adelen, sitze nicht immer auf dem Richterstuhl uns gegenüber und du wirst sehen, ob wir dich lieben. Antworte mir nicht, es ist unnötig. Wenn du deine Abreise bestimmt hast, so sag' es mir, doch das eilt nicht, ich brauch' es nicht lange vorher zu wissen."

Was das in diesem Briefe beiläufig erwähnte Verhalten Schopenhauers der nationalen Bewegung gegenüber betrifft, so sind die Worte der Mutter, daß er auf diejenigen „geschimpft" habe, die zum Schwert gegriffen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte, so zu verstehen, daß er nur gegen diejenigen sich ausgesprochen hat, die ohne von der Natur dazu bestimmt zu sein, als Freiwillige in den Krieg zogen. Er stimmte hier eben ganz mit Goethe überein, der sogar noch weiter ging und zu Luise Seidler äußerte: „es sei unrecht von den Studierenden und Professoren, mit in den Kampf zu ziehen, da jetzt schon soviel geschehe, daß dadurch Wissenschaften gestört ꝛc. würden"[110]). Tadelte doch sogar auch Joseph von Görres den Professor Steffens, daß er den Krieg mitmache: „der Gelehrte sei verpflichtet, sich für sein geistiges Werk zu erhalten". (Görres. Von J. N. Sepp. [Berlin 1896] S. 73.) Wie Schopenhauer im allgemeinen über den Krieg gegen Napoleon dachte, hat er in seinem Briefe an F. A. Wolf vom 24. November 1813 ausgesprochen: „Über die glückliche Befreiung Teutschlands und eben dadurch der höheren Kultur vom Drucke der Barbaren, wäre es überflüssig Ihnen meine Freude zu schildern." Auch wandte er den ins Feld ziehenden seine thätige Teilnahme zu. Seinem Freunde Helmholtz, der als Lieutenant mitging, schaffte er die Uniform an und gab ihm einen Sophokles mit. Einem anderen Freunde schenkte er einen kostbaren Säbel[111]). Von sich selber aber sagt er, in dem latei-

nischen Gesuchschreiben an die Jenaer Fakultät um Zulassung zur Promotion in absentia, er habe sich nicht sowohl deswegen, weil er, nach Verlust der Danziger Staatsangehörigkeit, in keinen neuen Staatsverband eingetreten sei, vom Eintritt in das Heer dispensiert, als vielmehr, weil er davon durchdrungen wäre, daß er nicht dazu geboren sei, mit der Faust, sondern mit dem Kopfe dem Menschengeschlecht zu dienen, und daß sein Vaterland größer sei als Deutschland[112]). Ebenso sagte er in dem eben citierten Briefe an Wolf:

„Ich bin, wie Sie sehen, den Musen auch unter dem allgemeinen Waffengetümmel treu geblieben. Vielleicht wird es mancher tadeln: aber ich bin mir bewußt Recht gethan zu haben, daß ich nicht in einen Wirkungskreis trat, in welchem ich nichts als guten Willen hätte zeigen können, und dafür einen verließ, in welchem ich, wenn die Götter es zulassen, mehr zu leisten hoffe."

Endlich heißt es in der lateinischen Selbstbiographie: es habe ihn mit Trauer erfüllt, daß sein Leben in eine Zeit gefallen sei, welche andere Tugenden erfordere als mit denen ihn die Natur ausgestattet habe.

Um auf das Hauptthema des mütterlichen Briefes zurückzukommen, so geht aus demselben klar hervor, daß der Sohn die Entfernung des Hausfreundes, der sich überdies unartig gegen ihn betragen, gefordert hat, daß die Mutter ihn aber nicht „opfern" wollte. Als er dann auf seiner Forderung noch weiter bestand und vermutlich in deutlichen Worten ihr eröffnet hat, daß er die richtige Idee von ihrem Verhältnis zu Müller gefaßt habe, erzürnte er die Mutter dadurch so sehr, daß sie ihm nun wirklich „die Thür wies": sie schrieb ihm, noch in der ersten Hälfte des Mai, den „Scheidebrief", der in seinem Wortlaut bisher nicht bekannt geworden ist. Wir wissen nur, daß der Sohn auf diesen Brief den Spruch des Livius gesetzt hat: Veritatem laborare

nimis saepe ajunt, extingui nunquam und ferner Turpe putant parere minoribus. Das heißt: Die Mutter hat den Bruch herbeigeführt, weil sie von ihrem Sohne die Wahrheit nicht hören, weil sie das Opfer nicht bringen wollte, das er von ihr zu fordern berechtigt war. Sie wird aufgeatmet haben, als der Sohn Weimar den Rücken kehrte, als er nicht mehr „als moralischer Stellvertreter des Vaters" vor ihr auftrat[113]), als er nicht mehr ihr das furchtbare Wort des Goetheschen Oreſt ins Gedächtnis rief:

Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein stummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.

Freudig hat sie den Freund Müller wieder an ihrem Tische erscheinen sehen — sie lebte ihr ganzes späteres Leben in Weimar mit diesem Manne zusammen. Auf von Gerstenbergk geht die Stelle in dem, später zu erwähnenden Briefe Adelens an den Bruder, vom Februar 1819, von dem „Hausgenossen, der sich nach dem Süden begeben zu wollen schien", wodurch, da die Mutter mitziehen wollte, Adelen „das Schlimmste, was ihr hätte begegnen können, drohte." Über diese charakteristische Episode in der Verbindung Johanna Schopenhauers mit von Gerstenbergk sind wir durch einen Briefwechsel zwischen dem letzteren und Varnhagen unterrichtet (in Varnhagens Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek in Berlin). Im Sommer 1818 nämlich waren Frau Schopenhauer und Adele mit Herrn von Gerstenbergk zu längerem Aufenthalt in Baden-Baden gewesen und auf der Durchreise durch Karlsruhe hatten sie die Bekanntschaft Varnhagens, damals preußischer Ministerresident daselbst, gemacht. An diese Bekanntschaft knüpfte nun Gerstenbergk auf der Rückreise an, indem er Varnhagen bat, ihm zur Erlangung der durch den Abgang des badischen Staatsrats von Klüber vakant gewordenen Stelle zu verhelfen, da es ihm in Weimar nicht

mehr gefalle. „Ich ging“, schreibt er in dem von Mannheim, den 20. August 1818, datierten Briefe „nach Weimar, um dort in den herrlichsten Kreis zu treten, den man in Deutschland finden konnte; aber Wieland, der mich väterlich liebte, ist schlafen gegangen, Fernow starb früher, Friedrich Majer in diesem Jahre, Heinrich Meier ist auf dem Sprunge sein Leben in der Schweiz zu schließen, Bertuch nahe dem Grabe, Stefan Schütze und Riemer gingen dem geselligen Leben durch Heirat verloren. Ich habe nur noch Goethe, der allen Anzeigen nach nicht lange mehr sein wird, und Johanna Schopenhauer, die unabhängig genug ist, um auch südlicher zu ziehen.“

Das bramarbasierende Wort: „ich habe nur noch Goethe“ ist für den Mann besonders bezeichnend: Goethe hat sich bekanntlich um diesen Regierungsrat, der im Departement des Kanzlers Friedrich von Müller arbeitete, nie bekümmert. Gerstenbergk findet Goethen deshalb lieblos: er hat die Stirn, in einem zweiten Brief an Varnhagen, den er von Frankfurt a. M. aus, den 3. September 1818, schrieb, zu sagen: „Ich liebe Goethe (als Menschen) nicht, denn er liebt beinahe niemand als sich.“ In demselben Briefe heißt es noch von Johanna Schopenhauer und ihrer Tochter: „Meine Reisegefährtinnen beklagen mit Ihnen und mir die Kürze unseres Zusammenseins. Möge die Zukunft uns das Versäumte ersetzen. Auch den Damen hat es im Süden so gefallen, daß sie leicht ihren jetzigen Aufenthalt wechseln würden.“

Varnhagen sagte dem stellenjagenden Regierungsrat in der That seine Unterstützung zu, wofür sich dieser in zwei Briefen aus Weimar, vom 4. und 30. Oktober 1818, bedankt. In dem letzten Briefe schreibt er: „die Damen Schopenhauer bitten Sie und auf Sie um freundliches Andenken.“ Von seiner Schlußbemerkung: „Goethe grüßt Sie und befindet sich leidlich,“ ist die erste Hälfte ohne Zweifel erfunden. Belogen hatte Gersten-

bergk den preußischen Ministerresidenten auch über den Grund seiner Weimarmüdigkeit. Er hatte nämlich im Brief vom 20. August hervorgehoben, daß er dienstlich alle Ursache habe, in Weimar zufrieden zu sein, der Großherzog hätte ihn in sieben Jahren durch manche auszeichnende Begünstigungen zum vorsitzenden Geheimen Regierungsrat avancieren lassen, er genieße die freundschaftlichste Neigung seines Chefs u. s. w. An demselben 20. August schrieb er aber an den ihm befreundeten Politiker Lindner in Baden-Baden, daß ihm ein jüngerer Kollege, der Geheime Hofrat Schweiger in Jena, vorgesetzt und zum Geheimen Staatsrat und Mitglied des Conseils ernannt sei und deshalb wolle er den weimarischen Staatsdienst mit dem badischen vertauschen. Diesem Lindner dankt er in demselben Briefe auch „für alles, was Sie für Dame Schopenhauer und mich in Baden thaten", und übermacht ihm „die schönsten Empfehlungen von mir und meinen Damen." Trotz der bei Lindner und Varnhagen gethanen Schritte blieb von Gerstenbergk in Weimar sitzen, wo er erst nach weiteren elf Dienstjahren zum Vicekanzler befördert wurde.

Eine öffentliche Anerkennung als „Dichter", wohl die einzige ihm zuteilgewordene, erlebte er 1819, indem Johanna Schopenhauer in der Vorrede zu ihrem ersten Roman ‚Gabriele' (3 Bände, Leipzig 1819, 1820) schrieb (Bd. 1, S. VIII):

„Ich fühle mich in meinem Gewissen verpflichtet, zu bekennen, daß . . . die in diesem Buche enthaltenen Gedichte nicht von mir sind. Ich danke sie einem Freunde, den ich gern vor der Welt nenne. Friedrich von Gerstenbergk, von dem wir schon so manches schöne Lied, so manche zarte Dichtung mit Dank und Freude empfingen, der Verfasser der ‚Kaledonischen Erzählungen' und der ‚Phalänen' steuerte meine Gabriele mit diesem Schmucke aus."

Der Schmuck besteht in mehr als mittelmäßigen, schwülstigen Liebesgedichten „des Freundes, den sie gern vor der Welt nennt".

Er war eben so recht ein Mann nach ihrem Herzen. Von ihm konnte sie auch sagen, was sie einst von de la Motte Fouqué sagte und uns ein an Luise Seidler gerichteter Brief des Arztes Kieser aufbewahrt hat:

„Ich traf [am 2. Dezember 1813] nebst anderen kleineren Geistern Goethe und Fouqué bei der Schopenhauer . . . Beide saßen neben einander. Erst bei solchen Kontrasten fühlt man, was uns Goethe wert ist, wie in ihm der wahre, ernste, tiefe deutsche Sinn wohnt, während bei Fouqué nur die normännische . . . Geschwätzigkeit und Witz auf deutschen Verstand und Witz gepfropft erscheint. Die Weiber werden Fouqué lieben, besonders die oberflächlichen; — Madame Schopenhauer sagte ganz naiv: sie fände sich ganz mit ihm, wie mit einem alten Bekannten, während sie Goethe als das ewig Unerreichbare, Hohe, Herrliche fürchte[114])."

Daß das Verhältnis Johanna Schopenhauers zu von Gerstenbergk zeitlebens fortbestanden hat, wenn sie auch seit ihrem Wegzuge von Weimar (Juli 1829) nach Bonn getrennt lebten, ersehen wir aus den Mitteilungen Karl von Holteis über sie[115]). Derselbe hatte im Frühjahre 1827 ihre persönliche Bekanntschaft gemacht und war dann 1828 nach Weimar zurückgekehrt, um dort einen Cyklus deklamatorischer Vorträge zu halten. Die damals 62 jährige Schopenhauer hatte ihn sehr ins Herz geschlossen. Einmal machten sie einen zweitägigen Ausflug nach Jena zusammen und wurden bei ihrer Rückkunft „mit gutmütigem Spott überschüttet wegen ihres zärtlichen Verhältnisses." Nach Holteis Abreise traten sie in intimen Briefwechsel[116]). Am 26. September 1828 meldet sie ihm:

„Und noch eins, lieber Holtei, ich vertraue Ihnen ein Geheimnis an, um das bis jetzt außer Adele und Gerstenbergk niemand weiß. . . ich verlasse im nächsten Sommer Weimar — wahrscheinlich auf immer! Gerstenbergk ist hier der einzige, den zu verlassen mir recht schmerzlich werden wird. . . ."

Als Holtei im folgenden Jahre daran dachte, nochmals

nach Weimar zu kommen, schrieb sie ihm, 19. Februar 1829: „ich denke, Sie kommen. Adele freut sich darauf; auch Gerstenbergk.“ Nachdem sie dann an den Rhein übergesiedelt war, schrieb sie, Unkel bei Bonn, 7. Juli 1830: „Nur Wenige verstehen mich und vertrauen mir so ganz, wie Sie. Außer Adelen und Gerstenbergk vielleicht keiner. Und selbst diese vielleicht nicht ganz so wie Sie.“

Sie stand mit Gerstenbergk in fortgesetztem brieflichem Verkehr, wie sie denn an Holtei, Unkel 26. Februar 1831, schrieb, daß bei Goethes gefährlicher Krankheit „Gerstenbergk jede Woche ein paarmal Nachricht von ihm gegeben habe.“

Wenn die lebenslängliche Scheidung zwischen Mutter und Sohn aber auch ihren obersten Grund in dem soeben erörterten Verhältnis zwischen Johanna Schopenhauer und Friedrich Müller genannt von Gerstenbergk hatte, so haben doch noch manche andere Ursachen mitgewirkt. Der ernste, tief ethische Charakter des Sohnes mußte sich von dieser leichtfertigen, oberflächlichen, herzlosen, die Mutter völlig verleugnenden Weltdame abgestoßen fühlen. War dies doch nicht minder bei ihren eigenen Blutsverwandten der Fall. Im Jahre 1814 schrieb ihre bei der verarmten Mutter in Danzig lebende Schwester Julie, nachdem sie sich über Johannas „ungerechte Anklagen und Beschuldigungen“ auf das heftigste beschwert hatte: „Sollten wir mehrere solcher Briefe von dir erhalten, die Mutter und ich würden zu Grunde gehen[117]).“

Im Jahre 1832 lobte die selbe Julie Trosiener, einem sie besuchenden Verwandten, Professor Nicolovius, gegenüber, ihren Neffen Arthur, „daß er sich von dem fabelhaften Leben, Treiben und Schreiben seiner Mutter ganz fern halte[118]).“

Ihre häßlichen Charaktereigenschaften treten aber nicht nur im Verkehr mit ihren Familienangehörigen hervor, auch Fernerstehende haben ein unangreifbares Zeugnis wider diese

Frau abgelegt. So schreibt die schon genannte Malerin Luise Seidler über ein Zusammensein mit „Madame Schopenhauer“ im Sommer 1810 an den Arzt Schröder (Dresden 4. Januar 1811):

„Sie wissen noch nicht, wie nahe ich in Dresden mit Goethe bekannt geworden bin, wie sehr er sich meiner annahm . . . Man hat mir oft sehr wehe gethan, besonders die Schopenhauer. Kein Tag verging, wo sie mich nicht durch Worte oder Mienen zu kränken suchte. Goethe erschien mir da als ein rechter Schutzengel und Rächer; er brachte zehn Tage in Dresden zu und übersah mit Einem Blick meine Lage. Oder wollte er die Anderen demütigen? Ich weiß es nicht, aber er war mir ein väterlicher, aufmerksamer, gütigster Freund, der die größten Aufmerksamkeiten für mich hatte... mich überall mit hinnahm, mich in allem auszeichnete, und sich außer Seebeck, der beständig mit ihm war, gar nicht um die Anderen bekümmerte. . . . Ach wenn man so allein steht, ist jedes freundliche Wort so viel wert, und nun nach so vielen Kränkungen sich so entschädigt zu sehen[119])!“

Franz Passow berichtet in einem sehr ausführlichen Briefe an Heinrich Voß, vom 12. März 1810, über eine unverantwortliche Intrigue der Schopenhauer, durch welche Goethe und Passow zwei Jahre lang getrennt wurden, bis durch einen gemeinschaftlichen Freund Goethes und Passows die Sache aufgeklärt wurde. Nebenbei giebt dieser Brief auch eine ungeschminkte Charakteristik der „Repräsentationsthees der beweglichen und geschwätzigen Madame Schopenhauer“, zu denen Passow sich zwar regelmäßig einfand, aber „selbst wenig teilnehmend, weil der ewig mit aufgesperrtem Maul lachende und jachternde frivole Ton des Thees nicht in mein Fach gehört[120]).“

Ein großer Menschenkenner, der berühmte Kriminalist Anselm Ritter von Feuerbach, traf mit Frau Schopenhauer 1815 in Karlsbad zusammen und schrieb über sie Folgendes in seinem Tagebuch: „Hofrätin Schopenhauer, eine reiche

Witwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig; ohne Gemüt und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauterm Verstande aufgeschoßt ist. Der Sitz schöner weiblicher Bildung ist allein in des Weibes Herzen. Das Gänschen, ihre Tochter: ‚Ich habe für Blumenmalerei das vorzüglichste Talent'[121])".

Als von diesem Tagebuchblatte, im Jahre seiner Veröffentlichung, Arthur Schopenhauer durch seinen Freund Frauenstädt Kenntnis erhielt, dankte er für die Mitteilung und bemerkte dazu: „Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih' mir's, lachen müssen[122])." Es war vierzehn Jahre nach dem Tode der Mutter, als er diese vertrauliche Äußerung machte, aber er hat es nicht immer mit Humor getragen, eine Frau von solchen Charaktereigenschaften zur Mutter zu haben. Fünf Jahre nach der Trennung von seiner Mutter schreibt J. G. Quandt, der Freund Adele Schopenhauers, über ihn: „ich glaubte tief in seinem Herzen die Zuckungen eines ungeheuren Schmerzes gewahr zu werden, welcher die Erinnerungen an eine furchtbare Epoche seines Lebens zu begleiten schien[123])."

Wie sich die Mutter nach der Trennung vom Sohne diesem gegenüber verhalten hat, wissen wir aus verschiedenen Mitteilungen von Zeitgenossen. Zunächst verbot sie auch Adelen die Fortsetzung des geschwisterlichen Verhältnisses zu ihm: erst der Vermittlung J. G. Quandts gelang es im Jahre 1819, die Mutter dazu zu bewegen, daß sie ihrer Tochter die Erlaubnis gab, mit Arthur wieder zusammenzutreffen (siehe S. 125). Über eine spätere Zeit (1827—1828) erzählt K. v. Holtei: „Von dem Sohne war sie längst völlig geschieden . . . Sie vermied ängstlich, von ihm zu reden, ihn erwähnen zu hören; und wurde zufällig, aus Versehen, sein

Name genannt, dann schwieg sie, sichtbar verstimmt, sie, deren umgängliche, nachsichtige Heiterkeit sich sonst niemals veränderte[124])."

Von einem ungenannten Freunde wird berichtet, daß sich einst die Mutter bei ihm bitter über den Sohn beklagt, aber doch bekannt habe: „Wahrheitsliebe ist seine größte Tugend, nie habe ich eine Lüge aus seinem Munde gehen hören[125])." Die sämtlichen Briefe Arthurs an sie hat sie vernichtet oder deren Vernichtung durch die Tochter angeordnet: vermutlich, damit die Wahrheit über die Ursache der Trennung nicht einst an den Tag komme.

In ihrem Roman ‚Die Tante' hat sie Arthur unter dem Namen „Lothario" als einen paradoxen Sonderling auftreten lassen[126]). Von seiner geistigen Größe hat sie nie eine Ahnung gehabt. Bei dem Erscheinen der ‚Vierfachen Wurzel des Satzes vom Grunde' spottete sie: „Das ist wohl etwas für Apotheker," und als der Sohn darauf erwiderte, man werde es noch lesen, wenn von ihren Schriften kaum mehr ein Exemplar in der Rumpelkammer stecken werde, sagte sie: „Von den deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein[127])."

Bekanntlich erbt nach Schopenhauers Lehre der Charakter vom Vater, die Intelligenz von der Mutter. Für sich selbst konnte er daher darüber beruhigt sein, daß die Charaktereigenschaften der Mutter auf ihn nicht übergegangen seien. Die unbestechliche Wahrheitsliebe, die edle Geradheit, das bis zur Starrköpfigkeit gehende Festhalten an den einmal gefaßten Beschlüssen, der stolze Unabhängigkeitssinn, der Ernst der Lebensauffassung — alle diese Charaktereigenschaften hatte er von seinem Vater geerbt, während die Heftigkeit des Temperaments wohl auf Rechnung seines mütterlichen Großvaters zu setzen ist. Daß aber seine geistige Begabung ein Erbteil der Mutter sei, dieser Überzeugung hat er nicht nur in der

Aufstellung der Lehre von der ‚Erblichkeit der Eigenschaften' Ausdruck gegeben, sondern hat auch sonst keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die hervorragenden Verstandesgaben und das schriftstellerische Talent seiner Mutter hervorzuheben. In den verschiedenen selbstbiographischen Skizzen unterläßt er nie, seine Mutter als „berühmte Schriftstellerin" aufzuführen. „Alles kommt darauf an", sagt er in den ‚Parergis', „wie einer aus den Händen der Natur hervorgegangen sei, welcher Vater ihn gezeugt und welche Mutter ihn empfangen habe, ja, auch noch zu welcher Stunde; daher man keine Iliaden schreiben wird, wenn man zur Mutter eine Gans und zum Vater eine Schlafmütze gehabt hat." (S. W. IV, 227.)

Waren Johanna Schopenhauers Romane und Novellen auch weit davon entfernt, Kunstwerke zu sein, so offenbaren sie doch eine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung. Goethes Lob der ‚Gabriele', in der er u. a. „das Problematische mit großer Klugheit behandelt" fand, war daher keineswegs unverdient, wenn auch diese günstige Besprechung in erster Linie ein Zoll des Dankes war, den der große und herzensgute Mann ihr dafür abstattete, daß sie einst seiner ihm angetrauten Gattin als die erste ihr Haus geöffnet hatte. In die Ausgabe letzter Hand seiner ‚Werke' hat er diese in ‚Kunst und Altertum' (4. Band, 3. Heft, 1823) niedergelegte Kritik freilich nicht aufgenommen und der „Hofrätin" Schopenhauer auch in den ‚Tag- und Jahresheften' nirgends erwähnt, während er Arthur Schopenhauers daselbst zweimal mit Auszeichnung und ebenso Adelens gedachte.

In dem Porträt, welches Johanna Schopenhauer als alte Frau vor dem 1830 erschienenen 1. Bande der Gesamtausgabe ihrer Schriften darstellt, glauben wir eine deutliche Ähnlichkeit, in Stirn, Augen und Nase, mit den Gesichtszügen zu erkennen, die die Bilder ihres großen Sohnes im Alter zeigen. So hing er geistig doch mit ihr zusammen,

wenn auch der größte moralische Gegensatz zwischen ihnen sie einst und für immer auseinander geführt hatte.

Siebentes Kapitel.

In der zweiten Hälfte des Mai 1814 traf Schopenhauer in Dresden ein und schlug in einem Gartenhause an der Ostra-Allee seine Wohnung auf[128]). Mehr als vier Jahre lebte er in Dresden und hat während dieser Zeit die von ihm besonders geliebte Stadt nur zweimal vorübergehend verlassen: im Sommer 1816 machte er eine neuntägige Reise zu Pferde nach Teplitz, im Sommer 1817 einen fünftägigen Ausflug in die sächsische Schweiz.

Die Anregungen, die er durch Goethe empfangen hatte, waren zunächst noch so mächtig, daß seine erste wissenschaftliche Arbeit in Dresden die Ausarbeitung einer Schrift zur Farbenlehre war. In dieser ging er von Goethes Farbenlehre aus, rechnete ihm die Umstoßung der Theorie Newtons als größtes Verdienst an, wies indessen nach, daß Goethe an deren Stelle keine neue Theorie gegeben habe, und stellte nun seinerseits eine neue eigene Theorie der Farbe auf. Im Juli 1815 sandte er das vollständige Manuskript des Werkes an den Meister, mit einem Briefe[129]), in welchem er Goethe bat, die Schrift „mit seinem Feldzeichen auszustatten", d. h. sich auf dem Titel, neben dem Autor, als Herausgeber zu nennen. Goethe erhielt das Manuskript in Wiesbaden, wie er am 7. September schreibt, „zu guter Stunde, so daß ich lesen, überdenken und mich an Ihrer Arbeit erfreuen konnte". Er bittet, ihm das Werk, bis er nach Weimar komme, zum Geleit zu lassen. Am 23. Oktober ergreift er dann „den ersten ruhigen Augenblick nach seiner Zurückkunft", um Schopenhauers Aufsatz und Briefe nochmals zu durchgehen, und sagt:

„ich kann nicht verbergen, daß es mit großem Vergnügen geschieht. Ich versetze mich in Ihren Standpunkt und da muß ich denn loben und bewundern, wie ein selbstdenkendes Individuum sich so treu und redlich mit jenen Fragen befaßt und das, was gegenständlich daran ist, rein im Auge behält, indem es sie aus seinem Innern, ja aus dem Innern der Menschheit zu beantworten sucht.

Abstrahiere ich nun von Ihrer Persönlichkeit und suche das, was Ihnen gehört, mir anzueignen, so finde ich sehr vieles, was ich aus meinem bestimmten Gesichtspunkte gar gern gleichmäßig ausdrücke. Komm' ich aber an das, wo Sie von mir differieren, so fühle ich nur allzu sehr, daß ich jenen Gegenständen dergestalt entfremdet bin und daß es mir schwer, ja unmöglich fällt, einen Widerspruch in mich aufzunehmen, denselben zu lösen, oder mich ihm zu bequemen. Ich darf daher an diese strittigen Punkte nicht rühren . . ."

Schopenhauer suchte darauf in einem sehr ausführlichen Schreiben die Widersprüche gegen Hauptpunkte der Goetheschen Farbenlehre — namentlich gegen Goethes falsche Lehre von der Entstehung des Weißen — als „beinahe verschwindende Größen" gegen das darzustellen, worin seine Schrift Goethen beistimme, und kam daher auf seine erste Bitte zurück, „daß Ew. Excellenz sich vielleicht bewegen lassen, meinem Kindlein nochmals huldreich in die Augen zu schauen, ehe Sie in letzter Instanz abschlagen, bei ihm zu Gevatter zu stehen".

Als aber Goethe hierauf, in einem sonst sehr freundlichen Briefe vom 16. November seine „unüberwindliche Abneigung" erklärte, „auch nur den mindesten öffentlichen Anteil an dem Streite um die Farbenlehre gegenwärtig zu nehmen", und auf einen neuen „langen Brief" vom 3. Dezember[130]) mit der Antwort zögerte, erbat sich Schopenhauer am 23. Januar 1816 sein Manuskript zurück. Am 29. Januar

sandte Goethe darauf, wie das Tagebuch verzeichnet, das „Packet an Dr. Schopenhauer nach Dresden seinen Aufsatz über die Farben enthaltend", indem er ihm dabei wieder sehr freundlich schrieb und aufforderte: „Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit wissen, womit Sie sich beschäftigen, und Sie werden mich immer teilnehmend finden, denn ob ich gleich zu alt bin, mir die Ansichten Anderer anzueignen, so mag ich doch sehr gern, insofern es nur immer möglich ist, mich geschichtlich unterrichten, wie sie gedacht haben und wie sie denken".

Nun entschloß sich Schopenhauer, „die Schrift noch nächste Messe herauszugeben", zu welchem Behuf ihm Goethe am 11. Februar einige litterarische Notizen sandte und am Schluß versicherte, daß er den „nochmals durchgearbeiteten Aufsatz mit Vergnügen im Druck erwarte." Bereits am 4. Mai konnte Schopenhauer das erste Exemplar der Schrift ‚Über das Sehn und die Farben, eine Abhandlung' (Leipzig, Hartknoch, 1816. 88 Seiten in Oktav) seinem großen Lehrer übersenden. Unter dem 9. und 10. Mai verzeichnet das Tagebuch, daß Goethe die Schrift gelesen, am 11. Mai schrieb er an den Physiker Seebeck in Jena: er wünsche, daß dieser Schopenhauers Schrift „baldmöglichst lese"[131]), am 16. Juni 1816 dankte er Schopenhauern für den Empfang des „wohlgedachten Aufsatzes" und schloß: „Möchten doch auch Sie nicht müde werden, dieses schöne Feld zu bebauen und Ihre Ansichten fortzuhegen, damit wir vielleicht in einigen Jahren fröhlich in dem Mittelpunkt wieder zusammen träfen, von dem wir herstammen; denn wir sind denn doch auf das höchste Altertum gegründet und diesen Vorteil wird uns niemand entreißen. Lassen Sie manchmal von sich hören."

So freundlich die Briefe Goethes an Schopenhauer aber auch lauteten, so war der große Mann doch im Innern keineswegs erfreut über diese, über ihn hinausgehende Schrift. Als ihm sein unbedingter Anhänger in der Farbenlehre, der

preußische Staatsrat Schultz in Berlin, am 6. Juli 1816 schrieb: „Eine Schrift, die ich in dieser Stunde von der Buchhandlung zugeschickt erhalte: ‚Über das Sehen und die Farben' von Schopenhauer erregt große Erwartung; ich bin sehr begierig, sie befriedigt zu finden. Die Behauptung, die ich blätternd darin antreffe, daß aus zwei entgegengesetzten Farben das Weiße hergestellt werden könne, macht mir aber bange, daß der Verfasser aus Mangel an ruhiger Beobachtung fehlgegangen sein möchte; denn aus Schatten läßt sich doch ein für allemal kein Licht machen. Immer ist es erfreulich, zu bemerken, daß Ihre mannhafte Bekämpfung der Newtonischen Irrlehre von so manchen Seiten dankbar anerkannt wird" antwortete Goethe am 19. Juli: „Dr. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf, den ich selbst veranlaßte, weil er eine zeitlang sich hier aufhielt, meine Farbenlehre zu ergreifen. . . . Nun ist, wie Sie wohl beurteilen, dieser junge Mann, von meinem Standpunkte ausgehend, mein Gegner geworden. Zur Mittelstimmung dieser Differenz habe ich auch wohl die Formel; doch bleiben dergleichen Dinge immer schwer zu entwickeln[132])."

Ja, er ließ sogar das obenerwähnte Gedicht vom 14. Januar 1814, wenn auch ohne Namensnennung des dadurch Getroffenen, im Druck erscheinen[133]).

In Prosa hat er sich später über sein Verhältnis zu Schopenhauer in den 1830 erschienenen ‚Tag- und Jahresheften' geäußert. Nachdem er hier, unter dem Jahre 1816 erzählt, daß ihm der Professor Pfaff sein Werk gegen die Farbenlehre „mit einer, den Deutschen angeborenen, unartigen Zudringlichkeit" zugesandt habe, fährt er fort: „Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinstimmend, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der

eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen[134])."

Wie Goethe wegen Schopenhauers doch nur partieller Gegnerschaft das eigentliche Verdienst der Schrift „Über das Sehn und die Farben" nicht sah oder nicht sehen wollte, so kann es noch weniger wundernehmen, daß die newtonianischen Physiker die Abhandlung nicht zu würdigen wußten (vgl. die einzige Rezension über dieselbe in der Leipziger Litteraturzeitung vom 14. Juli 1817). Nur der Dresdener Professor Ficinus, den Schopenhauer persönlich „zum Proselyten gemacht", legte dem Artikel „Farbe" in Pierers Reallexikon der Physiologie und Medizin (1818) Schopenhauers Theorie zugrunde. Mehr als ein halbes Jahrhundert hat es gedauert, bis ein anerkannter Fachmann, der Universitäts-Professor J. N. Czermak in seiner Abhandlung „Über Schopenhauers Theorie der Farbe" erklärte: „Es bleibt Schopenhauers Verdienst, in der Farbenlehre einen ganz neuen und an sich richtigen Weg eingeschlagen und durch seine physiologische Theorie die allgemeinste und wesentlichste Grundlage jeder wahren Farbenlehre aufgefunden zu haben." (Sitzungsberichte der K. K. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Band LXII [Juli 1870]).

In seinem Briefe an Goethe vom 11. November 1815 bemerkt Schopenhauer beiläufig, er habe in Dresden das Gebiet der Farbenlehre, ein paar Wochen ausgenommen, „nur als Nebensache behandelt und trage weit andere Theorieen als die der Farbe beständig im Kopfe herum". Diese ihn beschäftigenden Haupttheorieen waren sein System der Philosophie, dessen erste Umrisse, wie wir oben, S. 69, gesehen haben, ihm schon im letzten Jahre seines berliner Aufenthalts sich dargestellt hatten, an dem er in Rudolstadt und Weimar weiter gearbeitet, dessen vollständige Ausgestaltung aber nun in Dresden seinen Geist ausschließlich

in Anspruch nahm. In seiner lateinischen Selbstbiographie sagt er daher auch, daß er fünf Jahre ununterbrochen an der Ausarbeitung seines Systems beschäftigt gewesen sei. Die ersten Niederschriften seiner nach und nach zu einem organischen Ganzen sich zusammenschließenden Gedanken sind noch vollständig erhalten. Sie werden jetzt auf der K. Bibliothek in Berlin bewahrt, zwei starke Quartbände, mit einem dazu gehörenden Registerband[135]). Schopenhauer hat später (1849) an den Rand des ersten der zu Dresden geschriebenen Manuskriptbogen die folgende allgemeine Charakteristik gesetzt:

„Diese zu Dresden in den Jahren 1814—1818 geschriebenen Bogen zeigen den Gärungsprozeß meines Denkens, aus dem damals meine ganze Philosophie hervorging, sich nach und nach daraus hervorhebend, wie aus dem Morgennebel eine schöne Gegend. — Bemerkenswert ist dabei, daß schon im J. 1814 (meinem 27. Jahre) alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellen."

Diese Manuskripte bestehen aus lauter einzelnen, kürzeren oder längeren Aufsätzen, ohne jede sachliche Ordnung, da sie immer nur die Fixierung der augenblicklichen Gedanken des Schreibenden sind. Wenn Schopenhauer später sagte, daß die besten Gedanken im Gehen oder Stehen kämen, so können wir ihn uns vorstellen, wie er in diesen Jahren in dem ihm stets eigenen raschen Schritt, an den Ufern der Elbe wandelnd, die auf ihn einströmenden Intuitionen mit wenigen Stichworten in seinem Taschenbuch festhielt, um sie dann zu Hause weiter auszuführen[136]). Im Alter erzählte er seinem Schüler Frauenstädt, daß, als er einst im Treibhause des dresdener botanischen Gartens, in die Physiognomie der Pflanzen vertieft, mit sich selbst gesprochen und auch wohl lebhaft gestikuliert habe, der Aufseher ihn beim Weggehen aus Neugier gefragt habe: wer er sei? worauf er geantwortet: „Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen

vielen Dank schuldig." Jener habe ihn dann angesehen, als ob er einen Verrückten vor sich habe: „Das aber ist Humor"[137]). Ein anderes Mal, als er im Frühling aus der mit einem Blütenmeer bedeckten Orangerie des Zwingers heimkehrend, von seiner Hauswirtin, die eine Blüte an seinem Rock bemerkte, mit den Worten begrüßt wurde: „Sie blühen, Herr Doktor!" antwortete er: „Ja, wenn die Bäume nicht blühen, wie sollten sie Früchte tragen"[138]). Neben der Entwickelung seiner eigenen Gedanken ging das Studium fremder, ihm wahlverwandter Werke her. Was hier von entscheidendem Einfluß auf ihn gewesen, hat er in einer schönen, 1816 geschriebenen Stelle seiner Manuskripte ausgesprochen: „Ich gestehe, daß ich nicht glaube, daß meine Lehre je hätte entstehen können, ehe die Upanischaden, Plato und Kant, ihre Strahlen zugleich in eines Menschen Geist werfen konnten. Aber freilich standen, wie Diderot sagt, viele Säulen da, und die Sonne schien auf alle: doch nur Memnons Säule klang." (S. N. IV, 343.)

Im März 1817 fing er an, aus dem riesigen Aphorismenchaos seiner Aufzeichnungen ein geordnetes Ganze herzustellen, um dasselbe „in zusammenhängendem Vortrage für andere faßlich zu machen." Im März 1818 war die erste (nicht erhaltene) Niederschrift des Buches fertig, und er dachte nun sogleich an dessen Veröffentlichung, zu der er auch alsbald den Verlagsbuchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig bereit fand[139]). Über die Bedeutung seines Werkes machte er dem Verleger folgende Andeutung: „Mein Werk ist ein neues philosophisches System: aber neu im ganzen Sinne des Wortes: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen, sondern eine im höchsten Grad zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie anderen verständlich mitzuteilen, ausgeführt habe, wird, meiner festen Überzeugung nach, eines von denen sein, welche

nachher die Quelle und der Anlaß von hundert anderen Büchern werden."

Der Inhalt dieser Gedankenreihe ist, wie er im Eingang des letzten der vier Bücher, in die das Werk zerfällt, sagt: eine neue Deutung und Erklärung des Wesens der Welt, in jeder möglichen Beziehung und von jedem Gesichtspunkte aus. Über den Hauptgesichtspunkt des Werkes hatte er sich schon in seiner ersten Schrift, dem ‚Satze vom Grunde', in § 58 in einer (in der zweiten Auflage weggebliebenen) Stelle ausgesprochen: „Was denn aber das innerste Wesen des Künstlers, das innerste Wesen des Heiligen sei, ob vielleicht eines und dasselbe — darüber mich hier auszulassen, wäre gegen meinen Vorsatz, das Ethische und Ästhetische in dieser Abhandlung nicht zu berühren. Vielleicht aber könnte mir jenes einmal Gegenstand einer größeren Schrift werden, deren Inhalt zu dem der gegenwärtigen sich verhalten würde, wie Wachen zum Traum. Der Mißdeutung dieses Ausdrucks gegen unsere nunmehr zu Ende gehende Betrachtung wollen wir mit Senecas Worten begegnen: Somnium narrare vigilantis est."

Aus dieser Stelle hatte bereits sein oben erwähnter Recensent in den ‚Marburger Annalen' den folgenden, ganz richtigen Schluß gezogen: „Indem der Verfasser die Objektivität des Ichs lediglich auf das Wollen stützt, so scheint hieraus, wie aus einigen anderen Äußerungen dem Recensenten nicht undeutlich die Absicht hervorzugehen, die Ethik zum Schlußstein der gesamten Philosophie zu machen. Eine Ansicht, die bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, der durch Offenbarung oder eine Dialektik über luftigen Anschauungen die freie Thätigkeit der Vernunft zu lähmen droht, alle Aufmerksamkeit verdient."

Die Ethik war allerdings der Kern des nun vollendeten Werkes geworden, und der Autor konnte dem Verleger mit gutem Gewissen melden, daß sich „im letzten Buch eine

Moral ergiebt, die mit der eigentlich christlichen genau übereinstimmt."

Alsbald nach dem 28. März 1818 (dem Datum seines ersten Briefes an Brockhaus) begann er von der ersten Niederschrift des Werkes die Reinschrift für den Druck anzufertigen, deren erste Hälfte er Mitte Juli an den Verleger ablieferte, die zweite Hälfte zu Anfang September. Nach Mitte August erhielt er den ersten Korrekturbogen.

Der Erste und Einzige, dem er von dem bevorstehenden Erscheinen seines Buches briefliche Kunde gab, war Goethe. Er meldet ihm am 23. Juni nach Karlsbad:

„Nach mehr als vierjähriger Arbeit hier in Dresden habe ich das Tagewerk meiner Hände vollbracht und so vor's erste das Ächzen und das Krächzen abgethan ... Mein Werk, welches nun zu Michael erscheint, ist die Frucht nicht nur meines hiesigen Aufenthaltes, sondern gewissermaßen meines Lebens. Denn ich glaube nicht, daß ich je etwas Besseres oder Gehaltvolleres zu Stande bringen werde. Der Titel des Buches, den bis jetzt außer dem Verleger und mir noch kein Mensch weiß, ist: ‚Die Welt als Wille und Vorstellung, vier Bücher, nebst einem Anhange, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält.' — Brockhaus erhält den Auftrag, Ewr Excellenz ein schönes Exemplar zu übersenden. Ich kann, nach unseren einstigen philosophischen Dialogen, nicht umhin, mir viel Hoffnung auf Ihren Beifall zu machen, falls Sie noch die Geduld haben, sich in einen fremden Gedankengang hineinzulesen. Es werden wenigstens vierzig Bogen."

Er wartete indes in Dresden die Vollendung des Druckes nicht ab, sondern trat, als erst zwölf Bogen im Reindruck vollendet waren, eine Reise nach Italien an. Bevor wir ihn auf dieser begleiten, haben wir sein äußeres Leben während der vier Jahre in Dresden nachzuholen.

Eine anschauliche Schilderung jener dresdener Zeit, mit

Schopenhauer im Mittelpunkte, hat der Freiherr Friedrich von Biedenfeld im stuttgarter ‚Morgenblatt' von 1859 entworfen[140]). Vorauszuschicken ist, daß von Biedenfeld (geb. 1788) die erste Anknüpfung Schopenhauers mit seinem Verleger Brockhaus vermittelt hat. Er schrieb am 8. März 1818 an Brockhaus: „Schopenhauer, dieser höchst interessante Kopf, welcher vielleicht an Denkkraft, ernstem Willen und Tiefe des Studiums von keinem Lebenden überboten wird, hat nun auch ein größeres umfassendes philosophisches Werk in der Arbeit, welches im Juli fertig zur Abgabe wird. Noch hat er keinen Verleger gesucht. . . . Wäre dies nicht ein Ihrer würdiges Unternehmen[141])?" Als Brockhaus darauf antwortete, daß er Schopenhauer schon als ausgezeichneten Kopf kenne und gern mit ihm in Verbindung treten würde, erfolgte Schopenhauers Verlagsantrag in dem schon oben erwähnten Briefe vom 28. März 1818. An diesen Verkehr mit seinem Jugendgenossen knüpft nun Biedenfeld in seinem Morgenblattartikel wieder an. Er versetzt uns in das Jahr 1817, als die soeben unter Friedrich Launs Redaktion neuerstandene ‚Dresdener Abendzeitung' eine große Litteratengemeinde um sich versammelte.

„Wer entsänne sich nicht aus jener Periode der gefeierten Namen eines F. Kind, G. Schilling, F. Laun, F. Kuhn, A. von Nordstern, Rich. Roos, K. Borromäus von Miltiz, Th. Hell, A. Gehe und jenes ungeheuer gelehrten Böttiger. . . . .

Indessen lebten damals zwei Männer in Dresden, die, obgleich sehr verschiedenen Geistes und Charakters und Wissens, jenem Poetenbunde mancherlei Verdruß und Kummer verursachten, die Harmonie des Konzertes mitunter sehr gefährdeten, sich ihm niemals förmlich anschlossen, aber dabei dessen Inseparables äußerlich spielten: der junge Dr. Arthur Schopenhauer und der schon ziemlich herangereifte preußische Diplomat C. Heun genannt Clauren...

Als Sohn der hochgeachteten Joh. Schopenhauer, völlig unabhängig durch ein hübsches Vermögen und schon früh in philosophisches Studium vertieft, hatte Arthur schon vor seiner Ankunft in Dresden

sehr reiche Bekanntschaft mit dem geselligen Leben in verschiedenen Gegenden Deutschlands gemacht, ohne seinen Eigentümlichkeiten im mindesten zu entsagen, noch in die Schwächen anderer sich geduldig zu fügen. In dieser Hinsicht war er unverkennbar ein wenig enfant gâté, von offenherzigster Ehrlichkeit, gerade heraus, herb und derb, bei allen wissenschaftlichen und litterarischen Fragen ungemein entschieden und fest, Freund wie Feind gegenüber jedes Ding bei seinem rechten Namen nennend, dem Witze sehr hold, oft ein wahrhaft humoristischer Grobian, wobei nicht selten der Blondkopf mit den blaugrauen funkelnden Augen, der langen Wangenfalte auf jeder Seite der Nase, der etwas gellenden Stimme und den kurzen, heftigen Gestikulationen mit den Händen ein gar grimmiges Aussehen gewann. Mit seinen Büchern und Studien lebte er fast gänzlich isoliert und ziemlich einförmig, suchte keine Freundschaft, schloß sich auch niemandem besonders an, sah sich aber bei seinen weiten und raschen Spaziergängen gern begleitet, unterhielt sich dabei sehr lebhaft über einzelne litterarische Vorkommenheiten, wissenschaftliche Gegenstände, hervorragende Geister, besonders gern über Drama und Theater. Wer ihn liebenswürdig, anziehend, belehrend haben wollte, der mußte mit ihm allein spazieren gehen. Mir wurde dieser Genuß oft zuteil, und dieser Umstand erwarb mir sein Wohlwollen, womit er mich noch jetzt erfreut. So galt er allgemein für einen Sonderling und war es auch gewissermaßen wirklich. Obschon entschiedener Gegner jenes Abendzeitungs-Allmanachs- und Liederkranzwesens, der sämtlichen Teilnehmer daran, die er nur die litterarische Clique nannte, besonders aber Böttigers, den er laut als den gestiefelten Kater verhöhnte, fand er sich doch sehr häufig an den öffentlichen Orten ein, wo diese Männer gewöhnlich sich vergnügten. In der Regel entspann sich alsdann bald ein Kampf, wobei er mit seinem unverblümten Geradeheraus sehr den Unangenehmen spielte, mit den beißendsten Sarkasmen den Kaffee versalzte, seinem kritischen Humor ungeniert den Zügel schießen ließ, die ärgsten Brocken von Shakespeare und Goethe den Leuten ins Gesicht warf und dabei immer mit übereinander geschlagenen Beinen an ihrem Whisttische saß, daß sie Bock über Bock schossen. Daher erschien er ihnen stets als ein Wauwau, alle fürchteten ihn, ohne

daß einer jemals gewagt hätte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Zum Glück blieb er über solche Dinge beim Reden stehen und bewahrte seine Tinte für anderes; Journalgeträtsche war nicht seine Sache, erschien ihm als zu kleinlich und verächtlich".

Unter den hier von Biedenfeld genannten Litteraten wurde übrigens Gustav Schilling (geb. 1766) von Schopenhauer auch als Schriftsteller geschätzt. Noch im Alter nannte er Schillings Erzählungen wegen ihrer unerschöpflichen Laune vortrefflich und bedauerte, sie über ungleich schlechteren Produktionen der späteren Zeit in Vergessenheit geraten zu sehen[142]). In sehr freundschaftlicher Beziehung stand er zu Friedrich August Schulze (geb. 1770), bekannter unter seinem Schriftstellernamen Friedrich Laun. Auch Schulze rechnet in seinen ‚Memoiren' „die Bekanntschaft mit dem Doktor Schopenhauer zu den erfreulichen Ereignissen seines Lebens[143])" und 1847, zwei Jahre vor seinem Tode, sprach er in einem für die ‚Blätter für litterarische Unterhaltung' geschriebenen, ‚Litterarische Findlinge' betitelten Artikel u. a. ausführlich über Schopenhauer als Philosophen, worauf dieser an J. G. von Quandt in Dresden (im Januar 1849) schrieb: „Wenn Sie irgend Gelegenheit haben, bitte ich inständigst, meinen guten, lieben, treuen, alten Schulz-Friedrich Laun auf's herzlichste zu grüßen und meinen Dank zu bestellen für die freundliche Erörterung über mich, die er, vor ungefähr einem Jahre, in den Brockhausischen Konversations-Blättern gegeben hat[144])."

Ein anderer Freund Schopenhauers hat uns eine schöne Ergänzung zu der Biedenfeldschen Schilderung geliefert. Es ist der Maler Ludwig Sigismund Ruhl (geb. 1794), der 1814 nach Dresden kam und dort bis 1818 lebte, dann machte er eine längere Reise nach Italien, von der er im November jenes Jahres zurückkehrte und sich in seiner Vaterstadt Cassel niederließ. Er hat sich auch als Schriftsteller versucht und in einer Novelle ‚Eine Groteske' (Cassel 1882) läßt er

Schopenhauer auftreten. In einer eingeschobenen „Note“ bittet er ihn deshalb um Verzeihung:

„Vergieb mir, alter Freund! Vergieb, daß ich dich hier so schlimm traktiere und dich Impertinenzen sagen lasse, an die du am wenigsten, ja selbst dann nicht dachtest, wenn die Menschen dir oft lästig wurden.“ Ruhls Erinnerung führt ihn dann in dieser Note nach Dresden zurück, wo er Schopenhauer, „nachdem wir beide Göttingen verlassen“, ganz unvermutet hinter der Kreuzkirche wiederbegegnete, worauf „wir denn von da ab, trotz täglichen Streitens, unzertrennliche Gefährten wurden. Wieviel ich deinem Umgang verdanke, habe ich erst Jahre nachher so recht einsehen lernen . . . Ich sehe dich noch im Geist unter all den Figuren auf der Brühlschen Terrasse, hinter deren Erdendasein Zeit und Vergessenheit auch die letzte Spur schon verwehte. Du stehst wieder vor mir, mit der blonden, von der Stirn aufstrebenden Phöbuslocke, mit der sokratischen Nase, mit den stechend sich dilatierenden Pupillen, aus welchen gegen Kuhn und Kind, gegen Theodor Hell, Langbein, Streckfuß e tutti quanti der damaligen Dichtergrößen, die in Dresden le haut du pavé hielten, zerschmetternde Blitze fuhren. Ich war ganz Ohr bei euren Disputen, die mich zugleich ergötzten und unterrichteten. Dein Wissen zwang mich oft, den langen Weg aus der pirnaischen Vorstadt über die Elbebrücke bis zum schwarzen Thor hin und zurück zu machen. Wir saßen dann in deinem Zimmer, du mir vordocierend von dem und jenem, von den Erwartungen auf den Erfolg deiner Philosophie . . .“

Wie Ruhl hier den Jugendfreund in Worten porträtiert, so hat er seine Züge in jener dresdener Zeit auch durch die Kunst seines Pinsels festgehalten. Das von Ruhl geschaffene Ölbild des jungen Schopenhauer hat sich zeitlebens in Ruhls Besitz gefunden; als er 1887, als Direktor der Gemäldegallerie in Cassel, starb, gelangte es durch seinen Erben an Herrn Professor Dr. Schemann in Wilhelmshöhe, der von dem Bilde eine vorzügliche Radierung (vor seinem Werke ‚Schopenhauer-Briefe‘) herausgegeben hat. Durch dieses unschätzbare Bildnis wissen wir nun, wie Schopenhauer zu der

Zeit ausgesehen, als die ‚Welt als Wille und Vorstellung' aus seinem Kopfe entsprang.

In eine nähere Beziehung zu Schopenhauer trat endlich der als Kunstkenner und Mäcen nachmals bekannt gewordene Johann Gottlob Quandt. Er war, wie wir schon gesehen, ein Freund Adele Schopenhauers und hatte ihr versprochen, daß er sich bemühen wolle, die Freundschaft ihres Bruders zu erwerben. In einem ausführlichen Briefe[145]) an seine Freundin macht er ihr später (28. Oktober 1818) über den Erfolg dieser Bemühungen Mitteilung:

„Ich glaube, er liebt mich so sehr, als es ihm möglich ist. Die Menschen sind ungeschickt mit ihm umgegangen, Schwache haben den Starken leiten wollen, er hat sich von ihnen losgerissen und die morschen Stützen mit gebührender Verachtung zermalmt und von sich geworfen. Egoisten haben mit seinem arglosen Herzen ein grausames Spiel getrieben, er hat sich von ihnen zurückgenommen, wie man dem, der mit einem hohen Gute unwürdig umgeht, weil er es nicht zu würdigen vermag, es wieder nimmt, und Ohnmächtige sind vor ihm zurückgebebt, denn er ist ungestüm wie der Sturm, und die Menschenspreu flog davon . . . Ihr Bruder ist gehaltreicher als Millionen, und nur Menschen von gleichem Gehalt können Freunde sein . . . Ich liebe Ihren Bruder so sehr, daß meine älteren Freunde mir Vorwürfe darüber gemacht, ich liebe ihn so sehr, daß ich es darauf gewagt, von trefflichen Frauen, welche keine Abneigung, alle aber eine eigene Furcht vor ihm haben, selbst geflohen zu werden, ich liebe ihn so sehr, daß ich fühle, daß ich ihn ewig lieben werde. Es beunruhigt mich, daß ich nicht weiß, wie er über mich denkt, ob sein Wohlwollen nicht bloß ein Erwidern meines Entgegenkommens ist, ob ich ihm nur irgend etwas wert bin . . . "

Quandt bespricht in diesem Briefe zugleich das infolge Arthurs Zerwürfnis mit seiner Mutter gestörte Verhältnis zwischen ihm und seiner Schwester. Er schreibt:

„Er liebt Sie unaussprechlich . . . Ihr Bruder fühlt eine unendliche Sehnsucht, Sie nur einmal wiederzusehen, er wünscht dieses

Wiedersehen mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens und fürchtet, daß es nie geschehen werde; — sollte seine Furcht wirklich gegründet sein?! . . . Könnten Sie und Ihre Frau Mutter sich entschließen, den ersten Schritt zur Annäherung zu thun, er würde gewiß nicht zurückweichen. Er ist bei vielen Charakterhärten dennoch von Natur weich und gemütlich. Ich weiß es, er ist auch dankbar. Wer nur die Erfüllung seines liebsten Wunsches, Sie wiederzusehen, beförderte, der könnte ganz auf seine Neigung und Dankbarkeit rechnen."

Trotzdem that Adele den ersten Schritt zur Wiederannäherung nicht[146]), sondern es war, wie wir später sehen werden, Arthur, der sich zuerst wieder an die geliebte Schwester wendete. Übrigens war Quandt über die Ursache des Zerwürfnisses zwischen Sohn und Mutter nicht unterrichtet: „Ich weiß nicht", schreibt er in demselben Brief vom 28. Oktober 1818, „welche Veranlassung eine Trennung zwischen einer so trefflichen Frau, wie Ihre Frau Mutter, und einem so geistreichen Sohne, wie Ihrem Bruder, herbeigeführt hat, und ich habe es nie ergründen wollen, was das ewige Band der Natur zerrissen hat."

Mitte August empfing er die aus Karlsbad (vom 9. August 1818) datierte freundliche Antwort Goethes auf sein obenerwähntes Schreiben vom 23. Juni. In demselben hatte er auch von seiner beabsichtigten Reise nach Italien gesprochen und geäußert, vielleicht würde Goethe ihm noch einige Bücher über Italien empfehlen oder wohl gar ihn würdigen, ihm durch ein Empfehlungsschreiben irgend eine interessante Bekanntschaft zu verschaffen: Goethe legte darauf seinem Antwortsschreiben eine Empfehlungskarte an Lord Byron in Venedig bei.

In der zweiten Hälfte des folgenden Monats waren alle Reisevorbereitungen beendet, seinen neuen Freund Quandt bat er, ihm die Aushängebogen der ‚Welt als Wille und Vorstellung' nach Italien nachzusenden, auch, sobald das Werk

erschienen sein würde, die Verteilung der Freiexemplare für ihn zu übernehmen. Am 22. September, dem letzten Tage seiner Anwesenheit in Dresden, machte er von dem durch Quandt übernommenen Auftrage der Verlagsbuchhandlung Mitteilung, an welche er inzwischen, ungehalten über die Verzögerung des Druckes, mehrere gereizte Briefe gerichtet hatte. Er schloß die Mitteilung mit den Worten: „Ich reise im Vertrauen auf das Wort des Druckers, Ende Oktober ganz fertig sein zu wollen[147])."

Achtes Kapitel.

Am 23. September 1818 verließ Schopenhauer Dresden, um sich von der fünfjährigen, unausgesetzten geistigen Arbeit in Italien zu erholen. Wir können die Stationen seiner Reise verfolgen, da er seine philosophischen Meditationen, wie früher auf lose Blätter, so jetzt in ein zu diesem Behuf mitgenommenes gebundenes Buch eintrug und denselben oft Ort und Datum beifügte. Das Titelblatt dieses Manuskriptbuchs trägt die Bezeichnung ‚Reisebuch'. Im Oktober trifft er über Wien in Venedig ein, wo er bis Mitte November verweilt, am 19. November ist er in Bologna, den Rest des Novembers verbringt er in Florenz, im Dezember langt er in Rom an. Im Laufe dieses Monats erhielt er durch Quandt das erste fertige Exemplar seines Werkes. Wenn er bei einer späteren Gelegenheit einmal[148]) bemerkt: „Mein Hauptwerk war im November 1818 erschienen", so mochte er dabei wohl von der Annahme ausgegangen sein, daß das im Dezember erhaltene Exemplar bereits im November fertig gewesen sei. Allein der Verleger hatte erst am 12. Dezember die letzten Aushängebogen an Schopenhauers Beauftragten abgehen lassen und bald nachher das fertige Werk, das nun

die Jahreszahl 1819 auf dem Titel zeigt. Derselbe lautete vollständig:

„Die Welt als Wille und Vorstellung: vier Bücher, nebst einem Anhange, der die Kritik der kantischen Philosophie enthält, von Arthur Schopenhauer.

Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe? Goethe.'

(Leipzig, F. A. Brockhaus, 1819. XVI und 726 Seiten in Oktav.)

Als Schopenhauer sein Autorexemplar auf Velinpapier in Händen hielt, vergaß er seinen Ärger über das trotz des „Versprechens des Druckers" so erheblich verspätete Erscheinen des Buches und schrieb an Quandt, „er habe sich über den gelungenen Druck sehr gefreut[149])."

Durch den Freund hatte er auch seiner Schwester Adele ein Exemplar zustellen lassen, und nun schrieb er ihr selbst, bezeichnete ihr diejenigen Teile seines Werkes, die sie zunächst lesen solle, und gab ihr überhaupt von seinem Leben ausführliche Kunde. So war er es, der nach fünfjähriger, durch die Mutter verursachter Trennung ihr zuerst wieder die brüderliche Hand reichte. Der Brief ist, wie alle übrigen, die er der Schwester geschrieben, später von ihr vernichtet worden, die Antwort Adelens aber hat sich in Schopenhauers Nachlaß vorgefunden: sie läßt uns Blicke in den Inhalt seines Briefes thun und ist auch sonst von so erheblichem biographischen Interesse, daß ich sie hier vollständig einrücke[150]):

„Tausend Dank, lieber Arthur, weil du über den Zauberton Rom mein Andenken nicht überhörtest, sogar noch an die längst vergangene Zeit dachtest und so freundlich schriebst. Seit langen langen Zeiten hat mich nichts so durchaus erfreut, wie dieser Brief, wie diese Schilderung deines Treibens und Lebens. Wir gewöhnen uns, Rom und Italien, weil es uns unerreichbar ist, unerreichbar fern zu glauben, und so konnte ich selbst nicht begreifen, wie du und das ersehnte Land mir plötzlich so überraschend nah gerückt sein könnten, daß ich nun genau wisse, wie es dort um dich stehe.

Ich begreife dein Gefühl ganz, wie dir der erste Eintritt dennoch vielleicht nicht genügte und du nichtsdestoweniger nachher alles genießen konntest, wie es sich bot, ohne schwärmerische Aufwallung mit reiner betrachtender Ruhe, ohne dich mit Vergleichungen deiner Phantasiebilder zu martern; wie dir die Vergangenheit, in der du so viel lebst, wie zur Gegenwart verwirklicht wird, und wie dich das alles immer in bezug auf dein Werk doppelt erfreut und interessiert. Auch die wunderbar weiche Stimmung, mit der du Venedig nennst, ist mir gar nicht fremdartig, mag nun die Zauberei sein wie sie will. Ich dachte, es käme immer schöner, schreibst du — ach es gäbe beinah gar keine Traurigkeit, wenn man das nicht eben so gar oft denken müßte! Es geht mit dem Leben ja ebenso, und wir müssen am Ende alle damit enden, uns den Irrtum zu gestehen, und den Blick von uns weg auf alles um uns her zu richten. Schön ist's, daß man denn doch auch manchmal zurücksieht, recht weit zurück, noch weiter als von Rom — nach Venedig; nicht wahr?

Da du mir nicht freiwillig erzählst, so frage ich: kennst du Thorwaldsen, Canova, und was hast du dort gesehen; kennst du Kestner in Rom? warst du bei der Humboldt? Niebuhr ist ein Esel, ich fand noch nicht Gelegenheit, dem Goethe die Geschichte zu erzählen; warum, nachher. Ohne Zweifel ist Bunsen schuld, mir thut es leid, es war so der erste Anflug von Gefühl, was ich einmal für ihn empfand, ich war eben vierzehn Jahr, und nun wird mir der Schlingel ein Philister! Magnus ist noch in Italien, schwerlich aber in Rom. Was du über deinen Freund Ruhl schreibst, hat mich innigst erfreut. Ja, wohl liegt etwas unaussprechlich rührendes in der wunderbaren Geschichte. Als Maler ist er längst mein Augenmerk, ich sah sehr brave Sachen von ihm, nur zu wild, zu sehr nach der neuen Teutschheit schmeckend. Den Pinsel hat er sehr in seiner Gewalt; vielleicht dankt dir die Kunst in ihm noch viel, denn du mußt ja Gewalt über ihn haben bei solcher Liebe. Es ist recht, daß du ihm gleich geschrieben, er ist doch ein seltner Mensch und verdient wohl, daß du kleinliche Rücksichten seinethalben übersiehst. Erhalte dir den Freund, ihm das Gefühl, man hat es wohl nicht oft im Leben. Möge dir das

Glück immer so treu sein und die Mißverständnisse alle so schön lösen — jede andere Versöhnung läßt einen Stachel zurück, diese bringt euch näher als ihr je war't, es ist ein Finden, kaum ein Wiederfinden zu nennen.

Nun laß uns von deinem Werke reden. Ich erhielt es vor kurzem. Quandts Vater ist tot, daher die Verzögerung. Goethe empfing es mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Teile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel und ließ sagen: Er danke dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. Darum sende er die Nummern, daß du nachsehen könnest, was er meine. Bald gedenkt er dir selber weitläufiger seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin solle ich dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang zu Ende und denke wohl so viel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir und meinte, es sei ihm eine große Freude, daß du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre vereinigt hättet, indem dein Weg von dem seinen abginge. In diesem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung und der Schreibart, obschon deine Sprache von der der anderen abweiche, und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vorteil erlangt und wisse: daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo, und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Einteilung gar wohl — nur ließ ihm das ungraziöse Format keine Ruh', und er bildete sich glücklich ein, das Werk bestehe in zwei Teilen. Nächstens hoffe ich ihn wieder allein zu sprechen; vielleicht äußert er etwas Befriedigenderes. Wenigstens bist du der einzige Autor, den Goethe auf diese Weise mit diesem Ernste liest; das, dünkt mich, muß dich freuen. Wir, Ottilie und ich, fingen dann auf gut Glück an; die Vorrede

erschreckte mich und ich wollte sogleich bei dem von dir bezeichneten Teil beginnen. Ottilie bestand auf dem Anfang, ich fand später zu viel fremde Worte und Andeutungen, die ich nicht verstehen konnte, freute mich aber sehr, mir einbilden zu können, die ersten Seiten wirklich verstanden zu haben. Laß mich aber erst weiter lesen — etwa das, was du mir vorschlägst. Wenn ich einen Freund hätte, der mir's erklärte, läse ich wohl das ganze Buch. Traust du es etwa Quandten zu? Hier habe ich niemand, als Häser, meinen Lehrer der italiänischen Sprache. Ein gründlich gebildeter Mann, doch wollte ich lieber gestehen das sittenloseste Buch gelesen zu haben als ein Werk der Art — du kennst die Narren nicht, mit denen ich lebe. Häser könnte mich verraten und ich wäre geliefert. Ich weiß wenig, doch zeige ich das schon nicht gern — und es ist auch gut so; denn uns Frauen kleidet vieles Wissen schlecht.

Meinem inneren Leben ist dagegen etwas Ernst nötig, darum lerne ich, wo ich kann und weiß, doch da ich's im äußeren nicht brauche, laß ich's ganz tief darinnen hausen und leben. Goethen sah ich sehr viel, der Kaiserin Aufenthalt führte Feste herbei, unter ihnen eine Redoute. Goethe erhielt den Auftrag, die Werke der vier Schriftsteller, die hier ehemals vereint waren, im Zug wo möglich einzuschalten, insofern sie sich personifizieren ließen. Er faßte die Idee auf und schrieb eine Reihe höchst wunderbarer schöner Gedichte, die drei junge Mädchen, als Epos, Tragödie und Nacht den Zug erklärend, vor der Kaiserin sprachen. Der Zug selbst bestand nun aus seinen, Schillers, Herders und Wielands Werken in buntester Mannichfaltigkeit und großer Pracht aneinander gereiht. Wo es nötig war, sprachen die vorgestellten Personen selbst, außerdem Epos und Tragödie als Herolde des Festes. Die Nacht hatte den größten Teil des Prologs und alles auf die Kaiserin unmittelbar sich beziehende. Die Charakteristik jedes Dichters ging seinen Gaben voran, die Ilm erklärte Goethen selbst. Der Tag schloß, von den Wissenschaften unterstützt, das ganze Fest. Wie mich dies ganz wunderbare Vorüberführen von Weimars längst vergangener Herrlichkeit ergriff, wie begeistert ich unter Goethes Leitung als Tragödie auftrat, kannst du leicht denken. Wir

brachten einen ganzen Tag allein mit ihm auf dem Lande zu und er wußte uns durch die Schönheit der Verse und der Überredung seines Eifers zum Unglaublichen zu vermögen. Du wirst das, wenn es erst gedruckt ist, erhalten, wenn du willst, und dich wundern, daß dies mit einer Probe geleistet, in zehn Tagen gelernt werden konnte. So wie er einen Teil der Verse vollendete, gab er ihn her, weigerte aber das Ganze dem B. zum Druck, da er es selbst für zu ernst hielt, um es ungefeilt dem Publikum zu übergeben. Seitdem nun ging ich oft mit Julie Eglofstein zum Goethe, um dort zu lesen, ihn über Dramaturgie reden zu hören, endlich dort zu spielen. Er studierte uns Palaeophron und Neoterpe ein, was wir bald darauf in seinem Hause gaben. Jede Woche bringe ich nun einen freien Abend dort zu, wir lernen dabei weit mehr als man glaubt, denn er verbindet diesem Spiel unendlich viel Schönes, Ernsteres. Nebenbei amüsiert es ihn selbst, es erinnert ihn an seine Jugend, an Wolffs 2c. 2c. In diesem Augenblick habe ich ihn zwar lange nicht gesehen, das heißt acht Tage. Und weil ich im Erzählen bin, so laß mich gleich meinen Winter-Bericht hinzufügen. Nach der Kaiserin Abgang trat Trauer und Stille ein, und man gewann Zeit, seine eigentlichen guten Stunden zu genießen. Ich habe viel in meinem engeren Kreise gelebt. Die Mutter schreibt einen Roman, der uns einen Teil der Abende beschäftigt. Sie liest ihn vor, er kommt mir ausgezeichnet vor und ich glaube, gerade Romane schreiben Frauen am besten. Da ich anfange, die Stimme zu verlieren, hab ich mich aufs Klavier verlegt und treibe es mit großem Eifer. Nebenbei habe ich mir das Studium des Vasari auferlegt, weil ich nach Dresden (auf vier Monate) gehe und die Gallerie dort mit etwas gescheuterem Blicke als sonst sehen möchte. Lieber Freund, schlucke die bittere Empfindung wieder hinunter: ich weiß wahrhaftig wohl, wie weh es thut, daß ich jetzt nach Dresden gehe — doch habe ich das Versprechen, dich bei deiner Rückkehr zu sehen. Ich reise nach Leipzig und du kommst hin oder läßt mich holen; wenn ich in Dresden bin, will ich das schon vorbereiten. Ich hätte dir den Schmerz ersparen können, aber seit vier Jahren sehne ich mich nach einer Gelegenheit, etwas Rechtes zu lernen. Du wirst mich entschuldigen! nicht wahr?

Größtenteils danke ich der Mutter Erlaubnis, dich gewiß zu sehen, Quandten. Ich wußte es wohl, daß du ihn nicht liebtest; wir fühlen beide das Peinliche einer ganz unvollkommen gebliebenen Ausbildung und Richtung seines Wesens, es ist etwas ganz ungeordnetes, wildes in seiner Phantasie wie in seinem ganzen Leben. Mich ängstigte er früher oft ganz unbeschreiblich — dagegen rührte mich seine himmlische Güte des Herzens, seine Treue, seine Hingebung. So wird es dir auch oft ergehen. Er zieht nach Dresden, dort werde ich ihn jeden Tag sehen, er wird mich fragen, ob du ihn liebst — ich will ihm sagen, was wahr ist, daß du ihm sehr gut bist; aber betrügen kann ich ihn nicht, denn er glaubt jedem meiner Worte. Ehe ich nach Dresden gehe, erwartet mich noch eine große Freude: die Wolff kommt auf einige Wochen. Du kannst mein Glück dir denken. Das Glück hat sich mir überhaupt wieder recht treu gezeigt, es drohte mir das Schlimmste, was mir begegnen kann. Unser Hausgenosse schien sich nach Süden begeben zu wollen, die Mutter, die ohnehin hier ungern lebt, wäre sicher auch fortgezogen. Eine Reihe der wunderlichsten Zufälligkeiten stellt mich für dies Jahr noch ganz sicher.

Was du mir über mein Gefühl in der Schweiz schreibst, ist mir höchst erfreulich. Du hast also doch verstanden, was ich eigentlich wollte. Außer dir aber auch noch niemand. Es ist wunderbar, wie in uns doch dieselbe Natur aus allen Verschiedenheiten, die uns Geschlecht, Erziehung und Leben aufdrang, hervorblickt. Nur in deinem ungemäßigten Stolze finde ich mich nicht, und doch begreife ich, wie du dazu kommst. Zugeknöpft! sagst du — und es thut mir weh, daß auch ich dir sagen muß: zuknöpfen ist das einzige Mittel, dich ruhig zu erhalten. Aber wie dich auch das Schicksal oder deine Seele treibe, gegen mich immer wahr! nicht so, mein Freund?

Da schreibst du närrischer Mensch, außer mir hättest du nie eine Frau ohne Sinnlichkeit geliebt. Ich habe sehr gelacht. Möchte aber fragen, ob du mich denn wohl, wenn ich nicht deine Schwester wäre, hättest lieben können; denn am Ende giebt's Frauen genug, die höher stehen als ich. Wenn also mein eigentliches Wesen und nicht der Schwestername mir deine Neigung gab, könntest du eine

andere lieben, fast — sieh', ich sage fast, ebenso lieben. Das Mädchen, die du nennst, jammert mich sehr, ich hoffe zu Gott, du hast sie nicht betrogen; denn du bist ja gegen alles wahr, warum denn gegen so ein armes schwaches Ding nicht? Was du für Kleinigkeiten von deiner Frau forderst! Nur eben alles, wie alle. Doch wäre, dünkt mich, sehr leicht ein Mädchen zu finden, die einem großen Teil deiner Wünsche entspräche, der Zufall walte nur — ihr findet eher zehn Frauen, als wir einen Mann. Häusliches Glück ist wohl das schönste, was uns dies Dasein giebt, und die meisten gehen stumm, ohne Klage hin und haben es nicht und dürfen es nicht einmal suchen. Ich habe es auch nicht; mich drängt, mich quält fremde Einwirkung, mich treibt mein Stolz oft zu Unfreundlichkeiten gegen Gerstenbergk, gegen die Mutter. Aber ich kann auch nur hier und dort wieder halten, was von meinem Glücksbau fällt, stützen und verdecken, mich zurückzuhalten streben, und mich selbst in Schlaf singen, wenn mich der Schmerz zu heftig angreift. Und das thue auch du.

Soeben erhalte ich noch eine Nachricht von deinem Werke. Minister Gersdorf hat es gelesen und ist sehr davon erbaut. Gerstenbergk hat mich danach gefragt, ich möchte es ihm aber nicht gern geben. Ottilie sammelt immer alle Nachrichten dich betreffend ein, wahrhaftig, du kannst stolz auf ihre Neigung zu dir sein! Überhaupt fragen mich oft die Leute, besonders Egloffsteins nach dir. Tinnette Reizenstein ist als Philosophin und Betschwester hier, auf einige Wochen, angelangt. Was sie mit all den Grazien angefangen haben mag, die ihr sonst günstig gewesen! Mich dünkt, du warst auch ihr Anbeter? Übrigens alles beim alten, Fremde von Bedeutung sehen wir nicht; ich nehme die früher genannten Theaterkünstler aus. Pückler und Haugwitz sind nicht gekommen. So begnügt man sich mit den alten wenigen Freunden: Froriep und Könneritz sind am meisten bei uns. Letzterer muß mir immer den Kommentar zu dem von dir Gesagten liefern, er hat Kunstsinn und Geschmack und erzählt sehr hübsch. Von der Fackelnbeleuchtung der Antiken haben wir schon oft gesprochen. Nebenbei lese ich Krysalides Reise durch Italien, kann also immer im Geiste dir folgen.

In Venedig hast du Byron nicht gesehen. Das ist mir höchst

fatal und unerklärlich; denn wenig Dichter haben mich so angesprochen, wenigere haben mir den Wunsch, sie zu sehen, gegeben. — Lebe wohl! mein Brief ist ein Buch worden — und ein neumodisches, ohne inneren Zusammenhang der Einzelheiten. Es hängt darum doch alles in mir ganz ordentlich zusammen; aber mein Leben bringt es mit sich, daß ich bald den Speisekammerschlüssel, bald die Palette, den Federhut und die Schreibfeder wechselnd ergreifen muß. Ich glaube, zwischen den Zeilen dieses Briefes liegen wohl zwanzig Sorten von Stimmungen und Geschäften. Anfang und Ende aller ist meine herzliche Liebe zu dir. Adio! deine Adele."

Auf dem dem Briefe beiliegenden Zettel stand von Goethes Hand:

pag. 320. 321. 440. 441. Goethe.
(= S. W. I, S. 296—297. 396—398).

Schopenhauer empfing diesen ihn durch die Liebe der Schwester, wie durch das Lob Goethes gleichmäßig beglückenden Brief in Neapel, wo er den Monat März 1819 zubrachte und unter anderem auch die Tempel von Pästum besuchte, und so „denselben Boden betrat, auf dem einst vielleicht Platon gewandelt" (S. W. VI, 261). Im April kehrte er nach Rom zurück und schreibt nun, unmittelbar bevor er nach Norditalien weiterreiste, wieder einen ausführlichen Brief an die Schwester, den sie im Mai folgendermaßen beantwortet[151]):

„Sehr seltsam ist mir's von dir vorgekommen, daß du vom Sterben, von Testiren sprichst — du fühlst dich doch nicht kränker? Wie wunderbar in dir Mißtrauen und Glauben, das Hohe und Niedere sich vereinen, spricht sehr in diesem Briefe sich aus, du vertraust mir unbedingt und weiß Gott, du sollst dich nie in mir, in meiner Liebe täuschen — — drei Monate warst du in Rom! Mein Byron nennt sie die Niobe der Nationen. Mich hat das immer unbeschreiblich ergriffen, und das Eine Wort hat mir die Idee des Empfindens, mit dem ich Rom einst sehen werde, gegeben. Die üble Wirkung, die der schneidende Kontrast des Neuen und Alten, des Gemeinen, schmutzig Widrigen mit dem Edleren und

Hohen macht — so wie du sie mich erraten lässest, so habe ich sie mir immer gedacht. Dein Urteil über Canova befremdet mich, man giebt ihm Spielereien mit seiner Kunst schuld und unter allem erträgt der wahre Genius dies am wenigsten — — Über deine Westennot und Visitenplage bei der Humboldt habe ich gelacht. Ist der Zweck dem Maß der Arbeit entsprechend, so thue ich was erforderlich. Sintemal nun eine Weste sehr schnell angezogen ist, hätte ich sie vertauscht und in der einen Sekunde vielleicht einen erfreulichen Abend gewonnen. — Halb scherzend berührst du den üblen Ruf, den du nach Rom gebracht und dort leider reisend hinter dir ließest. Es ist mir ein unaussprechlicher Schmerz, wenn ich etwas der Art höre. Im Notfall tritt das Urteil mit Füßen; aber ich beschwöre dich, mache dir's nicht zur Lust. Die Anklagen, die du mir nennst, konnte ich erraten. Laß dir gestehen, daß ich mit aus Feigheit dein Buch oft bei Seite lege, wenn ich irgend etwas Einzelnes darin lese. Eure philosophischen Ansichten sind mir nicht ganz fremd, und ob ich gleich nichts weniger als bigott, nicht einmal ganz echt christlich bin, wie man es jetzt wenigstens so nennt, so fürchte ich doch: dein Glauben, deine Meinung widerspricht der meinen, und ich scheue den Schmerz dieser Verschiedenheit. Nie kann ich mit dir darin übereinstimmen, daß du dir aus der Verachtung der Menschen nichts machst: reiße wie du willst an der Lebenskette, die uns Alle verknüpft, du reißest dich doch nicht los, und es ist eine große Frage, ob nicht Stunden kommen, wo du die Menschen brauchst, über die du dich jetzt stolz erhebst. Gesetzt aber es wäre dann möglich gewesen zu vollbringen, was du für nötig fandest, ohne diesen Haß auf dich zu laden, es fände sich gar, daß diese kleinen Mißhelligkeiten, die zu großen führen, mit deinem Werk in gar keiner Verbindung ständen? wie dann? Ich bin fest überzeugt, der Übermut, den die innere Kraft auch mir zuweilen giebt, der ist's der dich treibt, immer mehr und mehr gegen dich zu stellen; je größer der feindliche Haufe, je größer der Sieg, je größer der Stolz — aber, am Ende, war's der Mühe wert? ist etwa der ganze Sieg gar unnötig und kämpftest du mit Windmühlen, die zu umgehen viel leichter, sicherer und klüger war? — — Dein Schimpfen über Teutschland sollte mir geläufige Sprache sein: die

meisten geistreichen Männer unserer Zeit führen sie; ich aber hafte zu fest am vaterländischen Boden, um etwas anderes als immer wachsenden Schmerz zu empfinden. Mein Freund, zur Ruhe kommst weder du noch einer der Anderen, so bald wenigstens. Mir scheint das Ende dieser momentanen Ausruhn-Ruhe schon ziemlich nah, und vielleicht müssen wir unsere eigentliche Spektakelzeit erst noch erleben. Doch du sitzest ruhig in Italien und hast bei manchem großen Vorzug auch noch den, daß du nicht jede Zeitung lesen oder erzählen und überhaupt nicht viel Politik hören mußt. — — Goethen habe ich von dir erzählt. Deine sechzehn Engländer belustigten ihn sehr. — Die Sandische Geschichte hat ihn ungewöhnlich ergriffen, er spricht fast immer Politik und scheint im Innersten tief verwundet, obgleich er immer äußert, er habe vorausgesehen, daß es so kommen müsse . . . als unvermeidliche Folge der gewaltthätig eingreifenden Roheit — es ist traurig, diese Andeutungen zu hören, er spricht sich nur selten in einzelnen Worten aus, doch seine Meinung ist klar. — — Wo magst du sein? In Mailand oder Bologna oder gar im geliebten Venedig? Deine Geschichte daselbst fängt an, mich zu interessieren, möge sie glücklich enden — die Geliebte ist reich, sie ist von Stande gar, und doch meinst du, sie werde dir folgen wollen? Wunderlich, dazu gehörte Liebe! hättest du die wirklich gefunden, dann thätest du gar wohl, sie zu erhalten . . . Am Ende sitzest du auch wohl bereits in Venedig? Und ökonomisch willst du sein und verliebt dabei? Und triste raison! ausrufen und von zerstörten Träumen reden? Es giebt doch Träume, die lange dauern, darum schreie ich mich nicht selbst wach, ich versuche sie zu halten. Und am Ende — bist du auch in Venedig. Ach ich mache dumme Späße und doch thut mir's innerlich recht weh, daß in deinem Einen Briefe zwei Liebesgeschichten sind ohne Liebe und alles dies doch nicht ist, was ich dir gewünscht hätte. —

Nun wie ich lebe? In Saus und Braus, seitdem alles gesund ist; wir fahren viel aus, ich bin fast den halben Tag mit meinen Freunden in der freien Luft und halte diese Zeit nicht für verloren, weil ich mich viel gesunder fühle. Goethen sehe ich alle Mittwoch, wo wir Abends bei ihm essen. Er hat mir ein sehr

schönes Blumenstück von Seeger zum Kopieren gegeben. Mein Inneres ist klar und heiter, wie der blaue Himmel über mir, Ottilie fehlt mir, aber ich gönne ihr ihr Glück in Preußen zu sein, da sie's jahrelang wünschte. Die Mutter ist unendlich freundlich und gut, die Freunde kommen viel, alles um mich her ist mir eben recht — — adio caro, behüte dich dein guter Geist vor Venedig! denke meiner oft und bleibe mir recht treu und gut. Deine Adele."

Über die in diesem Briefe erwähnten Mißverhältnisse Schopenhauers zu deutschen Landsleuten in Rom, seinen „üblen Ruf" als „Ungläubiger" und schlechter „Patriot" sind wir auch von anderer Seite unterrichtet. In einem Briefe des Historikers Johann Friedrich Böhmer, den dieser aus Rom, den 18. März 1819, an seinen Freund Pfeiffer in Frankfurt a. M. schrieb[152]), heißt es: „Unter den deutschen Reisenden . . . bemerke ich Schopenhauer, Sohn der gelehrten und bücherschreibenden und miserabelen Johanna Schopenhauer in Weimar. Er ist wirklich ein ziemlich völliger Narr. Wäre es nicht so, da würde ich doch noch böser darüber werden, daß er allenthalben, wo er es wagt, die Deutschen die dümmste Nation nennt und bedauert, unter ihr geboren zu sein."

In einem anderen Briefe aus Rom an seinen Freund L. Harnier schreibt er: man müsse die gesamte Sippe der undeutschen und religionslosen Philosophen einsperren lassen.

Gleichzeitig spricht sich Böhmer seinem Freunde V. Müller gegenüber in charakteristischer Weise über Goethe aus: „An Goethe bin ich in Rom irre geworden, denn ich kann mich der Ansicht meiner hiesigen Künstlerfreunde nicht entziehen, daß, wenigstens vorläufig, uns Deutschen nur das vom nationalen Geiste Beseelte nützen kann."

Die deutsche Künstler-Kolonie in Rom tagte in dem berühmten Café greco, und daß Schopenhauer in der That dort mit den „Rittern von der deutschen Tafelrunde" in

Wortgefechte geraten ist, geht aus einer Mitteilung des damals ebenfalls in Rom anwesenden Karl Witte hervor, welcher berichtet, Schopenhauer habe eines Tages den für die antike Kunst so günstigen Umstand hervorgehoben, daß der Kreis der olympischen Götter den Künstlern die Aufgabe gestellt hätte, für die verschiedensten Individualitäten den leiblichen Ausdruck zu finden. Als dann der Bildhauer Eberhard entgegnet hätte: „Dafür haben wir ja die zwölf Apostel" — habe Schopenhauer zum Entsetzen der Anwesenden erwidert: „Gehen Sie mir doch mit Ihren zwölf Philistern aus Jerusalem[153])!"

Daß diese „neu-deutsch-religiös-patriotischen Künstler", wie Goethe sie genannt, es aber nicht bei dem „Entsetzen" bewenden ließen, sondern auch aggressiv vorgingen, indem sie andere deutsche Ankömmlinge vor dem gefährlichen Umgang mit Schopenhauer „warnten", ersehen wir aus einem Briefe, den Karl Witte von Rom an seine Mutter richtete:

„Mit Schopenhauer", schreibt er den 19. Februar 1819, „bin ich viel umgegangen. In der ganzen Zeit bemerkte ich nichts Schlechtes an ihm. Seine religiösen Ansichten würde ich nur dann so bezeichnen können, wenn sie auf sein Leben einen nachteiligen Einfluß hätten. Dagegen habe ich viele Tugenden an ihm gefunden, unter denen seine unbeschränkte Wahrheitsliebe nicht die kleinste ist. Dagegen war sein Umgang in vielen Beziehungen lehrreich, in anderen interessant. Hier bestehen viele Vorurteile gegen ihn, namentlich in bezug auf das Verhältnis zu seiner Mutter, die ich möglichst zu widerlegen gesucht habe. Wie die Deutschen hier nun einmal sind, hat er sich fast alle durch seine Paradoxien zu Feinden gemacht, und ich bin wiederholt vor dem Umgang mit ihm gewarnt worden. Ich habe ihm daraus kein Hehl gemacht, und da ich allmählich mehr in Künstlerkreise gezogen ward, hörte unser Umgang auf, ein so ausschließlicher zu sein, wie anfangs. Daraus erwuchs eine Verstimmung, die schließlich wegen einer Kleinigkeit zum Bruche führte. Gewiß thut mir das recht leid, und wo er zu verteidigen

ist, trete ich noch immer für ihn ein; doch ist die Sache nun einmal nicht mehr zu ändern. Ich wünschte sehr, zu erfahren, wie man in Deutschland über Schopenhauers eben erschienenes Buch: ‚Die Welt als Vorstellung und Willen' urteilt."

Nach solchen Erfahrungen im Umgange mit deutschen Landsleuten kann man es begreifen, daß Schopenhauer sich in der Folge auf den Umgang mit Engländern zurückzog. Im Alter bemerkt er in einem Briefe an Dr. Asher: „Sie haben wohlgethan, sich in Karlsbad zu den Engländern zu halten: so habe ich es in Italien allezeit auch gemacht. Engländer sind der beste und sicherste Umgang."

Wenn Adele gegen Ende ihres Briefes vom Mai vermutete, daß der Bruder wohl schon wieder in Venedig sei, so hatte sie es getroffen. Er war allerdings von Rom über Florenz nach Venedig zurückgekehrt, wo ihn das von der Schwester erwähnte, schon bei seiner ersten Anwesenheit angeknüpfte zärtliche Verhältnis den ganzen Mai festhielt. Warum er aber zum Verdruß Adelens in Venedig Lord Byron „nicht gesehen" (d. h. nicht kennen gelernt hat), darüber hat Schopenhauer im Alter seinem Freunde Robert von Hornstein eine interessante Aufklärung gegeben:

„Ich hatte einen Empfehlungsbrief an Byron von Goethe. In Venedig war ich drei Monate während Byrons Anwesenheit. Immer wollte ich mit Goethes Brief zu ihm, als ich es eines Tages ganz aufgab. Mit meiner Geliebten ging ich auf dem Lido spazieren, als meine Dulcinea in der größten Aufregung aufschrie: ‚Ecco il poeta inglese!' Byron sauste zu Pferde an mir vorüber, und die Donna konnte den ganzen Tag diesen Eindruck nicht loswerden. Da beschloß ich, Goethes Brief nicht abzugeben. Ich fürchtete mich vor Hörnern. Was hat mich das schon gereut[154])!!"

Indessen vermochte er sich endlich loszureißen und verließ

im Juni Venedig, gleichzeitig mit Byron, der am 2. Juni seiner Geliebten nach Ravenna folgte.

Schopenhauer ging über Padua, Verona und Vicenza nach Mailand, wo ihn ein neuer Brief der Schwester traf, der ihn zur schleunigen Rückkehr nach Deutschland veranlaßte. Adele meldete die Zahlungseinstellung des Danziger Handelshauses Ludwig Abraham Muhl & Co., bei dem ihr eigenes Vermögen und das der Mutter angelegt war, dem aber auch er selbst, wie wir gesehen, 6000 Thlr. geliehen hatte und 1817 weitere 2000 und einige hundert Thaler, die ihm, nebst Grundbesitz, als Erbteil von seinem 1813 gestorbenen Oheim Michael Andreas Schopenhauer zugefallen waren[155]). Er antwortete der Schwester sofort, „daß er bereit sei, das Wenige, was ihm geblieben, mit ihr und der Mutter zu teilen[156])." Gleichzeitig teilte er ihr mit, daß er sich nunmehr an einer deutschen Universität als Privatdocent niederlassen würde. Er begab sich zunächst nach Heidelberg, wo er mit seinem daselbst docierenden Jugendfreunde E. A. Lewald über die dortigen Universitätsverhältnisse Rücksprache nahm. Als er Adelen, die inzwischen mit der Mutter sich nach Danzig begeben hatte, von seiner Absicht auf Heidelberg Mitteilung machte, erwiderte sie:

„Warum du nach Heidelberg gehst, da die Universität sinkt, und nicht nach Bonn, wo ein neues Leben sich öffnet, ist mir rätselhaft. In Heidelberg ist in geselliger Hinsicht unangenehm leben. — Über dein Buch las ich eine Rezension im neuen litterarischen Wochenblatt Kotzebues. Ich denke fast, sie ist aus Weimar, etwa von Riemer. Ich freute mich, eine Ansicht des Ganzen daraus zu erhalten; doch ist sie zu zierlich und leicht, zu damenmäßig für ein so ernstes Werk. Dennoch ist der Schreiber gescheut und manches hat mich sehr frappiert, einiges mir als wahr in die Augen leuchten wollen. Lob und Tadel kann dir jetzt vom Einzelnen beinahe gleich gelten; die Hauptsache bleibt, daß dein Werk bekannt werde, damit dadurch dir neuer Lebensstoff erwachse; denn

die Gegenwart hält ja auch dich! für kommende Jahrhunderte arbeiten ist groß, erhebend schön; gearbeitet haben läßt eine peinigende Leere zurück. Darum wünsche ich dir sogar einige Kämpfe mit den Zeitgenossen, Niederlage und Sieg, wie's kommt. Das ist ja das Band, das dich ans Leben knüpft. . . .

Mein Herz ist schwer, aber mein Sinn ist klar, ich weiß, was ich will und was ich soll. Ich bin heiter; denn die Natur hat mir unendlichen Trost gegeben. Danzig liegt in einem Paradiese: wie ein Stammbuch der Welt gemahnt es mich oft, wenn ich umherstreife. Von allen Ländern findest du Proben: oft begrüßt mich mein herrlicher Rhein, oft Schwaben, oft sogar ein Eckchen Schweiz. Ach Arthur, wie oft denke ich auch, ich wollte, es wäre ein Traum! Wem gab nicht das Schicksal eine schaukelnde Gondel der Thorheit und wer verließe nicht gern das feste Land der Wirklichkeit, der harten Notwendigkeit, um wieder eingewiegt zu werden von den schmeichelnden Wellen? Nur, glaube ich, denken wir über Notwendigkeit sehr verschieden: ich ließe vielleicht an deiner Stelle den Traum nicht los, denn wenn es möglich ist, glücklich zu sein, so soll man genießen. Beides, Entbehren und Genießen ganz und rein, ohne Umschränkung, wie es das Leben giebt! Darum, wer weiß, ob ich nicht nach Venedig eilte! Ich wüßte gern, wie dir dort das Herz gebunden ward, denn nie habe ich eine solche Leidenschaft in dir für möglich gehalten. Geht es aber nicht, so schweige nur fort . . . So sehr ich zuweilen die Blutsverwandtschaft zwischen dir und mir empfinde, wenn du plötzlich so aus meiner tiefsten Seele heraus denkst, so sehr schmerzt es mich, wenn ich so betrachte, wie dir doch noch alle Hauptschlüssel zu meinem Wesen fehlen, wie du sie gleichsam immer aus der Hand fallen lässest, in die ich sie lege."

Er verließ Heidelberg, nach einmonatigem Aufenthalt, ohne noch eine Entscheidung getroffen zu haben, und ging über Weimar nach Dresden zurück. Am 19. August besuchte er Goethe. Über diesen Besuch hat er später seinem mehrerwähnten Freunde Bähr Mitteilung gemacht. Als er bei Goethe unangemeldet eintrat, traf er ihn im Garten, im Gespräch mit einem Fremden. Goethe zeigte sich förmlich, fragte

kühl, wie er, den er noch in Italien vermutet, so plötzlich aus dem Stegreif hier erscheine, und ersuchte ihn, in einer Stunde wieder zu kommen, da er augenblicklich beschäftigt sei. Als Schopenhauer eine Stunde später wiederkam und seine schmerzliche Bewegung über den kalten Empfang nicht unterdrücken konnte, „da mochte es Goethen wie Schuppen von den Augen fallen. Der große Dichter und Herzenskündiger erkannte und verstand jetzt die tiefe Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Gesinnung des jungen Freundes, den ein mächtiger Drang des Herzens zu ihm zog. Er legte jetzt den Geheimrat ab und umarmte ihn[157])." Auch den folgenden Tag war Schopenhauer bei Goethe. Das Tagebuch verzeichnet:

1819 August 19. Kam Dr. Schopenhauer, brachte mit demselben den Abend zu. Über seine Studien, Reisen und nächste Vorsätze.

" " 20. Dr. Schopenhauer demselben die entoptischen Erscheinungen vorgewiesen.

In den „Tag- und Jahresheften" berichtet Goethe später (1830) unter dem Jahre 1819:

„Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung."

Noch vor Ende August traf er wieder in Dresden ein. Das Verhältnis der falliten Firma L. A. Muhl & Co. zu ihren Gläubigern hatte sich inzwischen dahin entwickelt, daß die Firma im Akkordwege 30% anbot. Auf dieses Angebot wollte Schopenhauer nicht eingehen und bemühte sich vergeblich, eine Erhöhung der Akkordquote zu erreichen. Adele suchte ihn dagegen zu bestimmen, das Muhlsche Angebot ohne Sträuben anzunehmen, da sonst vielleicht der Akkord gar nicht zu stande käme, der gerichtliche Konkurs ausbräche und dann noch weniger für sie, die Mutter und ihn herauskäme. Dieses Zureden der Schwester, in einen so ruinösen

Vergleichsvorschlag einzuwilligen, erweckte in Arthur den Argwohn, ob nicht vielleicht die Mutter dahintersteckte, ob sie, die in Danzig an Ort und Stelle war, nicht von der Masseschuldnerin für sich und Adele geheime günstigere Bedingungen durchgesetzt habe und als Preis dafür ihres Sohnes Zustimmung zum Akkord zu erwirken sich anheischig gemacht habe? Eine entfernte Hindeutung hierauf scheint er in einem Briefe vom November gemacht zu haben, worauf ihm die Schwester am 22. desselben Monats schrieb: „Du fühlst meine entsetzliche Lage, verarge mir also nicht, wenn ich jetzt außer Stande bin, mehr zu schreiben. Gieb mir bald Nachricht von dir — doch bitte ich dich ernstlich, reize mich jetzt nicht durch Mißtrauen. Ich bin so wund, gedrückt und habe so verschiedene schmerzliche Losreißungen mit mir selbst in der Stille abzumachen, daß ich nichts weiter ertragen kann. Argwohn hat noch nie zu dem gehört, was ich erduldet, auch die leiseste Andeutung tritt scheidend zwischen uns. Ich habe deine Festigkeit, aber ich habe auch deinen Stolz, das vergiß nicht."

Auf seinen am 8. Dezember erhaltenen Brief erwiderte sie am folgenden Tage:

„Deinen gestern empfangenen Brief eile ich zu beantworten: er lastet auf meiner Seele. Und wie käme ich zu halbem Vertrauen? Kennst du mich oder kennst du mich nicht? Und wie käme die gemeine berechnende Klugheit in meine Seele, die gottlob nie kleinlich erschien? . . Du wirst mich immer gleich finden, aber ich will nicht in einem fort in den Himmel erhoben und dann verdammt werden, fasse endlich eine klare Idee meines Wesens — wo nicht, gieb mich auf . . . Deine Scherze verwunden mich gar nicht, ich selbst bin oft heiter, lustig sogar; denn was geschehen soll, es wird geschehen. Deine Rezensionen kann ich nicht lesen, ich habe nichts als die ‚Danziger Anzeigen' und die ‚Berliner Zeitung'. Über Venedig bleibt mir nur eine Note zu machen: ich schrieb „vielleicht" und dieses Vielleicht ist eben die kleine Erklärung, daß ich's könnte, ich

sage ganz kühn alles für alles, nichts für die Hälfte! Genießen oder entbehren ganz. Denn im Unrecht, in dem Verbotenen oder als schädlich Erkannten liegt meine Unmöglichkeit des Genusses, und es bleibt bei gänzlichem Entbehren und womöglich bei einem ruhigen obendrein. Ginge ich nach Italien und bliebe, so richtete ich mich ein, ich würde genug zum Leben haben ohne das tragische Ende zu bedürfen und wüßte ganz genau, ob und wie ich wagte. Folglich paßt die Antwort nicht auf meinen Charakter. Es ist zwischen uns mancher Unterschied, darum habe ich bloß nicht bedacht, daß dein Glücklichsein das Opfer deiner ganzen Zukunft fordert, mein Glück hingegen mir in der Zukunft vielleicht Schmerzen bereiten würde, denen ich kluger Weise entgehen konnte; aber meinem Beutel schwerlich schwindsüchtige Auszehrung zuzöge. Endlich bleibt noch zu bemerken, daß ich als Mann mich nicht einmal vom Stuhl, viel weniger von einer Brücke stürzte, weil ich kein Geld hätte. Adio, es gehe dir gut, besser als mir."

Die Venedig betreffende Stelle in diesem Briefe bezieht sich auf das, was sie in dem Briefe nach Heidelberg geschrieben hatte: siehe oben S. 134. Wir sehen aus diesen Briefstellen, welche Kämpfe der junge Schopenhauer damals zwischen seiner Leidenschaft und der Vernunft zu bestehen hatte, bis die Vernunft siegte und er sich für immer von der irdischen Geliebten losriß, um hinfort allein seiner himmlischen Geliebten, der Wahrheit zu leben: Vitam impendere vero.

Der Vorwurf, den er der Schwester gemacht, sie mache ihn nur zum halben Vertrauten hinsichtlich des Standes der gemeinsamen finanziellen Angelegenheit, war durch ihren Brief vom 9. Dezember nicht entkräftet. Das bei ihm einmal erwachte Mißtrauen veranlaßte ihn nun, sich an seinen Pathen, den Senator W. E. F. Soermans in Danzig, zu wenden, um von diesem, der mit dem Hause L. A. Muhl genau bekannt war, eine authentische Aufklärung über die eigentliche Sachlage zu erhalten. Nachdem dieser Bericht eingelaufen, änderte er seine bisherige Stellungnahme und faßte den Ent-

schluß, dem vorgeschlagenen Akkord überhaupt nicht beizutreten, dagegen aber, wenn die übrigen Kreditoren den Akkord genehmigen sollten, der Ausführung desselben nicht das mindeste Hindernis in den Weg zu legen und seine Forderung einstweilen gar nicht geltend zu machen. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt und auch seiner Schwester davon Mitteilung gemacht hatte, suchte sie ihn durch wiederholte Briefe davon zurückzubringen. In einem dieser Briefe, vom 14. Januar 1820, heißt es: „Mein Weg ist rauh und hart, aber meine Seele ist klar, und gewiß, mein Freund, ich werde nicht unglücklich sein. Gebe nur Gott, daß ich bei Ottilien bleiben kann! Dazu lasse er mir alle meine Freunde und ich werde zufrieden sein. Auch dich bitte ich innigst, traue mir mit der alten Liebe, verhärte dein Herz nicht gegen mich, selbst wenn ich zuweilen unbedacht heftig dir wehe that. Niemand auf der Erde liebt dich, wie ich, bedenke wohl, was das heißt, und halte das Herz fest, was nicht leicht zu gewinnen war." Als er trotzdem festblieb und nochmals seine Stellung zu dem ihm angesonnenen Akkordbeitritt in einem ausführlichen Briefe entwickelte, antwortete sie ihm gar nicht mehr, so daß nun, aus diesem Grunde, wiederum eine Scheidung zwischen den Geschwistern eintrat, von der die Schwester später bekannte, „daß sie der schuldige Teil gewesen" (siehe unten S. 157).

In der Muhlschen Angelegenheit erwies sich Schopenhauers Ansicht von der Sache und dementsprechende Handlungsweise in der Folge als die richtige. Der Akkord kam, trotz seines verweigerten Beitritts, zustande, der gerichtliche Konkurs wurde vermieden. Als die Akkordquoten an seine Mutter und Schwester, sowie an die übrigen Kreditoren längst ausgezahlt waren, präsentierte er, nach mehr als Jahresfrist, seine Wechsel, die nun, nebst Zinsen, voll honoriert wurden[158]).

Auf Arthurs völlig korrektes Verhalten in der Danziger Bankerottsache sind die vielfach verbreiteten Verleumdungen

zurückzuführen, er habe sich der Mutter und Schwester gegenüber in Vermögenssachen unkindlich und unbrüderlich benommen. So heißt es in dem schon erwähnten Buche Karl von Holteis[139]: die Scheidung zwischen Sohn und Mutter sei eingetreten, „wie ich versichern hörte, wegen seines unkindlichen Benehmens bei Geld- und Erbschaftsangelegenheiten." Holtei ist allerdings, trotz seiner begeisterten Verehrung für „die herrliche Frau", unparteiisch genug, hinzuzusetzen: „ohne ihn ent- oder gar meine selige Freundin beschuldigen zu wollen, glaube ich doch, daß er aus praktischen Gesichtspunkten nicht so unrecht gehabt haben mag." Diese „praktischen Gesichtspunkte" hat der Sohn aber seiner Mutter gegenüber niemals geltend gemacht: wir haben gesehen, daß er keinerlei Einwendung erhob, als ihm die Mutter das Drittel des durch ihre Verschwendung decimierten väterlichen Vermögens auszahlte, und daß er beim Ausbruch des Bankerotts sich bereit erklärte, das ihm gebliebene Vermögen mit Mutter und Schwester zu teilen. Die Mutter hat aber die ihr gebotene Hand nicht angenommen.

Inzwischen hatte er die Vorbereitungen zur Habilitation an einer Universität keineswegs aus den Augen verloren. Er wendete sich an seinen alten Lehrer Blumenbach in Göttingen, an Professor Lichtenstein in Berlin, auch bei seinem Freunde Lewald in Heidelberg zog er nochmals Auskünfte ein. In dem Briefe an Lichtenstein verschweigt er nicht, daß durch einen Bankerott in Danzig seine Einkünfte jetzt beträchtlich geringer geworden und daß er hoffe, durch den Ertrag seiner Vorlesungen den Abgang zu ersetzen. Nachdem er von den drei Genannten die erbetenen Auskünfte erhalten hatte, entschied er sich für Berlin. Bei dieser Wahl scheint, abgesehen von der Bequemlichkeit der Übersiedelung von dem nahegelegenen Dresden, die Erwartung den Ausschlag gegeben zu haben, daß er dort gereiftere Studenten und auch nicht-

studentische Zuhörer aus den höheren Bildungskreisen finden werde; was er in Heidelberg und Göttingen nicht erwarten konnte.

Aus den Antwortschreiben, die er von Blumenbach und Lichtenstein erhielt[160]), ist als von besonderem biographischen Interesse hervorzuheben, in wie freundlichem Andenken beide ihren ehemaligen Schüler behalten hatten. Blumenbachs Brief (vom 15. Dezember 1819) beginnt: „Herzlichen Dank, mein teurer Freund, für Ihren lieben Brief und besonders für die Freude, die mir Ihr Vorsatz macht, sich dem akademischen Leben zu widmen." Lichtenstein schloß seinen Brief (vom 8. Dezember 1819): „Sollten Sie sich nach diesem Allem entschließen, bei unserer Universität Ihre akademische Laufbahn zu beginnen, so würde ich mich dessen ganz besonders freuen und Sie bitten, unser altes vertrauliches Verhältnis wieder eintreten zu lassen. Seien Sie meiner ganzen Hochachtung und Freundschaft versichert."

Am letzten Tage des Jahres 1819 richtete Schopenhauer an die berliner philosophische Fakultät sein lateinisches Gesuch[161]) um Zulassung als Docent. Beigelegt waren dem Gesuche je ein Exemplar seiner drei Druckschriften, sowie das sehr ausführliche, mehrerwähnte Curriculum vitae. Im Januar 1820 erhielt er darauf die Genehmigung seines Gesuches und bereitete nunmehr seine Übersiedelung nach Berlin vor, um mit dem Sommersemester sein Kolleg zu beginnen. Seine auf die Habilitation bezüglichen Briefe an den Dekan der Fakultät, Böckh, sind in den Universitätsakten noch vorhanden und daraus vor kurzem veröffentlicht, gleichzeitig mit dem dasselbe Thema erörternden Briefwechsel zwischen Schopenhauer und seinem Jugendfreunde Friedrich Osann, der sich soeben ebenfalls, als philologischer Privatdocent, in Berlin habilitiert hatte[162]).

Neuntes Kapitel.

Am 13. März 1820 verließ Schopenhauer nach halbjährigem Aufenthalt Dresden. Er scheint dort diesmal zur Beteiligung am geselligen Leben nicht aufgelegt gewesen zu sein, auch war seine Zeit durch die Ausarbeitung seiner Vorlesungen um so mehr in Anspruch genommen, als diese Arbeit vor der Übersiedlung nach Berlin beendigt sein mußte.

In Berlin bezog er eine aus Arbeits- und Schlafzimmer bestehende möblierte Wohnung auf der Niederlagsstraße Nr. 4, der Universität schräg gegenüber. Am 23. März hielt er vor versammelter Fakultät, unter dem Vorsitz Böckhs, die vorgeschriebene Probevorlesung, in deutscher Sprache, „über die vier verschiedenen Arten der Ursachen[163])." Die Genehmigung dieses von ihm selbst gewählten Themas hatte er vorher bei Hegel, der seit dem Winter 1818 den Stuhl Fichtes in Berlin einnahm, nachsuchen müssen: „Herr Professor Hegel hatte die Güte, mir mit der größten Bereitwilligkeit seine Genehmigung dieses Themas meiner Vorlesung zu erteilen" (Schopenhauers Billet an Böckh vom 18. März 1820). Über den Verlauf dieser seiner Vorlesung hat er später seinem Freunde Bähr folgendes berichtet: „Hegel stellte, um mich in Verlegenheit zu setzen, die Frage: wenn ein Pferd sich auf der Straße hinlege, was da Motiv sei. Ich antwortete: der Boden, den es unter sich finde, im Zusammentreffen mit seiner Müdigkeit, einer Gemütsbeschaffenheit des Pferdes. Stünde das Pferd an einem Abgrunde, so würde es sich nicht niederlegen". Hegel warf ein: „Sie rechnen die animalischen Funktionen gleichfalls zu den Motiven? also der Schlag des Herzens, der Blutumlauf u. s. w. erfolgen auf Anlaß von Motiven?" Da zeigte sich Monsieur Nichtwisser! Ich mußte ihn belehren, daß man nicht *diese* Erscheinungen, sondern die bewußten Bewegungen des tierischen Leibes animalische Funktionen

nenne. Ich berief mich dabei auf Hallers Physiologie. Hegel entgegnete: „Ach, das versteht man nicht unter animalischen Funktionen.“ Da stand unter den anwesenden Professoren ein Mediziner von Fach (Lichtenstein) auf und unterbrach Hegel mit den Worten: „Sie verzeihen, Herr Kollege, wenn ich mich hier ins Mittel legen und dem Herrn Dr. Schopenhauer in diesem Fall recht geben muß: unsere Wissenschaft bezeichnet allerdings die in Rede stehenden Funktionen als die animalischen[164]).“ Sein Kolleg hatte der neue Docent in den beiden Lektionskatalogen folgendermaßen angezeigt: „A. Schopenhauer, Dr., Privatim senis p. hebd. diebus h. IV—V universam philosophiam seu doctrinam de essentia mundi et mente humana tradet. — Die gesamte Philosophie d. i. die Lehre vom Wesen der Welt und von dem menschlichen Geiste trägt privatim vor wöchentlich sechsmal von 4—5 Herr Dr. Schopenhauer.“

Der Eröffnung der Vorlesung hatte vorschriftsmäßig eine lateinische Einführungsrede vorauszugehen, die Schopenhauer ebenfalls schon in Dresden ausgearbeitet und als „declamatio in laudem philosophiae, adversus fastidia temporis“ bezeichnete. Er hatte sie seinem Freunde Osann eingesandt, der sie dem Dekan Böckh vorlegte, dessen „vollkommenen Beifall“ sie gefunden hatte. In dieser declamatio verkündigte er nun seinem ersten Auditorium: das durch Kant für die Philosophie erweckte heilige Feuer sei von denen wieder erstickt worden, welche berufen gewesen wären, es zu nähren. Sophisten seien aufgetreten, welche invita Minerva, durch unentwirrbare Wortgeflechte, mit Geräusch und Gezänke zuerst die Aufmerksamkeit ihrer Zeit ermüdet, dann von dem Studium der Philosophie abgeschreckt und diese in Mißkredit gebracht hätten. Es sei indessen nicht zu befürchten, daß nicht wiederum ein Rächer erstehe, der mit besserer Kraft ausgerüstet, die Philosophie in alle ihre Ehren restituiere[165]).

Er trug in seinem Kolleg zwar den Inhalt der „Welt als Wille und Vorstellung“ vor, hatte aber den gesamten Stoff für den Vortrag völlig neu bearbeitet. Die den vier Büchern des Werkes entsprechenden vier Teile des Kollegs füllen vier starke Konvolute in Quart (jetzt auf der K. Bibliothek in Berlin befindlich). Der erste Teil („Theorie des gesamten Vorstellens und Erkennens“) umfaßt 140 Bogen, der zweite Teil („Metaphysik der Natur“) 161 Bogen, der dritte Teil („Metaphysik des Schönen“) 40 Bogen, der vierte Teil („Metaphysik der Sitten“) 213 Bogen. Die Gesamtbogenzahl ist indes noch beträchtlich größer, da viele, nicht bezifferte Bogen in die 352 bezifferten Bogen eingelegt sind. Alle vier Teile sind mit gleichmäßiger Sorgfalt bis ins Kleinste ausgearbeitet[166]).

Es ist begreiflich, daß er mit diesem so umfangreichen Stoffe am Ende des Semesters etwas ins Gedränge kam: am 9. August schreibt er dem bereits in die Ferien gereisten Freunde Osann: „Ich kann mit meinen Vorträgen noch immer das Ende nicht finden: aber nächste Woche werde ich denn doch sagen müssen ecclesia missa est[167]).“ Seine hervorragende Begabung als Lehrer, sein fesselnder, lebhafter und eindringender Vortrag wußten indes seine Zuhörer bis zum Ende der Vorlesung festzuhalten. Wie stark sein Auditorium gewesen, wissen wir nicht; von solchen, die ihn gehört, ist später nur F. E. Beneke als Philosophieprofessor bekannt geworden. Immerhin war es ein Erfolg, daß er überhaupt ein Privatkolleg zu stande brachte, zumal er dasselbe zu denselben Stunden las, in welchen Hegel sein Hauptkolleg „Logik und Metaphysik“ vortrug. Für das Wintersemester 1820/21 kündigte er dasselbe Kolleg wieder an (jedoch jetzt fünfstündig), und wieder zu denselben Stunden, in welchen Hegel (diesmal die „Ästhetik“) las. Er fand jedoch nun die erforderliche Anzahl von Zuhörern nicht, und das Kolleg kam nicht zu

stande. Ebenso ging es ihm im Sommersemester 1821, wo er wieder dasselbe Kolleg zu den Stunden, wo Hegel Logik und Metaphysik las, angekündigt hatte. Für das Wintersemester 1821/22 kündigte er nun, offenbar nur pro forma, ein zweistündiges Kolleg über die Theorie der Erkenntnis an, ohne die Stunden, an welchen er lesen wollte, überhaupt anzugeben: „A. Schopenhauer, Dr., privatim Dianoeologiam et logicam, sive theoriam cognitionis intuitivae et discursivae exponet, binis p. hebd. horis.“ Für das Sommersemester 1822 verfuhr er ebenso: „A. Schopenhauer, Dr., privatim Universae philosophiae initia ac fundamenta explicabit sexies per hebd.“ Er hat jedoch weder das zweistündige Kolleg gelesen, noch fand er für das sechsstündige Sommerkolleg Zuhörer. Die Ursache dieser andauernden Mißerfolge war keineswegs in ihm selbst zu suchen, sondern lag lediglich in den damaligen berliner Universitätsverhältnissen. Er hatte zum Rivalen einen Mann, der bereits in dem Rufe stand, ein großer Philosoph zu sein, außerdem der einzige Ordinarius seines Fachs war und sich der besonderen Gunst des Kultusministers, Freiherrn von Stein zum Altenstein, erfreute. Nichts war daher natürlicher, als daß nicht nur der gewöhnliche Brotstudent bei der Wahl zwischen Hegel, der ihn später examinierte, und einem um dieselbe Stunde lesenden obskuren Anfänger in der Regel den Brotprofessor wählte, sondern daß auch sonst für Philosophie sich Interessierende, wie höhere Beamte, Gymnasiallehrer, Geistliche, zu dem berühmten Manne aus Schwaben strömten. Die Hegelsche Philosophie fing damals überhaupt an zur Mode zu werden, von welcher nur Wenige nicht mit fortgerissen wurden. Zu diesen Wenigen gehörte, beiläufig bemerkt, der Theologe Twesten, der von Kiel (25. Februar 1821) an seinen Freund Schleiermacher schrieb: „Wenn man die phantastische Willkür Schellings und die ‚dialektischen Bewegungen‘, wo-

durch Hegel in stetem Setzen und Aufheben vom nichts zu allem fortschreiten will, von so vielen Seiten preisen hört und nachahmen sieht, so könnte man wirklich wohl zu der Furcht kommen, daß man nur ein gewisses Organ entbehrte, ohne welches diese Herrlichkeiten nicht richtig geschätzt werden könnten[168])."

Neben Hegel lehrten überdies noch vier andere, schon vor Schopenhauer habilitierte Privatdocenten: J. H. Fichte, H. von Keyserlingk, Heinrich Ritter und E. Stiedenroth. Diese wußten sich zu Hegel zu stellen und wurden daher von ihm seinen Studenten für solche Vorlesungen empfohlen, die er in dem betreffenden Semester gerade nicht las; während Schopenhauer den Ordinarius schon bei der Probevorlesung gegen sich eingenommen hatte und sich auch sonst stolz von ihm zurückhielt. Zu den vier genannten trat in Schopenhauers zweitem Semester noch ein fünfter philosophischer Privatdocent, der schon erwähnte Beneke.

Es kam ferner hinzu, daß Schopenhauers philosophisches Hauptwerk so gut wie spurlos an den Zeitgenossen vorübergegangen war. Die erste Besprechung desselben, auf die Schopenhauer, wie wir gesehen, durch seine Schwester aufmerksam gemacht worden war, war in dem von Kotzebue begründeten ‚Litterarischen Wochenblatt' (Weimar, Oktober 1819, Nr. 30, S. 234—236) erschienen. Der Artikel trägt die Überschrift „Freie Mitteilungen eines Litteraturfreundes", hatte also keinen zünftigen Philosophen Deutschlands zum Verfasser. Der anonyme Litteraturfreund nennt das Buch „das kühnste Werk seit Kant" und wundert sich, daß noch niemand dies Buch rezensiert habe. Indessen war bereits einige Monate vorher eine wissenschaftliche Rezension erschienen, nämlich in den ‚Jahrbüchern der Litteratur' (Wien, April—Juni 1819). Dieselbe war „A" unterzeichnet und nimmt nicht weniger als 29 Großoktavseiten engen Druckes ein (S. 201—229). Der Rezensent sagt im

Eingange: „Ein in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Werk, wie das vor uns liegende, kann vor allem auf eine ausführliche Würdigung Anspruch machen.“ Die „Würdigung“ besteht indes im Wesentlichen aus einer „gedrängten Darstellung“ des Inhaltes der vier Bücher des Werkes, der einige polemisierende „Erinnerungen“ des Rezensenten angehängt sind. Über Schopenhauers ‚Kritik der Kantischen Philosophie‘ sagt er: „Wir begnügen uns, diesen Anhang allen, denen gründliche Philosophie und Wahrheit am Herzen liegt, zu sorgfältiger Lesung und Prüfung zu empfehlen.“ Einen akkreditierten Philosophen vom Fach hatte diese Rezension nicht zum Verfasser: sie rührte von einem Dr. Bernhard her[169]).

Die nächste Rezension erschien in der Brockhausischen Zeitschrift ‚Hermes‘ (Leipzig 1820), wo sie im dritten Stück 18 Oktavseiten füllt (S. 131—149). Sie war „E. G. Z.“ unterzeichnet und wenige Leser werden wohl ihren Verfasser erraten haben: es war Herbart, damals Professor in Königsberg. Erst nach seinem Tode hat sein Schüler, der leipziger Professor Hartenstein, die Rezension in die von ihm (1843) herausgegebenen Herbartschen ‚Kleineren philosophischen Schriften und Abhandlungen‘ Band III, S. 504 ff. aufgenommen und ihn damit als Schopenhauers damaligen Rezensenten allgemein bekannt gemacht.

Herbart spricht im Eingange von den Nachfolgern Kants und sagt von ihnen: „unter diesen ist Reinhold der erste, Fichte der tiefsinnigste, Schelling der umfassendste, aber Schopenhauer der klarste, gewandteste und geselligste. Insbesondere ist wohl äußerst selten eine reiche Belesenheit so mannichfaltig und so glücklich benutzt worden, um spekulative Gegenstände lichtvoll darzustellen, als in diesem Werk . . . “ Auch sagt er von Schopenhauers ‚Kritik der Kantischen Philosophie‘: „Seine Abhandlung ist an scharf treffenden oder doch scharf stechenden Bemerkungen in der That außerordentlich

reich und niemand darf sie ungelesen lassen, der sich für oder wider Kant interessiert."

Trotz dieses Lobes verwirft er die W. a. W. u. V. in Bausch und Bogen, nennt Schopenhauers Philosophie „die an sich nichtige Natur- und Kunst-Philosophie", seine Lehre vom Willen habe er aus Fichtes ‚Sittenlehre' (S. XXI ff.), aber sie verhalte sich zu dem älteren Denker „nicht anders, als wie eine alte Sprache zu der daraus durch Korruption und Abkürzung entstandenen neueren"; seine Ästhetik nennt er „ein Schelling nachgeahmtes Gemenge des Platonismus mit der Fichteschen und Spinozistischen Lehre"; ja, sein Ingrimm geht so weit, daß er sich einmal zu dem Satze versteigt: „einen Schriftsteller, der so etwas, wir wollen nicht sagen niederzuschreiben und drucken zu lassen, sondern nur zu denken im Stande ist, muß man nicht widerlegen wollen"; ein andermal, im Hinblick auf die Resultate der Schopenhauerschen Ethik, ausruft: Männer, die der Menge fröhliche Gesichter zu machen vermögen, „solche Männer wie Fellenberg (!) haben wir nötig, nicht aber Philosophen aus Wolkenkukuksheim." Am Schlusse äußert er dann, wohl mit Rücksicht auf den Verleger Brockhaus, der ihn zu der Rezension aufgefordert hatte, ein Werk wäre, je mehr man es tadeln müßte, um so lesenswerter, und gerade Schopenhauer sei im höchsten Grade zur Übung im Denken zu empfehlen.

Gegen Ende des Jahres (Dezember 1820) brachte noch die ‚Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung' eine Rezension. Sie füllte die Nummern 226—229 (S. 378—403 erste Spalte) und umfaßte, im Quartformat der Zeitung, nicht weniger als 27 Spalten, die Spalte zu 60 Zeilen. Unterzeichnet war sie „F. E. B." Da diese Chiffre zum erstenmal in dem Blatt erschien, so werden wohl nur wenige Leser den Verfasser erraten haben: es war der damals 22jährige Friedrich Eduard Beneke, der, wie wir gesehen, in demselben Semester,

als er die Kritik veröffentlichte, Privatdozent in Berlin geworden war. Die Rezension besprach gleichzeitig eine, auf Schopenhauer bezügliche, kurz vorher erschienene Schrift eines sächsischen Gymnasiallehrers: ‚Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag und was er nicht vermag. Von J. G. Nätze, fünften Kollegen am zittauischen Gymnasium' (Leipzig 1820), zu deren Charakterisierung es hinreicht, hier folgende Stelle aus der Vorrede (S. VII) auszuheben: „Herr Schopenhauer ist, wie manche seiner Äußerungen andeuten, noch ein junger Mann, und bei seinem Scharfsinne, und bei seinen Talenten und Kenntnissen wird er gewiß bald eine andere und bessere Ansicht von der Welt, und damit zugleich von dem Urheber derselben, gewinnen, und der Welt gewiß noch recht brauchbare Schriften schenken."

Beneke eröffnet seine Kritik Schopenhauers mit folgender Erklärung:

„Indem Rezensent den dem Verfasser eigentümlichen tiefsten Grund der hier mitgeteilten Philosophie darstellen will, sieht er voraus, daß er fast immer nur als verdammender Richter, selten als billigender und Lob erteilender wird auftreten können. Er nimmt daher . . . die ihm in dieser Vorerinnerung gegebene Gelegenheit wahr, dem Verfasser die Versicherung zu geben, daß er gegen seine ausgezeichneten Talente auf keine Weise blind gewesen ist. Das vorliegende Buch zeigt einen so großen philosophischen Scharfblick, einen solchen Reichtum geistvoller Gedanken, eine so seltene Gabe deutlicher und anschaulicher Darstellung; es enthält in der Widerlegung fremder und in der Aufstellung eigener Ansichten so viele helle und erhellende Bemerkungen über alle Teile der Philosophie, daß (Rezensent muß auch diesen Panegyricus elegisch schließen) wir die fast grenzenlosen, fast an Wahnsinn streifenden Verirrungen, zu welchen den Verfasser die folgerechte Durchführung weniger falschen Sätze geführt hat, nicht genug beklagen können."

Von seiner nun folgenden umständlichen Darstellung der

Schopenhauerschen „Verirrungen“ sagt er im allgemeinen, „diese Beurteilung gebe die Ansichten des Verfassers treu und fast (!) überall mit seinen eigenen Worten wieder.“ Über die Kritik der Kantischen Philosophie bemerkt er malitiös: „Wir finden hier viel Gutes nach der Art, wie es früher Aenesidem und desselben Verfassers Kritik der theoretischen Philosophie gegeben hat: ob der Verfasser es davon unabhängig aufgefunden oder nicht, erhellt aus keiner Stelle deutlich.“ Er schließt mit dem Tadel der „unziemlichen Ausdrücke“, die Schopenhauer „zuweilen gegen andere philosophische Schriftsteller“ gebraucht habe: „wenn er von der Fichteschen Philosophie S. 181 und öfter als von „Windbeuteleien“ spricht: so halten wir diese Sprache für eines Philosophen höchst unwürdig.“

Als Schopenhauer diese Beneke'sche Diatribe in einem Organ von dem Range der jenaischen Litteraturzeitung mit Unwillen gelesen, fand er noch überdies, daß sie eine größere Anzahl von Stellen mit Gänsefüßchen als Citate aus dem beurteilten Werk anführe, die dort in diesem Wortlaut überhaupt nicht standen, und daß der Rezensent ihm ferner Gedanken unterlege, die er nie und nirgends ausgesprochen. Diese Wahrnehmung bewog ihn, schon am 6. Januar 1821, dem Redakteur der ‚Allgemeinen Litteraturzeitung‘ eine „Notwendige Rüge erlogener Citate“ einzusenden, mit dem Ersuchen, dieselbe auf seine Kosten in der Litteraturzeitung abdrucken zu lassen. Nachdem der Professor Eichstädt in Jena den Rezensenten hiervon in Kenntnis gesetzt, ließ sich Beneke zweimal bei Schopenhauer melden, um die Sache mündlich beizulegen. Schopenhauer ließ dem „verdammenden Richter“ und Falsarius aber durch den Dienstboten sagen: er sei zu Hause, aber nicht zu sprechen, und nun erschien die „Rüge“ im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteraturzeitung Nr. 10 (vom Februar 1821). Die Redaktion ließ auch Beneken zu

Wort kommen, indem sie eine „Antwort des Rezensenten“ abdrucken ließ, die in Beziehung auf das ihm Vorgeworfene nicht gehauen und nicht gestochen ist. Am Schlusse dieser Antwort versicherte der aufgeblasene Jüngling, der Zweck seiner Rezension sei gewesen, „durch gründliche Widerlegung der von Schopenhauer (in seinem Werke) aufgestellten Behauptungen von einem höheren Standpunkt aus (!) die Philosophie für immer (!) von phantastischen und gefährlichen Irrtümern frei zu machen“: was Schopenhauer später in verständliches Deutsch übersetzte, indem er an Frauenstädt schrieb: „Er hatte sich soeben habilitiert und wollte durch die Rezension mich unterminieren“ [170]).

Wenige Tage, bevor Schopenhauers Rüge in der jenaschen Litteraturzeitung zu lesen war, hatte sich auch die ‚Leipziger Litteraturzeitung‘ über die W. a. W. u. V., mehr als zwei Jahre nach deren Erscheinen, vernehmen lassen. Die anonyme Rezension erschien in den Nummern 21 und 22, vom 24. und 25. Januar 1821, sie füllt 15 Spalten in Quart (S. 161—175), und hat wahrscheinlich den philosophischen Redakteur des Blattes, Professor Wilhelm Traugott Krug, vor seiner Versetzung nach Leipzig, Kants unmittelbaren Nachfolger in Königsberg, zum Verfasser. Nach einer kurzen Inhaltsübersicht sagt der Rezensent:

„Der Verfasser hat seine Ansichten mit vieler Konsequenz durchgeführt; und teils um deswillen, teils wegen des hohen, oft melancholischen Ernstes, mit welchem er seine Betrachtungen meistens verfolget, möchten wir nicht, daß das vorliegende Werk unbeachtet bliebe oder die Leser durch seinen Umfang, durch die häufigen Wiederholungen in ihm, und durch den unbequemen Mangel an Unterabteilungen abschreckte, sondern wir empfehlen es zu näherer Prüfung besonders einzelner Lehren, welche hier [d. h. in der Rezension] nur leicht berührt werden konnten.“

Als „Hauptpunkte, auf deren Mißverständnissen die eigentümlichen Ansichten des Verfassers nach unserem Urteile beruht“, führt

der Rezensent an: „Das gänzliche Verkennen der wahren Natur des menschlichen Geistes und seines praktischen Vermögens."

„Es bedarf keiner weitläufigen Erörterung", sagt er gegen den Schluß der Rezension, „um darzuthun, daß der Verfasser das Ethische im Menschen weniger noch, als die intellektuelle Seite seines Wesens erkannt hat."

Mit dieser Beurteilung von „fachmännischer" Seite schließen die Akten der zeitgenössischen Kritik über Schopenhauers Lebenswerk. Von den anonym gegen dasselbe aufgetretenen Herbart und Krug abgesehen, ist es also von sämtlichen deutschen Professoren der Philosophie totgeschwiegen worden.

Der buchhändlerische Erfolg des Werkes entsprach völlig dem Empfang, den es bei den Fachgenossen gefunden: am 9. Februar 1820 lehnte der Verleger eine ihm gemachte Offerte des Freimaurer-Philosophen Krause mit der Motivierung ab, die philosophische Litteratur zähle jetzt wenige Liebhaber in Deutschland: von dem Schopenhauerschen Werke seien noch nicht hundert Exemplare abgesetzt[171]).

An seiner eigenen Schätzung des Wertes seiner Philosophie konnten ihn die äußeren Mißerfolge nicht irre machen. Er fuhr unerschüttert fort, sein Gedankensystem weiter zu verfolgen: im Januar 1821 begann er ein zweites Manuskriptbuch, welches er nach seinem Format ‚Foliant' betitelte. Das Buch beginnt mit einer ästhetischen Abhandlung „Über das Interessante": siehe dieselbe S. N. II, 108—117. Eine Spezialuntersuchung zur Logik beschäftigte ihn um diese Zeit gleichfalls: er arbeitete eine vollständige „Eristische Dialektik" aus: siehe dieselbe S. N. II, 71—107. Auch legte er in diesem Jahre das schon im Vorwort erwähnte selbstbiographische Geheimbuch an, in Gestalt eines aus losen Bogen bestehenden Manuskripts in Quarto, betitelt ‚εἰς ἑαυτόν' (quod attinet ad se ipsum). Die Fortschritte der Naturwissen-

schaften verfolgte er scharfen Blickes, hörte bei Ermann noch einmal Elektromagnetismus und nahm, durch Flourens' Entdeckung der Funktion des großen und kleinen Gehirns, sein physiologisches Studium wieder auf[172]).

Eine unliebsame Störung seiner Zirkel traf ihn im August des Jahres 1821, ein Konflikt, diesmal nicht mit seiner philosophischen Mitwelt, wie in der „abscheulichen Sache" mit Beneke, sondern ein ungleich widerwärtigerer Zusammenstoß mit der gemeinsten Wirklichkeit, mit seiner unmittelbaren Umgebung, den Hausgenossen niederster Sphäre. Er wurde am 13. August von einer, in einem Hinterstübchen derselben Etage wohnenden 47 Jahre alten Näherin, namens Karoline Marquet, wegen Realinjurien verklagt, weil er dieselbe, als sie am Tage zuvor im Vorzimmer seiner Wohnung sich mit zwei Freundinnen in seiner Abwesenheit häuslich niedergelassen und nun, bei seiner unvermuteten Rückkehr, trotz wiederholter Aufforderung nicht weichen wollte, mit Gewalt vor die Thür gesetzt hatte. Man könnte dies summarische Verfahren etwas schroff finden, wenn das Motiv zu demselben nur darin zu suchen wäre, daß er, weil in seinem Mietsrecht auch die ausschließliche Benutzung des Vorzimmers enthalten war, dieses Recht um des Rechts willen hätte durchsetzen wollen — allein das Motiv war ein ganz anderes: er erwartete zu der fraglichen Stunde den Besuch einer Dame und hatte daher ein spezielles dringendes Interesse daran, daß diese nicht durch die neugierigen Blicke jener unberufenen Eindringlingin beläftigt würde. Bei dieser Sachlage wird jeder Wohldenkende sein Verfahren keineswegs zu schroff, sondern durchaus erklärlich und gerechtfertigt finden.

Die näheren Umstände des Falles erhellen aus der von Schopenhauer selbst verfaßten, sehr ausführlichen Klagebeantwortung, nebst einer „Eingabe wegen des am 10. No-

vember gehaltenen Zeugenverhörs": siehe diese Aktenstücke in unserem Anhang[173]).

Das berliner Hausvoigtei-Gericht erkannte denn auch am 1. März 1822 für Recht, daß Klägerin mit ihrer Injurienklage lediglich abzuweisen und die Prozeßkosten allein zu tragen habe. In den Entscheidungsgründen heißt es:

1. daß der Verklagte befugt war, die Klägerin aus der Entree, worauf dieselbe in keiner Beziehung ein Recht hatte, hinauszuweisen;

2. daß Verklagter aber auch befugt war, die Klägerin thätlich hinauszuweisen, da sie seinen mündlichen Aufforderungen, nach Angabe der Zeuginnen, nicht Folge leistete;

3. daß Verklagter bei der thätlichen Hinausweisung sich keineswegs eines Exzesses schuldig gemacht, vielmehr seine Befugnisse nicht überschritten hat.

Als die Klägerin, die sich nun einen sehr geschickten Advokaten angenommen hatte, im April gegen diese Entscheidung an das Kammergericht appellierte, verfaßte Schopenhauer wiederum selbst die Appellationsbeantwortung (siehe auch dieses Schriftstück, sowie das dazugehörige Beförderungsgesuch im ‚Anhang'). Er hatte allen Grund, keinen Augenblick zu zweifeln, daß das Urteil in der von dem ersten Richter so gründlich untersuchten Sache auch in der nächsten Instanz werde bestätigt werden.

Mit dem günstigen Ausgang dieses ihm aufgezwungenen Rechtsstreites traf die Einlösung des letzten der Muhlschen Wechsel zusammen, so daß er nun das gesamte bei jenem Hause angelegte Kapital, samt rückständigen Zinsen, im Ganzen über 9400 Thlr. zurückerhalten hatte. Die danziger Zahlungsstockung hatte ihn vor drei Jahren bewogen, die italiänische Reise vorzeitig abzubrechen, und hatte auch wesentlich beigetragen, ihn zur Habilitierung in Berlin zu veranlassen: nachdem nun das damals schon fast verloren geglaubte Kapital wieder in seinen Händen, die Habilitation aber nicht von dem erhofften

Erfolge begleitet war, beschloß er sofort, nach Italien zurückzukehren, vielleicht sogar sich dauernd dort niederzulassen. Berlin hatte ihm überhaupt nicht mehr zu bieten, als irgend eine andere Stadt Europas. Wenn er auch seine eigene und die berliner öffentlichen Bibliotheken ungern verließ, so konnten ihm Empfehlungen an die Bibliothekare in Mailand und Florenz, um die er seinen jetzt in Jena Professor gewordenen Freund Osann bat, den Mangel einigermaßen ersetzen. Seine Flöte konnte er überall blasen und für die Konzerte in der Singakademie, die er regelmäßig besuchte, gab ihm Italien reichen Ersatz. Vor allem aber konnte er seinen philosophischen Meditationen überall nachgehen.

So deponierte er denn sein Testament auf dem Hausvoigtei-Gericht, sein Vermögen bei dem Bankhause Mendelssohn und Fränckel, und ließ sich einen mehrjährigen Kreditbrief und mehrjährigen Paß auf Italien ausstellen. Endlich schaffte er ein neues, sein drittes, wegen des Formates „Brieftasche" betiteltes Manuskriptbuch an, das ihn auf der Reise begleiten sollte. Am 27. Mai 1822 kehrte er Berlin den Rücken.

Zehntes Kapitel.

Über Schopenhauers zweite italiänische Reise können wir mit seinen eigenen Worten berichten, da sich eine Reihe von Briefen an seinen Freund Osann erhalten hat[174]), in denen er ihm von der Reise Kunde gab. Aus Florenz schrieb er ihm, daß er sich „von der langen und schönen Schweizerreise, die herrliche Erinnerungen zurückläßt", in Mailand ausgeruht habe. Von da ging er über Genua, wo er „seinen alten Kameraden Doria" aufsuchen wollte, im September nach Florenz. „Der zweite Eintritt in Italien", sagt er, „ist noch erfreulicher als der erste: mit welchem Jubel be-

grüßte ich jede italiänische Eigentümlichkeit! Das uns ganz Fremde und Ungewohnte beängstigt beim zweitenmale nicht wie beim ersten: selbst das Lästige, Widrige, Unbequeme wird als ein alter Bekannter begrüßt: das Gute weiß man zu finden und versteht es zu genießen. Ich fand, daß alles, was unmittelbar aus den Händen der Natur kommt, Himmel, Erde, Pflanzen, Bäume, Tiere, Menschengesichter hier so ist, wie es eigentlich sein soll: bei uns nur so, wie es zur Not sein kann." Von Florenz selbst erzählt er: „Mich freut bisweilen das Heterogene meiner Umgebung: ich belächle mich selbst, wenn ich mit einem weißen Dominikaner im Boboli promeniere und den Verfall der Klöster beseufzen helfe, oder im kerzenhellen Urväterſaal einer Villa einer englischen Dame die Cour mache:

Doch wenn in unserer stillen Zelle
Das Lämpchen freundlich wieder brennt —

dann bin ich wieder ich selbst und weiß, wo mein Leben eigentlich liegt." In einem späteren Briefe heißt es: „Von September 1822 bis Mai 1823 blieb ich in Florenz und brachte diese Zeit äußerst angenehm zu. Das heiterste Logis von der Welt und sehr bequem: viel Bekanntschaft besonders mit Fremden, die auch eben dort ihr Leben genießen, meistens Engländer, dabei doch noch einiger Musendienst, machten mein Leben so genußreich als möglich. Ich war so gesellig wie lange nicht; kam sogar in die große und mitunter in die vornehme Welt, und merkte allmählich einen solchen Zuwachs von Erfahrung und Menschenkenntnis, daß ich jene Zeit für sehr nützlich zugebracht halte. Sehen und Erfahren ist so nützlich als Lesen und Lernen. Besonders deutlich ist es mir geworden, wie jämmerlich das Leben der Vornehmen in der Nähe ist und wie die Langeweile sie martert, trotz aller Gegenanstalten. Die florentinischen Kunstwerke habe ich recht mit Muße studiert, und das italiänische Volk hat

mir viel Stoff zu Bemerkungen gegeben. Es war eine schöne Zeit, an die ich stets mit Freuden zurückdenken werde.“ Südlicher als Florenz ist er diesmal nicht gekommen und hat namentlich Rom nicht wiedergesehen. Auch Venedig scheint er vermieden zu haben. Mitte Mai 1823 verweilte er, auf der Rückreise, in Trient (Aufzeichnung in der ‚Brieftasche‘ vom 14. Mai), und Ende des Monats traf er in München ein, wo er nun, allerdings sehr wider seine Absicht, ein ganzes Jahr zubrachte. Auch über diese Zeit hat er dem Freunde Osann (21. März 1824) berichtet: „Vor einem Jahre kam ich hierher, und etwa sechs Wochen darauf, als ich weiter wollte, fing eine Verkettung von Krankheiten an . . . ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht und sehr gelitten. Seit einem Monat bin ich hergestellt, aber noch so nervenschwach, daß ich, vor Zittern der Hände, erst jetzt Ihren Brief und zwar mit vieler Mühe beantworten kann, mich matt dahinschleppe und bei Tage einschlafe: dabei ist das rechte Ohr ganz taub. Allen diesen Übeln soll das berühmte Bad Gastein in Süd-Östreich abhelfen . . . nach der Badekur muß ich hierher zurück, werde mich aber in diesem Höllenklima dann nicht wieder aufhalten, sondern an den Rhein gehen, dort den Sommer und die Wiederkehr meiner Kräfte zu genießen . . . Behüten Sie in alle Wege, als den größten Schatz, Ihre Gesundheit, alles andere ist nichts dagegen.“

Während seiner Krankheit hatten sich Hofrat Thiersch und dessen Gattin seiner liebreich angenommen, wie er in einem späteren Briefe an Thiersch dankbar anerkannte: „Mit ungemeiner Freude“, schreibt er, „ergreife ich einen Anlaß, Ihnen einmal mein Andenken zurückzurufen, da ich meinerseits sehr häufig Ihrer und der vielen Güte und Freundlichkeit gedacht habe, womit Sie und Ihre würdige Frau Gemahlin mich bei meinem Aufenthalt in München überhäuften[175].“

Auch seinen münchener Arzt, Grossi, „den Zeugen seiner schweren Leiden", bittet er herzlich zu grüßen.

Am 25. Mai ging er nach Gastein, von wo er am 22. Juni nach München zurückkehrte. In Gastein war es, wo er noch im Mai, auf die Münchener Leidenszeit zurückblickend, in der ‚Brieftasche' jene Paränese vom Schicksal niederschrieb, welches uns unsanft anpackt, und uns belehrt, „daß nichts unser ist, sondern alles sein, indem es ein unbestrittenes Recht hat, nicht nur auf allen unseren Besitz und Erwerb und auf Weib und Kind, sondern sogar auf Arm und Bein, Auge und Ohr, ja auf die Nase mitten im Gesicht[176])."

Nur ein Erfreuliches brachte ihm München: die K. Bayerische Akademie der Wissenschaften, welche 1824 eine kurze Darstellung der Fortschritte der Physiologie seit Haller veröffentlichte, erwähnte darin seiner, neben Purkinje, unter den Beförderern der Physiologie der Sinne[177]).

Den 27. Juni ging er von München über Stuttgart und Heidelberg nach Mannheim, wo er am 7. Juli eintraf und bis gegen Ende August verweilte. Von hier aus schrieb er zum erstenmal wieder an seine Schwester. Zu diesem Entschlusse, die zwischen ihm und ihr seit mehr als vier Jahren gerissene Kluft seinerseits zu überbrücken, mag wohl ein Brief des mit Adele auch nahe befreundeten Osann beigetragen haben. Dieser hatte ihm nämlich nach München über Adele geschrieben: „Was sie mir lieb und wert vor Allen macht, war die schwesterliche Gesinnung, die sie bei allen Trennungen und Mißverhältnissen Ihnen bewahrte. Sie fühlt nur zu sehr, und dieses mit den Schmerzen einer liebenden Schwester, daß sie in ihrem Verhältnis zu Ihnen der kränkende und schuldige Teil gewesen, — als Grund Ihrer beiderseitigen Verstimmung gab sie mir die danziger Vermögensangelegenheiten und ihr leichtsinniges Schweigen auf einen Ihrer Briefe an sie an . . . Fast hat

sie jetzt darauf Verzicht geleistet, Ihre Hand wieder zu sehen, die sie unbeschreiblich glücklich machen würde . . . Wollten Sie mich versichern, daß Adele an Sie schreiben dürfte, so würden sie ihrem Leben einen Haltungspunkt wieder geben, den sie verloren zu haben glaubt." Schopenhauer hatte in dem schon erwähnten Brief vom 21. Mai 1824 hierauf erwidert: „Was Sie hinsichtlich meiner Schwester schreiben, ist gewiß sehr gut gemeint, allein Adele und ich wissen selbst gewiß am besten, was wir von einander zu halten haben: die Empfehlung eines Dritten kann da nichts helfen."

Am 27. August 1824 empfing Adele in Wiesbaden, wo sie mit der Mutter, die einen schlagartigen Anfall erlitten, zur Kur weilte, den Brief ihres Bruders. Wie sie dessen Entgegenkommen aufgenommen, erfahren wir aus einem Briefe, den sie am 28. August an ihren väterlichen Freund Goethe richtete[178]):

„Eine große, unbeschreiblich große Freude ist mir gestern geworden. Ihnen, lieber, gütiger Vater, muß ich davon sprechen. . . Mein Bruder ist vollkommen hergestellt, befindet sich in Mannheim, und hat mir geschrieben, um eine Zusammenkunft zwischen uns in Frankfurt zu bestimmen. — Es giebt Worte, die ich von Ihnen gehört habe, die durch mein ganzes Leben hindurchtönen, ohne zu verhallen; so sagten Sie mir einst, als ich von der Möglichkeit [meinen Bruder wiederzusehen] sprach: ‚Du wirst dann wieder begütigend auf ihn wirken und in dem gestörten Dasein wieder eine Art Milde hineinbringen.' Und so hoffe ich zu Gott, soll es sein. . . . Es hatte noch niemand mir ausgesprochen, daß in meinem Wesen eine Art Begütigung liegt, deren Einwirkung ein Anderer empfinde, Sie sagten es, und nun ging es wieder fröhlicher durch die bunte Welt, in der ich wohl eigentlich ein Halbschatten bin."

Soviel wir wissen hat indessen eine persönliche Wiederbegegnung zwischen den Geschwistern damals nicht stattgefunden,

und auch der Briefwechsel scheint jahrelang keinen Fortgang gehabt zu haben.

Von Mannheim ging Schopenhauer nach Dresden, wo er sich nun, statt nach Berlin zurückzukehren, alsbald häuslich niederließ. Die erste, aus Dresden datierte Aufzeichnung in der ‚Brieftasche' ist vom 13. September. Im November fing er hier ein neues, sein viertes Manuskriptbuch an, betitelt ‚Quartant'. Aus einer Aufzeichnung in demselben ersehen wir, daß er jetzt erst das berühmte Buch des französischen Arztes und Mitglied des Instituts P. J. G. Cabanis ‚Rapports du physique et du moral de l'homme' kennen lernte, welches auf den weiteren Ausbau seines Systems von wesentlichem Einfluß werden sollte. Seite 82 des ‚Quartanten' bemerkt er: „Cabanis 1805 (2. Auflage 1824, also nach 19 Jahren) ist ein sehr gehaltvolles Buch", und füllt dann nicht weniger als zehn Seiten mit Auszügen aus dem Werke. Wenn er infolge der Aufnahme, die die W. a. W. u. V. gefunden, einstweilen nicht daran dachte, mit einer eigenen neuen Schrift hervorzutreten, so faßte er jetzt doch den Plan, durch die Übersetzung eines, gleich ihm, von den Zeitgenossen nicht mehr beachteten großen englischen Philosophen den Versuch einer Einwirkung auf die philosophische Mitwelt zu machen. Unterm 25. November 1824 unterbreitete er seinen Plan einer berliner Verlagsbuchhandlung[179]): „Bei dem jetzigen traurigen Zustand der Philosophie in Deutschland halte ich eine Übersetzung zweier Schriften Humes für sehr zweckmäßig. Es sind

1. dessen natürliche Geschichte der Religion;
2. dessen Gespräche über Religion . . .

Meinen Beruf als Übersetzer betreffend, so ist mir, da ich in früher Jugend bei einem Landprediger bei London die englische Sprache gründlich erlernte, selbige höchst geläufig geblieben . . . Von meinem deutschen Vortrag können Sie die

Probe aus meinen Schriften sehen. Die Gegner meiner Ansichten haben bei Bestreitung derselben doch nie unterlassen hinzuzufügen, daß die Kraft des Ausdrucks und Lebendigkeit des Vortrages den höchsten Grad erreichte."

In demselben Schreiben erbot er sich auch, Giordano Brunos Schrift Della Causa, principio ed Uno, welche die dresdener Bibliothek besitze und von der auch die berliner ein Exemplar aus Jakobis Nachlaß erstanden habe, mit einer lateinischen Übersetzung neu herauszugeben.

Aus beiden Plänen ist nichts geworden, erhalten hat sich nur die Vorrede zur Verdeutschung Humes, die Schopenhauer, in zweifacher Redaktion, im Manuskriptbuch ‚Brieftasche' niedergeschrieben hat: siehe diese Vorrede S. N. III, 183 f.

Die Kreise, in denen er zur Zeit seines ersten dresdener Aufenthaltes verkehrt hatte, scheint er, wie beim zweiten Aufenthalt, so auch jetzt vermieden zu haben, dagegen trat er zu Ludwig Tieck, der sich seit 1819 in Dresden niedergelassen hatte, in nähere Beziehung. Wir haben oben (S. 39. 49) gesehen, daß Tieck zu den Lieblingsautoren seiner Jugend gehörte: die jetzt gemachte persönliche Bekanntschaft sollte freilich zu keiner dauernden Verbindung führen. Wir erfahren durch K. von Holtei[180]), daß es sogar zu einem Konflikt zwischen Tieck und Schopenhauer gekommen ist. Holtei erzählt als Augen- und Ohrenzeuge, daß sich einst bei Tieck zwischen diesem und Schopenhauer Diskussionen über unterschiedliche philosophische Systeme erhoben hätten; dies hätte, über Jakobi hinweg, den Tieck liebte, nach und nach auf religiöse Streitigkeiten geführt, und als Tieck in diesen von Gott gesprochen, sei Schopenhauer „wie von einer Tarantel gestochen" (!) aufgesprungen und habe gerufen: „Was? Sie brauchen einen Gott?" — ein Ausruf, den Tieck bis ans Ende seiner Tage nicht habe vergessen können.

Es ist mir wahrscheinlich, daß Tieck diesen Zusammenstoß mit Schopenhauer bei der Charakteristik des Lacoste verwertete, die er in seiner berühmten Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen“ (Berlin 1826) entworfen hat. Es heißt hier: „Je mehr wir schwärmten und nur in einer einzigen Gestalt die Wahrheit und das Göttliche erkennen wollten, umsomehr benutzte Lacoste jede Veranlassung, seinen Unglauben auszusprechen . . . sein Unglück hatte ihm ein so bitteres Gefühl gegeben, daß er zuweilen wie ein begeisterter Prophet des Atheismus unter uns stand und in so sonderbaren Gleichnissen und Bildern, in so bewegter und erhabener Sprache redete, daß die frommen Mädchen sich mit innigem Grauen von ihm abwendeten.“ (S. 392 der Novelle, vergl. auch S. 433—435.)

Hatte somit der persönliche Verkehr mit Tieck mit einer Enttäuschung geendet, so erlebte Schopenhauer eben jetzt eine ganz unerwartete Freude, die ihm von einem anderen großen Lieblingsschriftsteller seiner Frühzeit, Jean Paul, zuteil wurde. Im zweiten Bändchen der „Kleinen Bücherschau“ (Breslau 1825: die Vorrede ist vom 17. Oktober 1824) veröffentlichte Jean Paul ein Jahr vor seinem Tode eine „Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule“ und sagte hier (S. 200 ff.) in dem „Eine Litteraturzeitung ohne Gründe“ überschriebenen Kapitel:

„Könnt' ich nicht mehreren vor Jahren herausgekommenen Werken, die mir nicht Lob genug erhalten zu haben geschienen, noch einiges nachschicken und, ohne alles kritische Auseinandersetzen und Motivieren, beurteilen? Und könnt' ich also z. B. nicht lobend anführen . . .: ‚Schopenhauers Welt als Vorstellung und Wille‘, ein genialphilosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe — vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finsteren Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern — in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt,

und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht.*) Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben.

*) Die letzte Zeile werden Leser des originellen Buches bildlich-treffend finden, da dessen Resultate sich oft in unbeweglichen Fohismus und Quietismus verlieren."

Die Worte, die der geniale Dichter und Denker über ihn geschrieben, verhallten wirkungslos, aber sie haben ihn in den nun folgenden Jahrzehnten gänzlicher Nichtbeachtung mehr als einmal getröstet. Dankbar hat er daher in seinen späteren Werken Jean Pauls öfter rühmend gedacht. Persönlich hatte er ihn übrigens nicht gekannt, wie er im Alter einem Besucher mitteilte[181]).

Sein diesmaliger Aufenthalt in Dresden war wohl ein Versuch einer dauernden Niederlassung, indes wurde die Probe nach achtmonatigem Aufenthalt, allerdings nicht freiwillig, aufgegeben: ein zwingender äußerer Grund rief ihn nach Berlin zurück. Dieser Grund war kein anderer, als jener Prozeß vom Jahre 1821, den er bei seiner Abreise nach Italien schon glücklich beendet geglaubt hatte. Die Entscheidung der Appellationsinstanz war nämlich keineswegs so ausgefallen, wie er seinerzeit mit Grund erwarten durfte. Das für ihn günstige Erkenntnis erster Instanz war durch Kammergerichtserkenntnis vom 25. Mai 1822 umgestoßen und er „wegen geringer, ohne merkliche Beschädigung abgelaufener Realinjurien" zu 20 Thaler Geldbuße verurteilt worden. Publiciert war dies Erkenntnis erst am 7. Juni, also erst nach seiner Abreise von Berlin, so daß auch eine Zustellung an ihn einstweilen nicht erfolgt war. Somit schien der Injurienprozeß definitiv beendigt, da von keiner der Parteien Revision eingelegt wurde.

Wenn aber die Demoiselle Marquet sich auch bei dem Erkenntnis beruhigte, zur Ruhe ließ sie ihren Gegner darum keineswegs kommen, denn sie strengte nun bei dem Instruktions-Senat des Kammergerichts einen neuen Prozeß an, in welchem sie, außer 41 Thaler 6 Silbergroschen Kurkosten,

5 Thaler monatliche Alimente forderte, weil sie nicht — wie der Richter zweiter Instanz im Injurienprozesse angenommen — die Realinjurien „ohne merkliche Beschädigung“ erlitten, sondern vielmehr „an der ganzen rechten Seite gelähmt sei und den Arm nur wenige Zeit mühevoll gebrauchen könne.“ Mit dieser Schadensersatzklage hatte sie zugleich ein Arrestgesuch wider den im Ausland abwesenden Beklagten verbunden. Das Kammergericht gab dem Arrestgesuch statt, und nun wurde Schopenhauers gesamtes bei Mendelssohn & Fränckel deponiertes Vermögen gerichtlich mit Beschlag belegt, wovon das Bankhaus im November 1822 seinem Klienten Mitteilung machte, zugleich mit der Anzeige, daß es einen Anwalt (Justizkommissarius Kunowski) mit der Wahrnehmung seiner Rechte betraut habe. Nach einer durch immer neue Zwischenanträge der Klägerin in die Länge gezogenen Beweisaufnahme (während deren sie auch ihre Alimentenforderung auf 8 Thaler 8 Groschen monatlich steigerte) erging am 4. Oktober 1824 das Urteil des Instruktions-Senats des Kammergerichts. Dasselbe machte die Entscheidung von der Leistung eines der Klägerin auferlegten Erfüllungseides abhängig und verurteilte im Fall der Leistung des Eides Schopenhauer zur Zahlung von 15 Thaler vierteljährlich zu zahlender Alimente, ferner zum Ersatz der eingeklagten Kurkosten, sowie zur Tragung von $^5/_6$ der Prozeßkosten. Da vorauszusehen war, daß die „höchst verschmitzte und boshafte Person“ (wie Schopenhauer sie in der seinem Anwalt von Florenz aus eingesandten Instruktion nennt) den Eid schwören würde, so hatte er sofort bei dem Appellations-Senat des Kammergerichts Berufung gegen dies Erkenntnis einlegen lassen. In der Folge aber mochte er einsehen, daß es ihm nachteilig sein müsse, das Resultat der eingelegten Berufung aus der Ferne abzuwarten, und so kehrte er im Mai 1825 nach Berlin zurück und sein erstes war, daß er eine von ihm selbst abgefaßte ausführliche

Eingabe an den Richter der zweiten Instanz gelangen ließ (siehe diese Eingabe in unserem ‚Anhang'[182]). Am 16. Juni 1825 erkannte darauf der Appellations-Senat dahin, daß Klägerin mit ihrer Alimentationsforderung abzuweisen sei, dagegen wurden ihr die eingeklagten Kurkosten zugesprochen, falls sie einen „auf den ganzen Komplex der angeblichen Thätlichkeiten" gestellten Erfüllungseid ableiste. Gegen dies Erkenntnis legte nun der Advokat der Klägerin die Revision beim Obertribunal ein und dieses hielt von dem Erkenntnis des Appellations-Senats des Kammergerichts nur die Eidesformel aufrecht, stellte aber übrigens das Erkenntnis des Instruktions-Senats wieder her. Dem im Februar 1826 publicierten Obertribunalserkenntnis waren Entscheidungsgründe nicht beigegeben, weshalb sich Schopenhauer an den Justizminister mit der Bitte wandte, ihm, mit Rücksicht auf das „eklatant Unglückliche, ja Unerhörte" dieses Falles wenigstens Einsicht in die Gründe einer für ihn so verhängnisvollen Entscheidung zu gestatten: siehe diese Eingabe im ‚Anhang'[183]). Um übrigens auch in der Injurienklage alle Instanzen zu erschöpfen, ließ er, im Sommer 1826, gegen das ihm ungünstige Urteil des Kammergerichts vom 25. Mai/7. Juni 1822 nachträglich beim Oberappellations-Senat des Kammergerichts Revision einlegen: siehe Schopenhauers den Appellationsbericht seines Anwalts ergänzende Eingabe in unserem ‚Anhang'[184]). Am 4. Mai 1827 erging darauf die Entscheidung des Oberappellations-Senats, „daß das am 7. Junius 1822 publicierte Erkenntnis der Civildeputation des K. Kammergerichts lediglich zu bestätigen, auch der Revident schuldig sei, die Kosten dieser Instanz allein zu tragen und zu erstatten." Inzwischen hatte die schließliche Siegerin in diesen Monstreprozessen längst, im März 1826, den ihr auferlegten Eid, wie sich von selbst versteht, geschworen. Da sie sich in Wirklichkeit einer guten Gesundheit erfreute und erst im Jahre 1841 starb, so hat sie

die erschworenen 15 Thaler vierteljährlicher Alimente zwanzig Jahre lang bezogen[185])!

Wenn wir diese unerquickliche Prozeßgeschichte trotzdem ausführlich verfolgt und durch den vollständigen Abdruck der Aktenstücke im ‚Anhang' erläutert haben, so ist es wesentlich deshalb geschehen, um die deutliche Einsicht zu gewähren, daß Schopenhauers Handlungsweise in dieser Sache von jedem sittlichen Vorwurf frei zu sprechen ist, wie ihn ja auch der erste Richter, nach gründlichster Untersuchung der Sache, juridisch völlig freigesprochen hat. Wenn Professor Paulsen in seinem Aufsatz ‚Arthur Schopenhauer. Der Zusammenhang seiner Philosophie mit seiner Persönlichkeit'[186]), mit Bezug auf diesen Prozeß meint, Schopenhauer „möge manches Ähnliche erlebt haben": so ist dagegen zu konstatieren, daß Schopenhauer, wie vorher, so nachher niemals in irgend welche Berührung mit Gerichten gekommen ist.

Elftes Kapitel.

Als Schopenhauer im Mai 1825 nach Berlin zurückgekehrt war, hatte er für das Sommersemester 1825 keine Vorlesung angekündigt; ebensowenig zeigte er für das folgende Wintersemester eine Vorlesung an und auch nicht für das Sommersemester 1826. In den Lektionsverzeichnissen der Universität fehlt also, vom Wintersemester 1822/23 an, acht Semester lang sein Name. Erst im Wintersemester 1826/27 kündigte er wieder eine Vorlesung an, welche im Index lectionum folgendermaßen erscheint: A. Schopenhauer Dr. Privatim *philosophiam primam* docebit, quae comprehendit dianoeologiam et logicen sive theoriam cognitionis in genere, binis per hebd. diebus, hora XII—I. Ein eigenes Heft zu diesem Kolleg hat er nicht ausgearbeitet, da es sich mit dem

ersten Teil seiner Vorlesung über „die gesamte Philosophie“ deckte, wohl aber hat sich eine besondere Einleitung zu der Philosophia prima, in dreifacher Fassung, unter seinen Papieren vorgefunden[187]).

Hegel las in diesem Wintersemester von 12—1 „Encyklopädie der Philosophie“. Von den übrigen Rivalen Schopenhauers waren J. H. Fichte und Stiedenroth inzwischen ausgeschieden, dagegen hatte sich ein neuer, auf Hegel eingeschworener Privatdocent, C. L. Michelet, habilitiert.

Schopenhauers Kolleg kam auch diesmal nicht zustande: auf einem (im Nachlaß vorgefundenen) Anmeldebogen finden sich freilich drei Studenten der Medizin verzeichnet, aber trotz des alten Spruches: tres faciunt collegium hatte er vor einer so geringen Zahl nicht lesen wollen.

Im Sommersemester 1827 kündigte er dasselbe Kolleg, diesmal dreistündig, an: A. Schopenhauer Dr. Privatim philosophiam primam s. theoriam cognitionis in genere, comprehensa logica ter p. hebd. h. XII—I docebit. Auch dieses Kolleg kam nicht zustande. Die völlig identische Ankündigung der ‚Philosophia prima‘ erscheint im Lektionsverzeichnis des nächsten Semesters wieder und so fort, bis zum Wintersemester 1831/32 einschließlich, mit hartnäckiger Regelmäßigkeit, und zwar kündigte er stets zu derselben Stunde an, von 12—1, wo Hegel ein Hauptkolleg abhielt. Gelesen hat er in diesen fünf Jahren niemals, von den Anmeldebogen hat sich nur einer, aus dem Wintersemester 1828/29 erhalten[188]), auf welchem sich eingezeichnet hatten: 1. Hofrat Dorow, 2. Wechselmakler Ehrhard, 3. Zahnarzt Heß, 4. Stallmeister Schur, 5. Hauptmann von Versen.

Zweimal dachte er in dieser Zeit an einer anderen Universität lehrend aufzutreten: im September 1827 wandte er sich an Thiersch mit einer Anfrage wegen Würzburg, im März 1828 wegen Heidelberg an den Dekan der philosophischen

Fakultät daselbst, Friedrich Creuzer. Thiersch' Antwort ist nicht bekannt, Creuzer antwortete u. a.: „Stirbt das Interesse für Philosophie in Deutschland immer mehr ab, so muß dies in doppeltem Sinne für Süddeutschland gelten . . . Brotstudien sind das allgemeine Losungswort, und die Zahl derer, die dahier Philosophie hören, ist äußerst gering[189])."

Je unfruchtbarer aber seine Lehrthätigkeit ausfiel, um so fruchtbarer waren diese berliner Jahre für den Weiterbau seiner philosophischen Gedanken. In dem Manuskriptbuch ‚Foliant', welches er bei seiner Abreise 1822 abgebrochen hatte, und das er nun — nach Beendigung des dresdener ‚Quartanten' — im Oktober 1826 wiederaufnahm, finden wir Seite 178 f. den ersten Entwurf einer „Eudämonik", die er später zu den so berühmt gewordenen ‚Aphorismen zur Lebensweisheit' ausarbeitete[190]). Und Seite 204—214 desselben ‚Folianten' (1827) steht die erste Niederschrift eines Aufsatzes, der später, unter der Überschrift „Physische Astronomie", in die Schrift ‚Über den Willen in der Natur' überging, und von dem er 1844 sagte: er dürfe nicht hoffen, jemals einen richtigeren und genaueren Ausdruck der Grundwahrheit seiner Lehre zu finden, als der daselbst niedergelegte sei. Schon bei der ersten Niederschrift empfand er die Wichtigkeit dieser „ergänzenden Betrachtung zur W. a. W. u. V.": nach Vollendung des Aufsatzes schrieb er an den Rand: „Sehr wichtiger Aufsatz zur Begründung meines Systems[191])."

An den ‚Folianten', der nahezu 400 engbeschriebene Seiten stark ist, schloß sich, bereits im März 1828, ein neues Folio-Manuskriptbuch, sein fünftes, betitelt ‚Adversaria' (d. h. Konzeptbuch), dem er das stolze Motto vorsetzte: „Vitam impendere vero."

Namentlich der Aufsatz im ‚Folianten' scheint den Anstoß gegeben zu haben, daß er sich jetzt mit dem Plane einer 2. Auflage der W. a. W. u. V. beschäftigte, um dieselbe mit

diesem und vielen anderen, in seinen Manuskriptbüchern niedergelegten Aufsätzen zu bereichern. Bereits im Januar 1828 schrieb er eine dieser 2. Auflage voranzustellende Dedikation „den Manen meines Vaters[192])". Am 24. November desselben Jahres erkundigte er sich dann — zum erstenmal seit zehn Jahren — bei dem Verleger nach dem Stande des Absatzes seines Werkes. Er erhielt die Auskunft: es seien noch 150 Exemplare auf Lager, wie viele Exemplare aber verkauft worden seien, lasse sich nicht angeben, da vor mehreren Jahren „eine bedeutende Anzahl" zu Makulatur gemacht worden, indem der Absatz wie jetzt, so auch früher „ein sehr unbedeutender" gewesen sei[193]). Auf diese Auskunft mußte er freilich jeden Gedanken an eine neue Auflage seines Lebenswerkes einstweilen aufgeben.

Von glücklicherem Erfolge war eine Anfrage begleitet, die er im März des folgenden Jahres wegen Neubearbeitung seiner Schrift ‚Über das Sehn und die Farben' an den Professor Justus Radius in Leipzig richtete. Radius gab eine, besonders für das Ausland bestimmte Sammlung ‚Scriptores ophthalmologici minores' heraus, von der bereits zwei Bände erschienen waren: Schopenhauer erbot sich, für den dritten Band eine lateinische, verbesserte und vermehrte Bearbeitung jener seiner Abhandlung von 1816 zu liefern, da er „von der Wahrheit und Wichtigkeit der daselbst niedergelegten Farbentheorie noch jetzt, nach einer Bedenkzeit von dreizehn Jahren, auf das festeste und vollkommenste überzeugt sei"[194]). Zu seiner Freude nahm Radius sein Anerbieten, falls er auf Honorar verzichte, an, und so erschien, im Juni 1830, die ‚Theoria colorum physiologica, eademque primaria' 55 Oktavseiten stark, den dritten Band der ‚Scriptores' eröffnend. Separatabzüge der Abhandlung sandte er an Goethe[195]), an Sir Everard Home, an Professor Jameson in Edinburg, Dr. Michael Ryan in London. An den berliner

Akademiker Seebeck, mit dem er inzwischen persönlich bekannt geworden war, wird er auch ein Exemplar haben gelangen lassen. Diese in klassischem, aber doch individuell gefärbtem Latein geschriebene Arbeit steht da als ein glänzendes Zeugnis seines gelehrten Fleißes, nicht minder aber seiner außerordentlichen linguistischen Begabung. Kaum aber hatte er dieses Werk vollendet, als er sich zu einem noch weit umfangreicheren und selbstloseren entschloß: zur Übersetzung der Hauptwerke Kants in die englische Sprache. Im Juli-Heft der londoner ‚Foreign Review' hatte er 1829 in dem Aufsatz eines Ungenannten gelesen, daß man in England eine Übersetzung der ‚Kritik der reinen Vernunft' wünsche, und richtete nun, 21. Dezember 1829, durch Vermittelung des Verlegers der Zeitschrift an den Anonymus ein Schreiben, in dem er sich zu dieser Übersetzung erbot, auch sogleich ein aus Kants ‚Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik' übersetztes Stück als Probe beifügte[196]). In der Antwort machte ihm der Anonymus, der sich Francis Haywood nannte, den Gegenvorschlag: er, Haywood, wolle Kant übersetzen und Schopenhauer solle ihm dabei seinen Beistand zu teil werden lassen, indem er die Übersetzung vor dem Druck durchsähe und eventuell verbessere[197]). Auf ein solches Ansinnen zu antworten, hielt Schopenhauer natürlich unter seiner Würde, er richtete nun, im Januar 1830, an die Verleger der ‚Foreign Review' denselben Antrag, den er zuvor an Haywood gerichtet hatte, doch erwiderten diese ausweichend, und so blieb die Sache einstweilen liegen[198]). Schopenhauer gab sie aber keineswegs auf. Als er 1831 in den ‚Times' von der Begründung einer Association for the encouragement of Literature las, an deren Spitze der Dichter Thomas Campbell stand, und deren Aufgabe es sein sollte, werthvolle Manuskripte anzukaufen, die keinen Verleger gefunden: wandte er sich sofort an Campbell mit demselben Antrage, den er zuletzt, vergebens, den londoner Verlegern

gemacht hatte[199]). Der berühmte Verfasser der ‚Pleasures of hope' scheint auf die Sache nicht eingegangen zu sein und so verlief sie sich im Sande. Als ein schönes Denkmal von Schopenhauers Liebe zu seinem großen Lehrer blieb nur das Bruchstück seiner englischen Übersetzung jenes Abschnittes der ‚Prolegomena' übrig.

Wie Schopenhauer neben den beiden klassischen Sprachen das Englische, Französische und Italiänische völlig beherrschte, so machte er sich in diesen berliner Jahren auch die Kenntnis des Spanischen zu eigen. 1825 begann er das Studium dieser Sprache und brachte es bald dahin, daß er den Calderon, den er sich in der seit 1827 erscheinenden Ausgabe des ihm persönlich befreundeten früheren weimarer Bibliothekars J. G. Keil anschaffte, ohne Schwierigkeit lesen konnte. Sein Favoritautor wurde aber der philosophische Gracian, dessen ‚Criticon' ihm „eins der liebsten Bücher auf der Welt" war. Von einem anderen Werk desselben, dem ‚Oraculo manual y arte de prudencia' begann er sogar eine deutsche Übersetzung, die er unter dem Titel ‚Balthasar Gracians Orakel der Weltklugheit in dreihundert Lebensregeln' pseudonym herausgeben wollte. Er bot das Werk der Brockhausschen Verlagsbuchhandlung an, unter Beifügung einer, die ersten fünfzig Lebensregeln umfassenden Probe. Allein sein Antrag wurde nicht angenommen[200]). Wir werden später sehen, wie er diese, ihm am Herzen liegende Nebenarbeit weiter verfolgt hat.

Welche Bewandtnis es mit einer litterarischen Arbeit gehabt hat, über die er in sein „Rechnungsbuch" vom März 1830 eintrug: „Honorar for translating the Prophet of St. Pauls 22 Thlr. 12 Sgr." — ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt (vgl. meine ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 13).

Sein äußeres Leben verfloß in diesen Jahren ereignislos, seit 1825 hat er die Stadt Berlin nicht verlassen. Er wohnte

zuerst Dorotheenstraße 30, seit 1829 Behrenstraße 70. Sein Mittagsmahl pflegte er, wie schon 1820 bis 1822, im Russischen Hof am Schinkelplatz einzunehmen. Hier wird er auch die Bekanntschaft des Barons Heinrich von Lowtzow gemacht haben, mit dem er in diesen Jahren am freundschaftlichsten verkehrt zu haben scheint. Noch mehr als zwanzig Jahre später, da ihm dessen Tod gemeldet wurde, schrieb er: „Ihre Nachricht vom Tode des Barons hat mich sehr erschüttert. Er war der treueste, aufrichtigste, beste Freund, den ich je gehabt habe, und überhaupt ein sehr guter Mensch. Freilich hat er mir, aber in bester Absicht, großes Unglück verursacht, indem er 1826 mich zu einer Kapitalanlegung überredete, die gleich darauf schlecht wurde, wodurch ich einen bedeutenden Teil meines Einkommens einbüßte[201])."

Von berliner Professoren blieb er mit Lichtenstein und Böckh stets in gutem Verhältnis. Eine Zeitlang trat er auch zu Alexander von Humboldt in Beziehung, worüber wir durch Schopenhauer selbst unterrichtet sind. Er schreibt nämlich, 6. August 1852, an Dr. Frauenstädt in Berlin: „Ich habe ihn [Humboldt] grüßen lassen [durch Böckh, der mit Schopenhauer im April 1852 zusammengetroffen war], weil wir uns persönlich sehr wohl kennen, — 1826 viel verhandelt haben, nicht Wissenschaftliches — und er nach mir gefragt hatte[202])."

Auch mit Adalbert von Chamisso scheint er verkehrt zu haben. Es wird berichtet[203]), daß der Verfasser des ‚Peter Schlemihl' ihn einst gewarnt habe, er möge den Teufel nicht zu schwarz malen, ein gutes Grau sei ausreichend.

Von seinem Verkehr mit dem berliner Professor Dr. med. Karl Christian Wolfart, dem bekannten Vertreter des Mesmerismus, erzählte er seinem Freunde Bähr: Dr. Wolfart verschaffte ihm die Gelegenheit, den animalischen Magnetismus zu studieren, und führte ihn unter anderem in die

Schlafsäle der Somnambulen, mit deren einer, einer Vierzigjährigen, er lange Gespräche führte[204]).

Es scheint, daß in den berliner Jahren auch noch einmal die Frage der Verehelichung an ihn herangetreten ist[205]). Wir sind darüber indes nicht näher unterrichtet. Daß er damals zu einem Mitglied der königlichen Theater, Fräulein Medon, in dauernden zarten Beziehungen gestanden hat, geht aus einer Bestimmung seines mehr als dreißig Jahre später abgefaßten Testamentskodicills hervor, in welcher er dieser Freundin ein Legat ausgesetzt hat[206]).

Wir haben oben gesehen, daß er bereits in den Jahren 1827 und 1828 daran dachte, Berlin zu verlassen, im Jahre 1831 kam der oft erwogene Entschluß zur Ausführung. Als in diesem Jahre die Cholera sich der deutschen Ostgrenze näherte und allmählich Berlin bedrohte, erinnerte er sich eines Traumes, den er in der Neujahrsnacht 1830/31 gehabt hatte. Den Inhalt dieses Traumes hatte er in seinem (im Februar 1830 angefangenen, mit dem Motto der ‚Adversaria' bezeichneten) sechsten Manuskriptbuch ‚Cogitata' auf Seite 245 aufgezeichnet und „auf seinen Tod im gegenwärtigen Jahre — 1831 — gedeutet[207])." Bei dem Herannahen der Cholera glaubte er nun, daß der Traum auf diese habe hinweisen wollen, und beschloß wenigstens das Seinige zu thun, um dem Eintreffen des Traumes vorzubeugen: er verließ Berlin im August 1831.

Zwölftes Kapitel.

Zu Anfang des Septembers 1831 traf Schopenhauer in Frankfurt a. M. ein, wo er einstweilen zu bleiben beschloß, da Frankfurt als cholerafeste Stadt galt. Am 6. September begann er hier sein siebentes Manuskriptbuch: ‚Cholerabuch,

d. h. auf der Flucht vor der Cholera geschrieben. In der Nacht vom 7. zum 8. September hatte er eine merkwürdige Vision, in der ihm seine Eltern erschienen, der Vater mit einem Licht in der Hand. Er deutete diese „vollkommen deutliche Geistererscheinung" später dahin, daß er nun seine Mutter überleben werde, während er dem berliner Traum bloß eine „hypothetische Wahrheit" zuschrieb, nämlich wenn er in Berlin geblieben wäre, würde er gestorben sein[208]). Wer Aufzeichnungen und Deutungen wie diese seltsam finden sollte, der erinnere sich an einen großen Vorgänger Schopenhauers, Lichtenberg, der 1775 in seinem Tagebuche schrieb: „Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe" u. s. w., und an einer anderen Stelle sagt: „Die determiniertesten Philosophen sind zuweilen abergläubisch und halten etwas auf das Ominöse."

Seine Wohnung in Frankfurt schlug er an der alten Schlesingergasse Nr. 32 (jetzt Nr. 16) auf, ließ aber einstweilen seine Bücher und Manuskripte noch nicht von Berlin nachkommen. Die Manuskripte hatte er im Gewahrsam seines Freundes von Lowtzow zurückgelassen. Er war noch keineswegs entschlossen, dauernd in Frankfurt zu bleiben, wie er denn auch sein Kolleg für das Wintersemester 1831/32 noch im berliner Lektionsverzeichnis angezeigt hatte. Im Oktober nahm er den Briefwechsel mit seiner Schwester wieder auf[209]), die inzwischen — seit Juli 1829 — mit der Mutter sich am Rhein niedergelassen hatte. (Im Sommer lebten sie in Unkel bei Bonn, im Winter in Bonn.) Adele antwortete ihm sofort, am 12. Oktober 1831:

„Dein Brief, lieber Arthur, hat mich überrascht und erfreut, daß du nach Frankfurt geflüchtet, wußte ich durch Briefe, aber sonst ist mir seit Jahren keine Nachricht gekommen . . . Lieber Arthur, du willst von der Vergangenheit schweigen, du magst nichts

über dich sagen, und so gern ich viel früge, begreife ich dein Gefühl viel zu gut, um dich irgend zu quälen. Daß wir uns einander so nahe sind, hat etwas sehr wohlthuendes für mich, es scheint mir möglich, dich zu sehen, und glaube mir, wenige Stunden Gesprächs würden bei Menschen unserer Art mehr thun als hundert Briefe . . . Ich riß mich los von dir, weil mich dein Mißtrauen erschreckte! Es ist eine traurige Geschichte; Vorwürfe verdiene ich aber nicht; ich habe in aller Unschuld gefehlt.

Dies Blatt soll nur als Vorläufer eines zweiten dir sagen, daß ich unverändert und fest gehofft habe, daß wir uns einander nähern würden, und dir deinen Brief herzlich danke, obschon mir dein Schweigen früher sehr weh that. Laß das vergessen sein. Jetzt dir ausführlichere Mitteilungen zu machen ist, das begreifst du, unmöglich; mir lag aber am meisten daran, jedes Mißtrauen zu beseitigen, und ein längeres Schweigen hätte dich verletzt.

Ob du in Frankfurt den Winter über ruhig bleiben kannst, wird man bald wissen können; im Frost haben wir kein rasches Fortschreiten der Krankheit zu scheuen; jedenfalls kömmst du mir näher. Hast du irgend einen Wunsch in Hinsicht auf Bücher, Kunstsammlungen oder dergl., so schreibe mir, ich habe sehr liebe Freunde dort, die mir überall gern gefällig sind. Wie gern ich dein einsames Leben wenigstens mit freundlichen Minuten schmückte, wirst du, will's der Himmel, einmal einsehen lernen. Guter Arthur, lebe wohl und möglichst froh und schreibe bald deiner treuen Schwester Adele."

Als Arthur ihr sogleich wiedergeschrieben, gab sie ihm am 27. Oktober die versprochene ausführliche Nachricht von sich:

„Dir nach einem so langen Schweigen ein deutliches Bild der inneren und äußeren Gestaltung meines Lebens zu geben, wird schwer sein, lieber Arthur. Dennoch muß ich es versuchen; denn es ist die einzige Art, wie wir Geschwister uns einander nähern können, was nach meiner Überzeugung gut für uns alle beide und gewiß doch ganz naturgemäß ist. Wenn ich irgendwo schroff erscheine, so rechne es, bitte, nicht auf meine Stellung zu dir, es ist nur so manches in der Vergangenheit, was mich fest, aber auch

hart machte, und doch bin ich zu weiblich, um den Schmerz dieser Härte wegen weniger zu fühlen!

Wenige sind wohl so glücklich gewesen als ich im Leben: das plötzliche Aufhören des Glücks und die Verachtung, die dieses Aufhören mir gegen die liebsten Menschen aufzwang, brachte mich in die Mitte zwischen Wahnsinn und Tod. Ich suchte mir zu helfen und fand Mittel aus, das Leben zu ertragen, ohne Freude, aber doch ohne Klagen, und mein Körper blieb länger krank als meine Seele. Ich fand eine Frau hier am Rhein, die mich sehr lieb gewann. Sie that viel für mich und hat mich ohne Zweifel gerettet. Wir sind jedoch nicht ihretwegen hergezogen; der Aufwand in Weimar war zu groß gewesen, es fanden sich Schulden, die mit sehr großen Opfern meinerseits gedeckt wurden, und es war nötig, von einem anderen Anfangspunkte aus zu leben, neue Verhältnisse zu haben, aus ökonomischen Gründen. Dazu kam das Klima, welches in Weimar die Mutter zu jährlichen Badereisen nötigte, die hier unnütz wurden, was eine Ersparnis war. Endlich lasteten die Erinnerungen bleischwer auf mir. Ich ging gern. Die herzogliche Familie starb, vieler Freunde Schicksal änderte sich, sie zogen weg und Weimar konnte uns nicht mehr fesseln, obschon es uns unvergeßlich lieb bleibt.

Hier nun leben wir ruhig. Ich wache etwas mehr über die Ausgaben und habe dennoch oft schwere Sorgen, mit denen ich dich jedoch total verschone. Wir bewohnen sechs Monate ein kleines reizendes Landhaus in Unkel und haben zwei Winter hier als Fremde gelebt. Der öftere Umzug wird mir jedoch fast allzu schwer: er sollte mir dies Jahr erspart werden, wir wollten den Winter in Jena, Eisenach und Weimar verleben; aber die Cholera kam dazwischen, wie ich dir bereits geschrieben habe.

So bin ich denn mit dem größten Teil unserer Möbeln hierher gekommen: wir werden hier bleiben und ich bin ganz unbeschreiblich gelassen dabei, nicht froh, nicht trübe; nicht heiter, nicht ernst; aber ruhig. Der erste Arzt hier ist mein recht herzlicher Freund, also wird alles geschehen, was zu unserer Pflege nötig. Unsere Einrichtungen sind vernünftig gemacht, so daß ich ohne drückende Sorge durchzukommen hoffe, da die Mutter fleißig arbeitet an der

Herausgabe der sämtlichen Werke. Keine einzige leidenschaftliche Empfindung bewegt mich, keine Hoffnung, kein Plan — kaum ein Wunsch; denn meine Wünsche streifen an das Unmögliche: so habe ich ihrem Flug und Zug nachsehen lernen, wie dem der Vögel in der blauen Luft. Ich lebe ungern, scheue das Alter, scheue die mir gewiß bestimmte Lebenseinsamkeit. Ich mag nicht heiraten, weil ich schwerlich einen Mann fände, der zu mir paßte. Ich weiß nur Einen, den ich heiraten könnte ohne Widerwillen, und der ist verheiratet. Ich bin stark genug, um diese Öde zu ertragen; aber ich wäre der Cholera herzlich dankbar, wenn sie mich ohne heftige Schmerzen der ganzen Historie enthöbe. Daher ist mir deine Angst, da auch du dich unglücklich fühlst und oft dem Leben entspringen wolltest durch irgend einen Gewaltschritt — seltsam. Ich meine: nun man kann es abwarten. Ich kann recht gut leben und bin oft sehr heiter; aber trifft es mich — eh bien! einmal endigt es, mir gleichviel wann. Vorigen Winter war ich sehr trübe, ich litt sehr, es hat mich so zurückgebracht, daß ich zu sterben glaubte. Zuletzt hätte ich fast den unvernünftigen Streich gemacht, eine Vernunftheirat zu schließen; zum großen Glück kam Einiges dazwischen, und mir war mit einemmale wieder sonnenklar, daß, da nun hoffentlich Leidenschaft und Liebe hinter mir liegen, ich zwar heiraten kann, aber nur einen Mann, den ich ganz besonders und durchaus achte und geistig über oder neben mich stelle, wo er dann als Mann doch über mir stünde. Nur so könnte ich's mit klarem Gewissen — nun sieh selbst, wo findet sich das leicht? Der Mann würde sich finden; aber auch zu mir finden? Mich kennt fast niemand, denn meine Seele hat ein Gesellschaftskleid wie die venezianischen Schleier und Masken; von mir selbst sieht man nicht viel. Warum die Leute langweilen? Sie wollen wenigstens bloß oberflächliche Worte, und wenn ich denn in Gesellschaft muß, gebe ich diese . . .

Sieh, lieber Arthur, das wäre, etwa das Äußere der Person abgerechnet, alles, was von mir zu sagen wäre. Diese ungemein freie unbefangene Stellung hatte ich nie zu dir, konnte sie nicht haben: Jugend und was dazu gehört, äußere Einwirkungen, Hoffnungen und Erinnerungen zerrten an mir, ich hatte Rücksichten,

Ansichten. Jetzt ist vieles anders: die Zeit hat dich gelehrt, daß mich mein freier Wille, keine Art Not, keine Hilflosigkeit zu dir treibt. Ich bin überzeugt, daß unsere Charaktere im Guten und Schlimmen viel Ähnliches haben, wir wollen, denke ich, nun einmal sehen, wo wir zusammenpassen. Du magst die Menschen im allgemeinen nicht, ich achte sehr wenige und lebe gern allein oder mit sehr wenigen, doch bin ich nicht menschenscheu. Du glaubst die menschliche Natur zu kennen, ich manchmal auch, manchmal bescheide ich mich und glaube, daß ich anfange, mich zu kennen. Laß mich dich womöglich sehen: wenn ich irgend einen Menschen zu kennen wünsche, bist du es.

Ich glaube, du wirst den Winter in Frankfurt bleiben können; aufs Frühjahr wirst du wohl dem Süden zu, d. h. nach der französischen Schweiz fliehen; gieb mir in der Nähe ein Rendez-vous von ein paar Tagen, aber womöglich in einem kleinen unbemerkten Orte und wohin ich von hier aus leicht ganz allein reisen kann. Bis dahin schreibe mir, was du willst, über dich, über andere, über Bücher, Städte, Musik, kurz was du willst: ich werde dich herauslesen lernen, aus dem was du schreibst. Fürchte kein Spionieren; was du von deinen Verhältnissen verschweigst, werde ich nie zu erraten suchen, aus Rechtlichkeit und Faulheit. Ich glaube, es wäre gut, wenn die Mutter gar nicht ahndete, daß wir uns schreiben, bin aber auch bereit es zu sagen, wenn du es willst" ...

Er ermächtigte die Schwester darauf nicht nur, der Mutter von der Korrespondenz Mitteilung zu machen, sondern richtete auch selbst — wohl nachdem ihm die Schwester gemeldet, wie die Mutter sich dazu geäußert — nach achtzehn Jahren das erste Wort an diejenige, die ihm im Leben am nächsten hätte stehen sollen. Wesentlich zu dieser Wiederannäherung mag wohl der Umstand beigetragen haben, daß die Mutter, seit sie nach Bonn gezogen war, das Zusammenleben mit von Gerstenbergk aufgegeben hatte. (Derselbe hatte nach dem Wegzuge seiner „Freundin" Weimar auch verlassen: er war Kanzler in Eisenach geworden). Am 6. Februar 1832 schrieb die Mutter dem Sohne, „er möge bald in seine Heimat zu-

rückzukehren, da man jetzt am Rhein der Ankunft der asiatischen Hyäne entgegensehe." Die Absicht nach Berlin zurückzukehren hatte er damals allerdings noch nicht aufgegeben, zumal sich durch den am 14. November 1831, an der Cholera, erfolgten Tod Hegels die Universitätsverhältnisse dort für ihn günstiger gestalten konnten: allein er antwortete der Mutter doch, daß er zur Zeit nicht nach Berlin zurückkehren könne, schon deshalb nicht, weil er im Winter schwer erkrankt sei und noch krank darniederliege. Sie erwiderte, am 24. Februar: „daß du sehr krank gewesen bist und so lange, habe ich mir nicht vorgestellt." Der Inhalt seiner Antwort ergiebt sich aus dem Briefe der Mutter vom 10. März:

„Deine Krankheit macht mir Sorge. Ich bitte dich doch ja dich zu schonen. Worin besteht denn eigentlich dein Übel? Graues Haar! ein langer Bart! ich kann mir dich gar nicht so denken. Auch ist es mit dem ersten wohl nicht so arg und dem zweiten ist leicht abzuhelfen. Zwei Monate auf der Stube und keinen Menschen gesehen, das ist nicht gut, mein Sohn, und betrübt mich. Der Mensch darf und soll sich nicht auf diese Weise isolieren, er kann es nie ohne geistig und auch körperlich dabei zu verlieren, und du sagst noch vollends Gottlob dazu!"

Am 20. März antwortete sie wieder auf einen Brief:

„Was du über deine Gesundheit, deine Menschenscheu, deine düstere Stimmung mir schreibst, betrübt mich mehr als ich dir sagen kann und darf. Du weißt warum. Gott helfe dir und sende dir Licht und Mut und Vertrauen in dein umdüstertes Gemüt!"

Zu der Krankheit, über deren Natur wir nicht unterrichtet sind, kam noch der Verdruß, daß um diese Zeit der Verwalter der Ohraschen Schopenhauerschen Grundstücke mit Hinterlassung eines Kassenrückstandes gestorben war. Die Mutter schrieb ihm mit Rücksicht darauf: „Sehr zu beklagen ist, daß dieses in deiner Erbitterung gegen die Menschen, zu denen du doch auch gehörst, dich bestärken und dich düsterer und argwöhnischer machen wird, als du ohnehin es schon bist."

Trotz des ersten traurigen Winters in Frankfurt war er während desselben nicht unthätig gewesen: er hatte eine vollständige Übersetzung des schon gedachten Gracianschen Werkes über die Lebensweisheit ausgearbeitet. Mitte April 1832 war das Manuskript druckfertig, und nun wandte er sich, mit Brief vom 16. April, an den schon genannten Hofrat Keil in Leipzig mit der Bitte, ihm einen Verleger für das Werk zu verschaffen. Keil fand den Verlagsbuchhändler Friedrich Fleischer zur Übernahme der auf 10 Bogen veranschlagten Schrift bereit. Derselbe bot $^1/_2$ Louisd'or Honorar für den Bogen bei einer Auflage von 1000 Exemplaren und das Nämliche im Fall einer zweiten Auflage. Schopenhauer, der 100 Thaler für die erste Auflage von 1200 Exemplaren und die Hälfte für jede folgende gefordert hatte, ging trotzdem auf die so erheblich niedrigeren Honorarbedingungen ein, verlangte aber, — da Fleischer geäußert hatte, das Buch werde keinen bedeutenden Absatz finden — daß die erste Auflage nur auf 600 Exemplare bemessen werde und der Verleger auf eine zweite ausdrücklich verzichte, oder aber für diese etwanige zweite, bei 1200 Exemplaren 1 Louisd'or für den Bogen zahle. Auf diese Gegenforderung ging Fleischer nicht ein, und so zerschlug sich die Sache, und das Manuskript blieb ungedruckt[210]).

Inzwischen war Schopenhauer am 15. Juli 1832 nach Mannheim übergesiedelt, das ihm von seinem früheren Aufenthalt her (siehe oben S. 157) in angenehmer Erinnerung war. Er nahm daselbst Lit. C, 2 Nr. 9 Wohnung und wurde Mitglied der dortigen Harmonie-Gesellschaft, die er „a truly sociable establishment" nennt. Auch sonst scheint er mit dem Wechsel anfangs sehr zufrieden gewesen zu sein.

Als das ‚Cholerabuch' zu Ende gegangen war, begann er, im September, sein achtes großes Manuskriptbuch, betitelt ‚Pandectae', mit dem Motto auf dem Titelblatt: Durate et vosmet rebus servate secundis. Einige Wochen später

ließ er sich von Lowtzow seine berliner Manuskripte nachsenden, da er nun den Gedanken, nach Berlin zurückzukehren, gänzlich hatte fallen lassen. Als die Manuskripte eingetroffen waren, setzte er, im November, das in Berlin (auf Seite 332) abgebrochene Manuskriptbuch ‚Cogitata' fort.

Zu einer ähnlichen litterarischen Arbeit, wie er sie in der letzten berliner Zeit für Kant beabsichtigt hatte, fühlte er sich jetzt infolge einer pariser Ankündigung der französischen Übersetzung der Werke Goethes aufgelegt. Er wandte sich, 16. Januar 1833, an den Schriftsteller Aubert de Vitry in Paris, der die Leitung jener Goethe-Übersetzung mit dem Antrage, diese Übersetzung vor dem Drucke durch ihn zu revidieren und verbessern zu lassen. „L'intérêt que je prends à la gloire du grand homme qui m'a honoré de son amitié, me porte à m'offrir pour contribuer à rendre digne de lui, la forme sous laquelle ses ouvrages seront présentés à la nation Française." Zur Unterstützung dieses Antrages verwies er auf Goethes Erwähnung seiner in den ‚Tag- und Jahresheften' und fügte hinzu: J'ai été de ses amis intimes, il a daigné m'instruire personnellement dans sa théorie des couleurs et a répété sous mes yeux le cours de ses expériences rélatives à cet objet: j'ai même encore un gros paquet de lettres qu'il m'a écrites, et assurément il approuveroit de tout son coeur la part que j'offre de prendre à la traduction de ses oeuvres[211])." Leider scheint das Unternehmen überhaupt nicht zustande gekommen zu sein.

Inzwischen hatte der probeweise Aufenthalt in Mannheim und die Vergleichung, die er zwischen Mannheim und Frankfurt a. M. anstellen konnte, die Wage zu Gunsten der letzteren Stadt geneigt[212]), und so kehrte er im Juni 1833 nach Frankfurt zurück, wo er seine alte Wohnung wieder bezog.

Den Briefwechsel mit der Mutter ließ er inzwischen nicht einschlafen: 1833 berichtete er ihr von einer günstigen

Rezension der 1831 vollendeten Gesamt-Ausgabe ihrer Schriften, worauf sie erwiderte:

„Also ein hallischer Ritter hat für mich eine Lanze gebrochen? ich danke es ihm von Herzen, weiß aber sonst nichts weiter davon; denn seit vier Jahren lese ich keine einzige Rezension; kein einziges Blatt der Art kommt über meine Schwelle: quand on le sait c'est peu de chose, quand on ne le sait pas ce n'est rien, und übrigens kann man doch durch dumme Rezensionen leicht sich irren lassen und seine Sachen schlechter machen, als ohnedem geschehen wäre. Das habe ich zu meinem Schaden damals erfahren. Mein Thermometer sind einstweilen die Verleger, und da steht es noch gut. Übrigens sage ich mit Goethen, der auch keine Rezension mehr las: ‚und hat der Walfisch seine Laus, darf ich auch meine haben'."

Es ist gewiß als ein besonders liebenswürdiger Zug des Sohnes zu bezeichnen, daß er der Mutter durch den Bericht von jener Rezension eine Freude hatte machen wollen, zumal sie von seinen Werken keine Notiz nahm und er ihre (oben S. 102 erwähnte) mündliche Rezension über sein Erstlingswerk nicht vergessen hatte, denn er wiederholte dieselbe noch im Jahre 1847 seinem Freunde Frauenstädt.

In Frankfurt führte er zunächst das Manuskriptbuch ‚Cogitata' zu Ende und setzte dann im November das in Mannheim auf Seite 43 abgebrochene Manuskriptbuch ‚Pandectae' fort. Um diese Zeit scheint ihm ein Überblick über seine gesamten, nun zu acht Bänden angewachsenen Manuskriptbücher einmal wieder den Gedanken an eine zweite, vermehrte Auflage seines Hauptwerkes nahegelegt zu haben. Auf der vorletzten Seite der ‚Cogitata' gab er diesem Gedanken in einer „Vorrede zur zweiten Auflage" Ausdruck. Er sagt hier: „Das Gute, was daraus [aus der Teilnahmlosigkeit der Zeitgenossen] entsprang, war, daß der Verleger einen großen Teil der ersten Auflage zu Makulatur machte, wodurch nachher die zweite noch bei meinen Lebzeiten herbeigeführt wurde und ich sie selbst redigieren und mit dem bereichern konnte, was

im Laufe eines unbeachteten und dadurch ungestörten Lebens [ich] noch ferner gedacht und gefunden habe[213])."

Ehe er aber noch dazu kam, diesem Gedanken etwa durch eine Anfrage an den Verleger Folge zu geben, änderte er, im Beginn des Jahres 1834, seine Absicht und faßte nun den Entschluß, einen abgesonderten Nachtragsband zur W. a. W. u. V. unter dem Titel „Ergänzende Betrachtungen" herauszugeben. Auch zu diesem geplanten Bande schreibt er bereits die Vorrede und zugleich eine neue Redaktion der Widmung an seinen Vater nieder[214]), und im Mai 1835 richtet er dann an die Brockhaussche Verlagsbuchhandlung eine Anfrage nach dem jetzigen Stande des Absatzes der W. a. W. u. V. Die Verlagsbuchhandlung antwortet, daß nach dem Werke „in neuerer Zeit leider gar keine Nachfrage" gewesen sei, und setzte hinzu, daß deshalb „die Vorräte des Buchs großenteils zu Makulatur" gemacht und nur „eine kleine Anzahl zurückbehalten" sei[215]). Abgesehen von den bereits früher makulierten Exemplaren (siehe oben S. 168) hatte Brockhaus nämlich im Jahre 1830 weitere 97 Exemplare makulieren lassen, so daß die „kleine zurückbehaltene Anzahl" sich auf rund 50 Exemplare belief. Infolge dieser Auskunft konnte Schopenhauer natürlich nicht daran denken, dem Verleger den „Ergänzungsband" zu einem Buche anzubieten, von welchem dieser so wenig hielt, daß er es großenteils zu Makulatur gemacht hatte. Er beschloß nun, einen Teil der „Ergänzenden Betrachtungen", nämlich die Ergänzung zum zweiten Buch der W. a. W. u. V., zu einer selbständigen Schrift umzugestalten: die Ausarbeitung derselben beschäftigte ihn das ganze übrige Jahr 1835. Er fand für diese Schrift in Frankfurt einen Buchhändler, der sie in 500 Exemplaren gratis in Verlag nahm. Der Titel lautete: Über den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit

ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat'. Frankfurt am Main, Verlag von Siegmund Schmerber. 1836 (142 Seiten in Oktav). Als Titelmotto hatte er drei Verse aus Aeschylos' ‚Gefesseltem Prometheus' (V. 214, 215 und 981) gewählt, die sich deutsch etwa so wiedergeben lassen:

Ich spann am Webstuhl der Gedanken mein Gespinnst:
Sie hielten's nicht der Mühe wert nur hinzusehn —
Doch einst wird bringen Alles an das Licht die Zeit.

Das wichtigste Kapitel des Werkes — „Physische Astronomie" — war, wie wir gesehen haben, schon in Berlin im Jahre 1827 geschrieben, die übrigen Kapitel waren nach und nach hinzugewachsen, seinen fortgesetzten Studien der Naturwissenschaft entsprechend. Wenn ihm in Frankfurt auch nicht die gelehrten Hülfsmittel Berlins zu Gebote standen, so gewährte ihm doch die Sammlung der berühmten „Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft" und das Kabinet des „Physikalischen Vereins" ausreichende Gelegenheit, sich hinsichtlich der Fortschritte der empirischen Wissenschaften auf dem Laufenden zu erhalten. In der „Einleitung" sagte er, diese Bestätigungen seien bestimmt „für die Wenigen, welche, der Zeit vorgreifend, seiner Philosophie ihre Aufmerksamkeit geschenkt hätten", er verbreitete sich dann auch über „das seit Kant Geleistete", „über das während der letzten vierzig Jahre unter dem Namen der Philosophie getriebene Spiel", insbesondere sprach er auch, zum erstenmale, sein Anathema gegen „Hegels Philosophie des absoluten Unsinns" aus. Seine eigene Lehre nannte er „die Philosophie der kommenden Zeit, jener Zeit, die nicht mehr an sinnleerem Wortkram, hohlen Phrasen und spielenden Parallelismen ihr Genüge finden, sondern realen Inhalt und ernstliche Aufschlüsse von der Philosophie verlangen, dagegen aber auch sie verschonen wird mit der ungerechten und ungereimten Forderung, daß sie eine Paraphrase der jedesmaligen Landesreligion sein müsse."

An diese Worte der „Einleitung“ knüpfte eine alsbald erschienene kurze Anzeige im leipziger ‚Repertorium‘[216]) an: „Die Hauptschrift des Verfassers: die W. a. W. u. V. (Leipzig 1819) dürfte dem philosophischen Publikum nicht so unbekannt geblieben sein, als der Verfasser hier mehr als einmal mit bitterem Unmut ausspricht; daß sie aber keine philosophische Schule gebildet hat, dürfte wohl hauptsächlich darin seinen Grund haben, daß ein einseitiges Paradoxon, wenn auch noch so geistreich ausgeführt und angewendet, zu keiner Zeit im stande gewesen ist, auf die Ansichten eines Zeitalters im Ganzen einen fühlbaren Einfluß zu äußern.“ Übrigens, bemerkt der anonyme Rezensent, sei jener paradoxe Grundgedanke nicht originell, sondern schon bei Fichte und Schelling zu finden. „Dessen ungeachtet“, schließt die Anzeige „bleibt jenes Hauptwerk doch ein lesenswertes Buch, der vorliegende Epilog wird ihm aber wohl schwerlich mehr als eine erneute Aufmerksamkeit einzelner Leser, die es noch nicht kennen, verschaffen.“ —

Was Schopenhauers äußeres Leben in diesem Zeitpunkte anbetrifft, so verließ er 1836 seine erste frankfurter Wohnung und bezog eine neue Am Schneidwall Nr. 10 parterre (jetzt Untermainquai Nr. 2.) Seinen Mittagstisch hatte er anfangs im Wirtshause „Zum Schwan“ genommen, später ging er zum „Englischen Hofe“ über. Auf ein gelegentliches Gespräch mit den Tischgästen beschränkte sich sein Umgang in diesen ersten frankfurter Jahren, wogegen er den Verkehr mit den in Frankfurt lebenden Litteraten, jetzt und später, stets gemieden hat[217]). Im Jahre 1834 hatte er die Freude, mit einer alten Bekannten seiner weimarer Frühzeit wieder zusammen zu treffen, nämlich mit Frau von Heygendorf; worüber er später einem Freunde berichtete. Er erzählte ihr die eben damals ersonnene Parabel von den Stachelschweinen „und hatte auch sie große Freude daran[218]).“ Wie in Mann-

heim der Harmoniegesellschaft, so trat er in Frankfurt dem größten Klub ‚Kasino' bei: hier pflegte er vor dem Abendessen die ‚Times' zu lesen und auch die deutschen Litteraturzeitungen, so die göttinger und münchener ‚Gelehrten Anzeigen', die ‚Heidelberger Jahrbücher', Wolfgang Menzels ‚Litteraturblatt'. Als ein Mitglied die Abschaffung der münchener Anzeigen beantragt hatte, votierte er „Contra. Ich lese sie regelmäßig[219])." Später trat er auch der neugegründeten Lesegesellschaft ‚Bürgerverein' bei. Ausgedehnte, einsame Spaziergänge in der näheren und ferneren Umgebung der Stadt unternahm er jeden Nachmittag, das Wetter mochte sein wie es wollte. Im August 1835 machte er eine viertägige Rheinreise, die ihn bis Koblenz führte: ob er auf dieser Reise etwa mit Mutter und Schwester, denen er soeben eine, ihnen gemeinsam zustehende Forderung durch sein energisches Eingreifen gerettet hatte[220]), zusammengetroffen ist, wissen wir nicht. Vermutlich ist es aber nicht geschehen. Hätte ein mündliches Aussprechen stattgefunden, so würde Adele sich wohl nicht so ausgedrückt haben, wie sie es in einem Briefe an ihn vom Februar 1836 that:

„Ich habe jahrelange Qual erduldet; denn mein Vermögensverlust hat alle edleren, schöneren Verhältnisse geknickt, verdorben, mein Leben verpfuscht, weil ich lebte, als wäre ich wohlhabend, und doch nicht heiraten konnte aus Armut und weil mich die Scheinwohlhabenheit drückte wie eine Lüge."

Jedenfalls hat es nicht an ihm gelegen, wenn ein Wiedersehen nicht zustande gekommen ist. Wir haben gesehen, daß immer er es gewesen, der den ersten Schritt gethan hat, das durch Schuld der Mutter gestörte Verhältnis mit der Schwester wieder herzustellen, wir sahen auch, daß er sich der Mutter wieder genähert hat. Daß die Mutter aber dem Sohne, trotz des freundlichen Briefwechsels, doch nicht wieder Mutter geworden ist, davon können wir uns aus einem

Briefe überführen, den sie, 8. Dezember 1835, an ihren Freund Karl von Holtei[221]) zu schreiben vermochte: „. . . ich wüßte, Adelen ausgenommen, niemand über und einem, höchstens zweien den Platz neben Ihnen einzuräumen." Adele nahm sie aus, von Arthur schwieg sie, für ihren einzigen Sohn war kein Platz in ihrem Herzen. Dagegen hatte sie an Holtei, vier Jahre vorher (Unkel, 26. Februar 1831), geschrieben: „Ich werde nie aufhören, Sie als einen meiner geliebtesten Freunde zu betrachten, als wären Sie mein Bruder oder Sohn(!)." Der „Eine" aber, neben Holtei, war noch immer Gerstenbergk. — Im Herbst 1837 verließ sie mit ihrer Tochter Bonn und ging nach Jena, „um", wie sie an Holtei, 17. August 1837, schreibt, „dort auszuleben. Ich bin vom Großherzog auf eine Weise dazu aufgefordert, der zu widerstehen Thorheit wäre."

Sie hatte sich inzwischen entschlossen, ihre Lebenserinnerungen niederzuschreiben, und sich zu diesem Zwecke die auf die weimarer geselligen Verhältnisse bezüglichen, seit 1806 an den Sohn geschriebenen Briefe zurückgeben lassen[222]). Indes kam sie in dieser Arbeit über vielversprechende Anfänge nicht hinaus, da sie zu Jena bereits am 17. April 1838 am Nervenschlage plötzlich verstarb, acht Wochen nach ihrem „Freunde" Gerstenbergk (der als pensionierter Kanzler am 14. Februar in Rautenberg gestorben war).

Schopenhauers Freund von Lowtzow schrieb ihm auf die Todesnachricht, am 29. Juni 1838[223]):

„Die Nachricht von dem Tode Ihrer Mutter muß in Ihnen ein sonderbares Gefühl hervorgebracht haben. Wie Leute, denen ein Glied amputiert ist, nachher in Erneuerung des alten Schmerzes es empfinden können, als wenn es noch einen Teil ihres Leibes ausmachte. Ich hatte mir das viel schöner ausgedacht: Ihre Mutter würde Ihren anfangenden Ruhm erleben und so sich alte Bande wieder erneuern. Das hat nicht sein sollen."

Dreizehntes Kapitel.

Mehr als ein Jahr war dahingegangen, seit Schopenhauer „das Schweigen der Indignation“ mit dem ‚Willen in der Natur‘ gebrochen hatte, aber er hatte auch diesmal vergebens zu den Zeitgenossen gesprochen. Keine Litteraturzeitung hatte von dem Buche auch nur Notiz genommen, geschweige, daß es einer ausführlicheren Besprechung gewürdigt worden wäre. Die kurze hämische Anzeige im ‚Repertorium‘ war der einzige Widerhall gewesen, den das Buch vom ‚Willen in der Natur‘ im philosophischen Deutschland gefunden hatte. Hatte er schon früher im Handexemplar seines Hauptwerkes die Worte Gracians auf das Vorsatzblatt geschrieben: „*y si este no es su siglo, muchos otros lo seran* — ist *dieses* nicht sein Jahrhundert; so werden viele andere es sein“[224]): so brach er jetzt am Schlusse der ‚Pandektä‘ (1837) in die Klage aus: „Infolge davon daß, zumal in den letzten zwanzig Jahren, die Philosophie hat ein Werkzeug der Absicht werden müssen, statt daß sie der Einsicht dienen sollte, ist, in Hinsicht auf dieselbe und auf höheren Geistesschwung überhaupt, das Zeitalter dermaßen zurückgesunken und in Roheit versenkt, daß z. B. *meine* Werke nun schon auf das kommende oder das nächstfolgende Geschlecht warten müssen, um verstanden und geschätzt zu werden, indem das gegenwärtige ihnen in der That nicht gewachsen ist: sonst könnte bei demselben nicht *meine Schrift über den Willen in der Natur* so unbeachtet dastehen, wie ein Raphael in der Bedientenstube[225])“. (Das Gleichnis bezieht sich darauf, daß während Schopenhauers Anwesenheit in Florenz im Jahre 1823 eine Raphaelsche Madonna entdeckt wurde, die eine lange Reihe von Jahren hindurch unerkannt im Bedientenzimmer eines Palastes gehangen hatte.) Und ungebeugt, mit bewunderungswürdiger Elastizität des Geistes, begann er, im April 1837, sein

neuntes Manuskriptbuch, die ‚Spicilegia‘, auf deren Titelblatt er das schöne Motto aus Petrarkas Schrift ‚de vera sapientia‘ setzte:

Siquis, toto die currens, pervenit ad vesperam, satis est.

In demselben Monat las er in der Halleschen Litteraturzeitung, daß die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim eine Preisfrage „Läßt sich die Freiheit des menschlichen Willens aus dem Selbstbewußtsein beweisen?“ ausgeschrieben habe: er beschloß sofort, deren Beantwortung zu unternehmen, und ging alsbald an die Arbeit.

Als sich in demselben Jahre in Frankfurt ein Ausschuß zur Errichtung eines Monumentes zu Ehren Goethes gebildet hatte, reichte er demselben ein ausführliches Gutachten ein, in welchem er die, für Dichter und Denker allein geeignete Büste, statt eines Standbildes, empfahl und als Sockelinschrift vorschlug: „Dem Dichter der Deutschen seine Vaterstadt 1838.“ Als Aufstellungsplatz gab er „der Insel“ oder der Promenade vor dem geräuschvollen Teile der Stadt den Vorzug (siehe dies Gutachten S. W. VI, 270—276). Alle seine Vorschläge wurden nicht befolgt. Über das spätere, inmitten der Stadt aufgerichtete Standbild äußerte er seinem Freunde Karl Bähr gegenüber: „Das Denkmal Schwanthalers giebt nur den Herrn Geheimrat. Alle sind mit diesem Goethe unzufrieden, sogar mein Schneider, welcher ganz richtig bemerkt hat, daß der Rock verkehrt geknöpft ist.“ Auch tadelte er die übergroße Höhe des Sockels. Seinen vollen Beifall hatte dagegen das 1839 im Atrium der frankfurter Stadtbibliothek aufgestellte Marmorbildnis Goethes, ein Werk des Mailänders Pompeo Marchesi. „Das ist sehr schön,“ sagte er zu Bähr, „in antiker Tracht und sitzend, wie sich's gebührt. Feldherren und Eroberer mögen sie aufrecht darstellen, der Gelehrte und Schriftsteller soll sitzen. Ich bin mit Goethes Schwiegertochter Ottilie dort gewesen. Wir waren beide tief ergriffen beim

Anblick des Bildnisses. Sie sagte: ‚Ja, das ist er wirklich, es ist der Vater‘ [226])“.

Ungefähr gleichzeitig mit seinem öffentlichen Eintreten für Goethe, bot er dem Professor Poggendorf in Berlin für dessen ‚Annalen der Physik‘ „eine kurze, aber schlagende Vindikation der Goetheschen Farbenlehre“ an, ein Anerbieten, das Poggendorf annahm, „obwohl er zu den Widersachern Goethes gehöre“ [227]). Indessen hat Schopenhauer den Gedanken wieder fallen lassen.

Im August 1837 richtete er ein ausführliches Schreiben an die Professoren Schubert und Carl Rosenkranz in Königsberg, als designierte Herausgeber einer neuen Ausgabe von Kants Werken, indem er ihnen ans Herz legte, doch ja die erste Ausgabe der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ von 1781 dem Neudruck zu grunde zu legen und die Veränderungen und Zusätze der zweiten Ausgabe von 1787 nur anhangsweise mitzuteilen, da Kant durch diese Umarbeitung sein größtes Werk verunstaltet habe. Schopenhauer hatte die Befriedigung, daß sein Ratschlag von den genannten Herausgebern in dem, die K. d. r. V. enthaltenden zweiten Bande der Kantischen Werke (1838) buchstäblich befolgt, auch die Hauptstelle seines Schreibens im Vorwort zu diesem Bande abgedruckt wurde [228]).

In diese Zeit fällt auch die erste Bekanntschaft Schopenhauers mit einem großen Vorgänger, der ihm für den weiteren Ausbau seines Systems eine starke Stütze wurde. Er lernte des berühmten französischen Anatomen und Physiologen M. F. X. Bichat „Recherches physiologiques sur la vie et la mort“ kennen, die bereits 1800, zwei Jahre vor des Verfassers Tode, zu Paris erschienen waren. Bichat reihte sich den im ‚Willen in der Natur‘ aufgeführten Empirikern als Bestätiger der Grundwahrheit seiner Philosophie an, nämlich der „Zerlegung des bis dahin einfachen Ich in Willen und Erkenntnis“ [229]). Die Übereinstimmung mit einem

so großen Toten tröstete ihn über die Verkennung der Lebenden. „Mein Zusammentreffen mit Bichat im bekannten Resultat, nachdem wir auf so höchst verschiedenen Wegen dahin gelangt sind, ist eine der schönsten Bestätigungen meiner Wahrheit, und war mir, als ich es erst 1838 entdeckte, eine unendliche Herzstärkung[230])".

Kaum war die binnen Jahresfrist vollendete Abhandlung über die Freiheit des Willens, mit dem Motto aus Malebranche „La liberté est un mystère", nach Drontheim abgegangen, als er bereits an die Beantwortung einer zweiten Preisfrage ging, welche die königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen ausgeschrieben hatte. Er hatte von derselben ebenfalls durch die hallische Litteraturzeitung (vom Mai 1838) Kenntnis erhalten. Das Thema lautete: „Ist die Grundlage der Moral in einer unmittelbar im Bewußtsein liegenden Idee der Moralität oder aber in einem anderen Erkenntnisgrunde zu suchen?"

Während er noch an der kopenhagener Preisfrage arbeitete, wurde seine Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens, als die würdigste unter allen eingesandten am 26. Januar 1839 gekrönt, wovon ihn die K. norwegische Sozietät im Februar unterrichtete, ihn zugleich zu ihrem Mitgliede ernennend. Im Laufe des Jahres traf auch die große goldene Medaille, mit dem Bildnis des Königs von Schweden und Norwegen ein, die ihm durch Vermittelung des in Frankfurt residierenden schwedisch-norwegischen Generalkonsuls überreicht wurde[231]). Am 27. September richtete er ein lateinisches Dankschreiben an die Sozietät, in welchem er zugleich bat, die Preisschrift im deutschen Buchhandel erscheinen lassen zu dürfen, um ihr dadurch eine größere Verbreitung zu geben, als sie durch den bereits verfügten Abdruck in den drontheimer Sozietätsschriften erlangen könne[232]).

Noch im selben Jahre 1839 hatte er auch die Preis-

schrift über die Grundlage der Moral vollendet und nach Kopenhagen abgehen lassen. Das Motto „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer" war von ihm selbst, aus dem Schlußkapitel des ‚Willens der Natur', er hatte den Autor der Sentenz aber verschwiegen. Seines Sieges war er so sicher, daß er in dem versiegelten, seine Adresse enthaltenden Kouvert gleich ein lateinisches Schreiben mit eingelegt hatte, in welchem er die Socii illustrissimi ersuchte, ihm von seiner Krönung durch Vermittelung des dänischen Gesandten in Frankfurt alsbald zu benachrichtigen, auch die Absicht ankündigte, die Abhandlung über die Grundlage der Moral zusammen mit der in Drontheim gekrönten über die Freiheit des Willens in Einem Bande herauszugeben[233]). Allein, obwohl er bei der dänischen Sozietät keinen einzigen Mitbewerber gehabt hatte, verkündigte dieselbe in der Sitzung vom 30. Januar 1840, daß sie die eingegangene Abhandlung des Preises *nicht für würdig* habe erklären können.

Nun säumte Schopenhauer keinen Augenblick, seine beiden Abhandlungen unter dem Gesamttitel ‚*Die beiden Grundprobleme der Ethik*, behandelt in zwei akademischen Preisschriften', in Druck zu geben. Auf dem Titelblatt wurde die erste Abhandlung als „gekrönt zu Drontheim, am 26. Januar 1839", die zweite als „*nicht* gekrönt zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840" bezeichnet und das „nicht gekrönt" ließ er fett drucken, wie einst Beaumarchais auf das Titelblatt der ersten Ausgabe seiner unsterblichen Komödie ‚Le Barbier de Séville' gesetzt hatte: „représentée et *tombée* sur le Théatre de la Comédie Française, le 23 février 1775." Dem Werke schickte er eine 36 Seiten lange Vorrede voran, in welcher er das Urteil der dänischen Sozietät beleuchtete, eine der köstlichsten Philippiken der Weltlitteratur, so daß wir den kopenhagener Akademikern zu großem Danke verpflichtet sind, daß sie zu diesem Meisterwerk Veranlassung ge-

geben haben. Die Vorrede ist vom September 1840 datiert, und noch im selben Monat (obwohl mit der Jahreszahl 1841 auf dem Titel) erschien das Buch, gratis in Verlag gegeben, bei der Joh. Christ. Hermannschen Buchhandlung (F. E. Suchsland) in Frankfurt a. M. (XL u. 278 Seiten in Oktav). Das Werk war eine wichtige Ergänzung zum vierten Buch der W. a. W. u. V. und würde seine Stelle in dem schon mehrerwähnten „Ergänzungsbande" gefunden haben, wenn es Schopenhauern durch jene beiden Preisfragen nicht gleichsam vorweggenommen worden wäre.

Man hätte denken sollen, daß dies Werk, dessen erste Abhandlung unter der Ägide einer ausländischen Akademie erschien, bei den Vertretern der deutschen zeitgenössischen Philosophie mehr Aufmerksamkeit erregen würde als die, fünf Jahre vorher erschienene kleine Schrift. Allein der ‚Ethik' ging es nicht viel besser als dem ‚Willen in der Natur'. Von einer Besprechung in Brockhaus' ‚Blättern für litterarische Unterhaltung' abgesehen, erschienen überhaupt nur zwei Rezensionen in den deutschen wissenschaftlichen Litteraturzeitungen, und beide waren ungünstig. Die eine, anonyme, Anzeige stand im leipziger ‚Repertorium', und Schopenhauer urteilte später durchaus zutreffend über dieselbe, sie habe es „verschmitzter Weise nur darauf abgesehen" gehabt, „das Bedeutende als unbedeutend darzustellen und die Aufmerksamkeit davon abzulenken[234])". Die zweite, 36 Spalten lange, auch den ‚Willen in der Natur' nachträglich berücksichtigende Rezension brachten die, von Arnold Ruge herausgegebenen ‚Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst' vom Juli 1841 (Nr. 8—13; S. 29—31. 33—51). Sie war auch anonym, unterschiffert „Spiritus asper". Schopenhauer nannte sie, dreizehn Jahre später, „ein infames Pasquill, voll Lügen und falsa"[235]).

Inzwischen begann um diese Zeit die Aufmerksamkeit

Solcher, die nicht zu den Kreisen der berufsmäßigen Philosophie der Universitäten gehörten, sich auf den, ein Menschenalter hindurch von den Zeitgenossen Verkannten zu lenken. Der Erste, der von Schopenhauer angezogen wurde, war ein preußischer Justizbeamter, der Geheime Justizrat und Oberlandgerichtsrath in Magdeburg, F. Dorguth (geb. 1776). Er beschäftigte sich in seinen Mußestunden als Liebhaber mit der Philosophie und hatte eine ‚Kritik des Idealismus' (Magdeburg 1837) geschrieben, zu der er 1838 „Nachträge und Erläuterungen" veröffentlichte. In diesen erwähnte er mehrfach Schopenhauers ‚Satz vom Grunde' und den ‚Willen in der Natur' und sagte (S. 66): „Jetzt kann man sich nur bestreben, für die Nachkommen zu denken und zu arbeiten und mit Schopenhauer darauf zu bauen, daß ‚die Wahrheit ein langes Leben hat'". Fünf Jahre später richtete er ein ‚Sendschreiben an Karl Rosenkranz', unter dem Titel „Die falsche Wurzel des Idealrealismus" (Magdeburg 1843), in welchem er (S. 14) auch Schopenhauers „höchst interessante Preisschriften ‚die beiden Grundprobleme der Ethik'" besprach und ebendaselbst erklärte: „Ich kann nicht umhin, Schopenhauer als den ersten realen systematischen Denker in der ganzen Litteratengeschichte anzuerkennen".

Der Zweite, welcher damals Schopenhauer gleichsam entdeckte, war ein junger berliner Privatgelehrter, Dr. phil. Julius Christian Martin Frauenstädt (geb. 1813). Als dieser, nach mehrjährigen theologischen und philosophischen Studien, auf der berliner Universität eine von der Fakultät gestellte Preisfrage „über das Verhältnis der Psychologie zur Metaphysik" zu lösen unternahm und dazu die einschlägigen Werke auf der k. Bibliothek studierte, durchblätterte er auch die Encyklopädie von Ersch und Gruber und traf hier (in dem 1838 erschienenen 15. Teil der II. Sektion) auf den Artikel „Idealismus" von C. F. Bachmann[236]), in welchem nach

weitläufiger Abhandlung Fichtes, Schellings und Hegels am Schlusse auch mit wenigen Zeilen „der geistreichen und originellen ‚Welt als Wille und Vorstellung' von Arth. Schopenhauer" gedacht wurde. Da der junge Gelehrte diesen Namen weder in den zahlreichen philosophischen Kollegien, die er besucht hatte, noch sonst jemals vernommen: so entlieh er sich das Werk von der Bibliothek und wurde nun alsbald vom Saulus zum Paulus, d. h. er sah ein, wie er später sagte, daß aus zehn Seiten der W. a. W. u. V. mehr echtes Wissen zu erlangen sei, als aus zehn Bänden von Fichte, Schelling, Hegel und Herbart. In einer bald nachher veröffentlichten Schrift ‚Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie' (Berlin 1840) rügte er dann (S. 50 f.), daß man Schopenhauer in der Geschichte der neuesten Philosophie übergehe. Und als kurz darauf Carl Rosenkranz in dem, eine Geschichte der kantischen Philosophie enthaltenden XII. Bande der Kant-Ausgabe unter den würdigen Nachfolgern Kants nach Fichte und Herbart auch Schopenhauer miteinreihte — er nennt den ersten den heldenhaften Streiter, den zweiten den vermittelnden Diplomaten, Schopenhauer aber den „Eremiten der Kantischen Philosophie" —: kam Frauenstädt, in einem Beitrag zu den ‚Hallischen Jahrbüchern' vom Juni 1841 (Nr. 153—155, S. 609—620) auf den Neuentdeckten zurück. Er sprach hier von den stillen, uneigennützigen Wahrheitsforschern, die von der Mitwelt ignoriert würden, und rief (S. 610) aus: „Ist es nicht ebenso dem genialen, tiefsinnigen Schopenhauer ergangen, dessen Philosophie so manchem Katheder-philosophen ein Licht anzünden könnte, vor dem sein ganzes bisheriges Wissen erbleichen müßte? und hat diesen nicht noch jüngst Rosenkranz in seiner Geschichte der Kantschen Philosophie viel zu geringschätzig behandelt?" Und S. 613 sagt er: „Durch das Krausesche Philosophieren ist also noch eben so wenig als durch das Schellingsche und Hegelsche eine reine Philosophie

zu stande gekommen. Schopenhauer ist unter den neueren Philosophen meines Wissens bis jetzt der einzige, welcher eine reine, ebenso tief- als scharfsinnige Philosophie geliefert hat, die zwar bis jetzt noch wenig oder garnicht beachtet worden, die aber dafür desto sicherer ihre Zukunft hat, wie er sich selbst auch dessen vollkommen bewußt und gewiß ist."

Ein Dritter, unbekannt gebliebener, ließ sich gleichzeitig in der Zeitschrift ‚Der Pilot' (vom Mai 1841) in einem Artikel „Jüngstes Gericht über die Hegelsche Philosophie" über Schopenhauer vernehmen, indem er von ihm sagte: er sei offenbar der größte Philosoph des Zeitalters[237]).

Aber irgend welchen Erfolg für sein Bekanntwerden konnten solche vereinzelte Hinweisungen natürlich nicht haben.

Um die Wende der Jahre 1840 und 1841 beschäftigte ihn einen Augenblick die Hoffnung, daß die in Deutschland ihm versagte Anerkennung vielleicht vom Auslande kommen könne. Der englische Maler Charles Lock Eastlake (geb. 1793) hatte eine Übersetzung der Goetheschen Farbenlehre (London 1840) erscheinen lassen: Schopenhauer beglückwünschte den Übersetzer dazu in einem ausführlichen Schreiben und sandte ihm gleichzeitig ein Exemplar seiner Schrift ‚Über das Sehn und die Farben', indem er ihm den Wunsch ans Herz legte, Eastlake möge auch diese Ergänzungsschrift der Goetheschen Farbenlehre ins Englische übersetzen. Eastlake wies in seiner Antwort (vom April 1841) die Sache auch keineswegs von der Hand, ist dann später aber doch nicht darauf zurückgekommen. In seinem Antwortschreiben erwähnte er übrigens, daß er vor etwa zwanzig Jahren in Berlin an der Wirtstafel seines Gasthofes täglich mit einem Herrn namens Schopenhauer zusammengetroffen sei, der perfekt englisch gesprochen habe. „Er war spekulativer Philosoph und, wie er mir sagte, Verfasser eines Werkes, betitelt ‚Die Welt als Wille und Vorstellung'. So sind wir möglicherweise einander nicht fremd[238])."

Die beiden Preisschriften hatte Schopenhauer noch in seiner Behausung am Untermainquai vollendet, im April 1840 zog er in eine neue Wohnung: Neue Mainzer Straße, Litt. I. IIIa (jetzt Nr. 16), im Müllerschen Hause, parterre. Während er bisher, von der Studentenzeit an, sein ganzes Leben lang stets nur möblierte Zimmer gemietet hatte, schaffte er sich jetzt, im 52. Lebensjahre, eigene Möbel an, da er nunmehr in Frankfurt sein Leben zu beschließen gedachte. Am 1. März 1843 zog er von der Neuen Mainzer Straße an die den Main entlang sich hinziehende Straße „Schöne Aussicht" Nr. 17, parterre.

Von seinem Aussehen in dieser Zeit giebt uns ein Daguerrotypbild Kunde, auf dessen Rückseite er geschrieben hat: „A. Schopenhauer d. 3. Sept. 1842." Es befindet sich jetzt auf der frankfurter Stadtbibliothek, der er es, mit noch anderen, später zu erwähnenden Bildnissen letztwillig vermacht hat.

Wie er ein fleißiger Besucher der Stadtbibliothek war, so sah man ihn auch sehr häufig im Städelschen Museum und im Theater; namentlich wenn Opern gegeben wurden, war er ein ständiger Gast. Einmal wandte er sich in einem (anscheinend ins Jahr 1844 fallenden) Briefe an den Kapellmeister Guhr, „dessen Humanität ihm aus eigener Erfahrung bekannt war", mit der Bitte, Vorkehrungen gegen das, namentlich die Ouverturen, störende Geräusch zu treffen, welches die Zuspätkommenden durch das rücksichtslose Zuwerfen der Logenthüren und Fallenlassen der Stuhlklappen verursachten. Dieser, für die Sorgfalt, mit der er auch Angelegenheiten des täglichen Lebens behandelte, charakteristische Brief ist zuerst gedruckt in der ‚Frankfurter Zeitung' vom 28. Oktober 1882.

In diesen Jahren schloß er eine vertraute Freundschaft mit dem frankfurter Advokaten Dr. jur. Martin Emden, die bis an dessen Tod unverändert bestanden hat. Als seinen

treuesten Freund betrachtete er freilich, wie Lord Byron, seinen Hund, einen weißen Pudel, dem er als Bekenner des Tat-twam-asi, der das ewige Urwesen in allem Lebenden wiedererkannte, einen indischen Namen beilegte: er hieß Atma d. i. Weltseele. Seiner Liebe zu den Hunden hat er um diese Zeit auch in einem — später von ihm (S. W. V, 696) veröffentlichten — klassischen Distichon Ausdruck gegeben. Auf Goethes pessimistisches 73. venetianisches Epigramm:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch, so der Hund —

setzte er als ethische „Antistrophe":

Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verleumden:
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund.

Vierzehntes Kapitel.

Nach der Vollendung der ‚Ethik' war Schopenhauer, unbekümmert wie sonst um Anerkennung oder Nichtanerkennung der Mitwelt, aber mit unerschütterlicher Hoffnung auf die Nachwelt, unablässig beschäftigt, den bisher nur geplanten Ergänzungsband zu seinem Lebenswerke für die Veröffentlichung fertig zu stellen, oder, wie er selbst sagt, „die während 24 Jahren niedergeschriebenen Gedanken in einer für das Publikum passenden Form und Vortrag höchst sorgfältig und con amore zu verarbeiten"[239]). Diese Arbeit beschäftigte ihn während der Jahre 1840 bis 1843. Zu Anfang Mai 1843 war das Manuskript so weit vollendet, daß er es nun als „2. Band der W. a. W. u. V." der Firma F. A. Brockhaus zum Verlage anbot[240]), indem er zugleich den „sehnlichen Wunsch" aussprach, daß auch das Werk von 1818 als 1. Band neugedruckt werde. Er stellte es dem Verleger ganz anheim, ob er ihm für beide Bände irgend ein Honorar geben wolle

oder keines. „Freilich würden Sie in letzterem Fall die Arbeit meines ganzen Lebens umsonst erhalten: aber für Geld habe ich sie auch nicht unternommen und mit eiserner Beharrlichkeit bis ans Alter durchgeführt".

Über den Ergänzungsband sagte er: „Dieser zweite Band hat bedeutende Vorzüge vor dem ersten, und verhält sich zu diesem wie das ausgemalte Bild zur bloßen Skizze. Denn er hat die Gründlichkeit und den Reichtum von Gedanken und Kenntnissen voraus, welche nur die Frucht eines ganzen, unter stetem Studium und Nachdenken hingebrachten Lebens sein können. Jedenfalls ist er das Beste, was ich geschrieben habe".

Auf diesen Verlagsantrag Schopenhauers vom 7. Mai antwortete die Firma am 13. desselben Monats ablehnend. Sie könne, auch wenn er auf Honorar verzichte, auf den Antrag nicht eingehen, da sie mit dem Werke von 1819 „ein zu schlechtes Geschäft gemacht habe". (Es waren nämlich von den 1830, nach der letzten Makulierung, zurückbehaltenen 50 Exemplaren noch jetzt eine „für die Nachfrage genügende" Anzahl vorhanden![241]) Wenn Schopenhauer jedoch die Druckkosten trage, erklärte sie sich bereit, die beiden Bände für ihn in Kommission zu debitieren, oder auch ihm die Hälfte des Reingewinns zu gewähren, falls er die Hälfte der Herstellungskosten übernehme.

In seiner Antwort vom 17. Mai wies Schopenhauer diese „wohlmeinenden" Vorschläge entschieden von der Hand. „Allerdings", schrieb er, „habe ich dem Publiko ein Geschenk machen wollen, und ein sehr wertvolles: aber für mein Geschenk noch obendrein bezahlen, das will und werde ich nicht. . . Wenn an ein Buch von mir, welches die Arbeit meines ganzen Lebens enthält, ein Verleger nicht einmal die Druckkosten setzen mag, — nun so soll mein Werk liegen bleiben, um einst als posthumum zu erscheinen, wenn die

Generation gekommen sein wird, die jede Zeile von mir freudig aufnehmen wird: sie wird nicht ausbleiben".

Um jedoch „kein seiner würdiges Mittel unversucht zu lassen", bot er nun den zweiten Band allein, ohne den ersten und ohne Honorar an, da die Besitzer des ersten Bandes (d. h. des Werkes von 1819) voraussichtlich auch den zweiten kaufen würden, und dadurch allein schon ein Absatz erzielt werden würde, der die Druckkosten decke. Auch teilte er dem Verleger noch einiges Nähere, Anlockende über den Inhalt des zweiten Bandes mit: derselbe sei „in 50 Kapitel geteilt, die unabhängig von einander jedes einen ganz gesonderten philosophischen Gegenstand behandeln, und zwar in meiner von allem Schulzwange weit entfernten, bekannten, höchst klaren, lebhaften und anschaulichen, selbst an das Populäre grenzenden Weise", er werde „auch allein für sich sehr lesbar und genießbar sein, und überdies auf den ersten Band, den freilich das gründliche Verständnis voraussetzt, begierig machen, so daß nachher die 2. Auflage auch dieses nötig werden wird".

Als er am Ende des Monats noch ohne Antwort auf diesen „letzten Vorschlag" war, urgierte er die Entscheidung mit einem kurzen Schreiben vom 31. Mai (oder 1. Juni), und nun erfolgte am 10. Juni die rückhaltlose Annahme seines ursprünglichen Verlagsantrages. Er hatte diesen Erfolg kaum mehr gehofft, wie er denn in seiner Antwort vom 14. Juni sagte, die Verlagshandlung habe ihm durch die Anzeige ihres veränderten Beschlusses „eine unerwartete große Freude gemacht". Er gab nun die näheren Unterlagen zum Entwurf eines Verlagsvertrages, worunter sich auch die Bestimmung befand: „Ihren Anzeigen des Buchs versprechen Sie keine Belobung oder sonstigen Kommentar beizufügen. Dagegen habe ich große Antipathie". Gedruckt sollten vom ersten Bande 500 Exemplare werden, vom zweiten Bande jedoch 750. Diese Höherbezifferung der Auflage des zweiten

Bandes um 250 Exemplare schlug Schopenhauer deshalb vor, weil er die Zahl der Besitzer des Werkes von 1819 so hoch anschlug, und diese 250 Besitzer nicht genötigt werden sollten, sich den Neudruck desselben jetzt noch einmal zu kaufen. Eben deshalb sollte der zweite Band auch einzeln käuflich sein. Auf Grund dieser Schopenhauerschen Vorschläge wurde dann der Verlagsvertrag alsbald abgeschlossen. Der Druck begann sofort und war bereits im Anfang Februar 1844 beendet, am 15. Februar sandte er das Manuskript der Vorrede ein, in welche ein kräftiges „Wort für die Philosophieprofessoren", ein Seitenstück zu der famosen Philippika im Vorwort zur Ethik, eingeflochten war. Im März wurden beide Bände gleichzeitig ausgegeben: der erste zählte XXX und 600, der zweite VI und 640 Seiten in Oktav. Als er die fertigen Exemplare in Händen hielt, schrieb er dem Verleger: „Im Vertrauen gesagt, ich bin mit dem zweiten Bande, in welchem alles neu ist, jetzt, da ich es im Druck allererst deutlich übersehe, so ganz zufrieden, daß ich wirklich hoffe, jetzt endlich den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen".

Nach mehr als Jahresfrist erschien die erste Rezension des Werkes, in der ‚Neuen Jenaischen Litteraturzeitung' (Nr. 146, 147, 149—151) vom Juni 1845. Ihr Verfasser nannte sich am Schluß: es war der jenaische Privatdozent der Philosophie C. Fortlage (geb. 1806). Er begann seine, 33 Großquartspalten füllende Besprechung des „höchst originellen Werkes" mit dem Zugeständnis, daß der 1. Band „ein Muster von Darstellung sei, welches zwar nicht in demonstrativer, gewiß aber in pronuntiativer Hinsicht immer einen hohen, ja einen klassischen Wert behaupten wird. Auch im 2. Bande setzt sich jene Frische der Darstellung, nur in modifizierter Weise fort. . . . Recht im erquicklichen Gegensatz zu den alltäglichen Dutzendgeburten und philosophischen Modewerken unserer übereiligen büchermachenden Zeit . . geraten wir hier unversehens an eine Tafel, besetzt mit den langsam gereiften Früchten eines 25jährigen

Nachdenkens, vielseitiger Studien und eine stets auf den Grundgedanken des Werkes gerichtet gewesener Lektüre . . . Jedem also, welcher solide . . Nahrung . . liebt, kann das Buch empfohlen werden".

Aber, als ob er schon zu viel gesagt habe, folgt nun sogleich die Einschränkung:

„Freilich zwar werden ihm manche Stellen unerträglich fallen, vielleicht wird ihm bei manchen der Unmut das Blut emportreiben, vielleicht wird ihm Vieles, vielleicht das Meiste auf den Kopf gestellt vorkommen. In jedem Fall aber wird er finden, daß . . wenn sich hier eine Verirrung offenbart, dieselbe als eine, sich selbst klare, von ernsthafterer und tieferer Art ist, als durch ein bloßes Taschenspiel mit dialektischen Begriffen . . . jemals hervorgebracht werden kann. Die Philosophie Herrn S.s ist aus einem Guß, Herr S. ist ein Philosoph, wie die alten Stoiker, ihm ist die Philosophie nicht nur ersonnenes System, sondern Lebensprinzip, Charakterstimmung, und es ergiebt sich aus dem Ton des ganzen Werkes, daß dessen ethisches Resultat mehr als seine spekulativen Prämissen den eigentlichen Grundhebel seiner Hervorbringung gebildet haben".

In der alsdann folgenden, speziellen Kritik findet Fortlage das erste Buch der W. a. W. u. V. „seiner ganzen Tendenz nach durchaus verwerflich", jedoch mit dem Inhalt des zweiten Buches „sieht er sich auf demselben Boden stehend".

„Und wenn von diesem hochberechtigten Standpunkte aus der Verfasser im Punkte des Dinges an sich den Hegelianismus der Windbeutelei bezüchtigt, so hat Referent daran nichts weiter auszusetzen, als das Unanständige und höchst Tadelnswerte des Ausdrucks überhaupt . . . Sein Gedankengang [im 2. Buche] ist und bleibt ein ewig richtiger . . . Es wird nun vor Allem darauf ankommen, die a priori erfaßte Wahrheit in den Thatsachen der äußeren Empirie wiederzuerkennen. Und hier eben ist des Verfassers glänzende Seite. Mit eindringender und schöner Beredsamkeit weiß er sowohl im Grundwerk, als im Kommentar, seinem Grundgedanken . . . mit Sorgfalt und Auswahl die Stützen zu unterbauen, welche bekanntere und unbekanntere Entdeckungen im Gebiete des Naturlebens boten".

Wenn Fortlage an einer anderen Stelle aber behauptet, schon Fichten sei der Wille das Ding an sich gewesen, „nur daß Fichte darin schon weiter sah, als Herr S., in der reinen Thätigkeit des Bewußtseins den Quell zu entdecken, aus welchem reines Denken und reines Wollen in unzertrennlicher Einheit (!) hervorspringen“: so zieht er am Schlusse der Rezension doch das folgende, der Priorität Schopenhauers günstige Facit:

„Und so bleibt das eigentlich Verdienstvolle und Unzerstörbare am S.schen Werke für alle Zukunft immer wohl nur dies Allgemeine, die Wahrheit, daß der Schauplatz der Dinge an sich der innere Sinn sei, zum erstenmal mit völliger Entschiedenheit ausgesprochen zu haben und sowohl durch den ganzen Gang seiner Untersuchung, als durch einen Reichtum wertvoller Beispiele aus der Naturforschung dem Verständnis nahe gelegt zu haben. Und um dieser Einen großen Eigenschaft willen und in ihrem Namen ist das Werk . . dreist und mit Zuversicht als ein seiner Zeit leuchtend voraneilendes zu bezeichnen, und in der Zahl der wenigen Schriften zu begrüßen, welche ein lebendiges Zeugnis ablegen, daß der deutschen Naturphilosophie noch einst der volle Tag aufgehen könne, von dem sie unter Schellings Auspizien die schöne Morgenröte sah“.

Welches Schicksal Schopenhauers Werk jedoch bei der Gegenwart haben werde, das kündigt Fortlage im Eingange seiner Besprechung in höchst bezeichnender Weise an:

„Von keiner der sich jetzt auf dem philosophischen Markt tummelnden Parteien wird und kann das vorliegende Werk richtig gewürdigt werden, und der Verfasser hat auch kein Recht zu fordern, daß es geschehe, so lange er die Sprache, welche er führt, fortsetzt. Denn der Scheltende verzichtet notwendig auf eine ihn würdigende Antwort aus dem Munde des Gescholtenen, und wenn dieser ihn sodann ignoriert und sekretiert, so ist das nur ein ihm von jenem selbst diktiertes Verfahren. Oder verlangt Herr S. von den Philosophen insgesamt, daß sie Engel an Herzensgüte seien und verzeihendem Sinn?“

In der That blieb die Fortlagesche Rezension — bis

auf eine nicht ins Gewicht fallende, ein bloßes Referat bietende anonyme Besprechung in den ‚Blättern für litterarische Unterhaltung‘[242]) — die einzige, welche von der 2. Auflage des Schopenhauerschen Hauptwerkes in Deutschland erschienen ist! Wobei noch zu bemerken, daß sowohl die ‚Neue Jenaische Litteratur-Zeitung‘ als die ‚Blätter für litterarische Unterhaltung‘ Eigentum des Verlegers der W. a. W. u. V. waren: nur die Brockhaussche Presse hatte sich also geäußert!!

Rührend nimmt sich dem einmütigen Schweigen der Philosophieprofessoren gegenüber die kleine Schrift aus, welche der obengenannte Dorguth der 2. Auflage der W. a. W. u. V. alsbald widmete: ‚Schopenhauer in seiner Wahrheit‘ (Magdeburg 1845). „Er kann nicht ewig vergessen bleiben, denn er lehrt die ewige, klare Wahrheit“ ruft er S. IV der Vorrede, und in der Schrift selbst sagt er (S. 9 f.): „Schopenhauer krönt neuerlich sein Werk durch die neue Auflage . . . Doch für die Nachwelt nur ist das alles, wo das Monopol sein tragisches Ende erlebt, da erst gräbt die Weltgeschichte unter Thränen der Reue den Namen des Mannes in ihr eisernes Buch.“ Dorguth sollte nicht der einzige Jurist bleiben, der schon damals in Schopenhauer den Philosophen des Jahrhunderts erkannte: im Juli 1844 wandte sich ein rheinländischer Advokat Johann August Becker (geb. 1803) an den Verfasser der W. a. W. u. V. mit der Bitte, ihm seine Dubia vortragen zu dürfen, nachdem er, durch die ‚Grundprobleme der Ethik‘ ganz zufällig auf ihn aufmerksam gemacht, dann den ‚Satz vom Grunde‘ und die beiden Bände des Hauptwerkes (den 1. Band in der Ausgabe von 1819) durchstudiert habe und diesen Werken ein wiedererwachtes Vertrauen in die Totalität seiner Geisteskräfte verdanke, während er vorher vergebens versucht habe, sich mit der Weisheit der nach Kant aufgetretenen summi philosophi bekannt zu machen[243]). Schopenhauer antwortete ihm, am 3. August,

sehr freundlich, seinem Briefe ein Exemplar des ‚Willens in der Natur' beilegend. Es entspann sich nun ein längerer, um die Kernpunkte der Schopenhauerschen Philosophie sich drehender Briefwechsel, den Schopenhauer selbst mit der „Korrespondenz des Spinoza mit dem Oldenburg und dem Blyenbergh" vergleicht[244]). Beim vorläufigen Abschluß des Briefwechsels schenkte Schopenhauer seinem Korrespondenten ein Exemplar des 1. Bandes der 2. Auflage der W. a. W. u. V., da es ihn verdroß, daß „ein so gründlicher Kenner seiner Schriften" diesen ersten Band nur in der alten Ausgabe besaß.

Ein erfreuliches Lebenszeichen erhielt er auch von seiner Schwester, der er ein Exemplar der zweiten Auflage übersandt hatte, so wie sie ihm ihre gleichzeitig, ebenfalls bei Brockhaus, erschienenen ‚Haus-, Wald- und Feldmärchen' hatte zukommen lassen. Adele hatte seit dem Tode der Mutter in Bonn im Hause der Frau Sybille Mertens-Schaafhausen ein Asyl gefunden (jene Frau, von der sie schon 1831 ihrem Bruder geschrieben hatte: siehe oben S. 175), jetzt befand sie sich aber in Weimar bei ihrer Freundin Ottilie von Goethe. Aus dem Hause der letzteren schrieb sie an Arthur, am 16. August 1844[245]):

„Dein sehr geistreiches Buch hat erstlich durch Stil, Schreibart und Darstellung mich sehr erfreut. Dein System kannte ich. Vielleicht teilte ich deinen Glauben an die Seelenwanderung, wäre ich nicht von Kindheit auf mit Menschen umgeben gewesen, die ihn hatten! Es erhob sich ein innerer Widerspruch, scharf und fest dachte ich weiter. Meine Ansicht scheidet sich auf mehreren Punkten von der deinen, aber sie ist ihr nicht fremd. — Überraschend war mir der Gedanke der Möglichkeit, die endlose Reihe aufgedrungener Existenzen los zu werden, aber wo liegt ein Beweis? Im Buch überhaupt nichts davon, und du selbst stellst diese Idee bloß als Möglichkeit auf. Da ich nicht gern lebte, nie, so wäre mir das sehr tröstlich, aber ich glaube nicht, daß diese Kette zu brechen ist.

Die Einzelheiten sind sehr schön und besonnen gearbeitet. Ich hätte deine Beobachtungen noch ergänzen helfen, hätte ich sie ge-

ahnt. Z. B. über körperliche und intellektuelle geerbte Ähnlichkeit. Die Kreuzungen von Großonkel und Großtante zu Großneffe und Großnichte. Dann der Sprung und die Modification der Geisteskräfte im Talent und wissenschaftlichen Streben; von Großvater zu Enkel, mit vielen hundert Beispielen — ich habe 5 bis 6 Jahre durch die letzten zwei Jahrhunderte und dann in der lebenden Generation sie gesammelt, jetzt habe ich diese Beobachtungen alle nicht mehr; ich that es einem Arzt zu liebe, mit dem ich befreundet. Mich freute, dir auf dem von mir durchfurchten Felde zu begegnen ... Ich danke sehr herzlich. Vieles, was ich darüber denke, kann ich nicht schreiben, noch anderes nicht sagen, weil ich dich zu wenig kenne. — Einen so schrecklichen Eindruck macht es nicht, wenn ich davon erzählte, z. B. dem Erbgroßherzog gar nicht; es interessierte ihn sehr. Die letzten zehn Jahre haben die Menschen gewöhnt dergleichen zu hören; es beunruhigt sie nicht, besonders nicht in wissenschaftlicher Form. Es ergreift sie aber auch nicht, denn sie hören es wie jedes andere philosophische System: als einen Beweis, der mit ihnen persönlich nichts gemein hat! Dergleichen Erscheinungen sind eigentlich sehr drollig . . ."

Wenn Schopenhauer vielleicht sich der Hoffnung hingab, daß das Erscheinen seiner 2. Auflage ihm noch mehr solche Leser, wie Adele, Dorguth und Becker geworben haben würde, von denen er nur nicht erfahren habe: so sollte er bald eines anderen belehrt werden. Als er sich im August 1846 bei dem Verleger nach dem Absatz seines Werkes erkundigte, erhielt er am 14. desselben Monats die Antwort[246]): „Was Ihre Anfrage über den Absatz Ihrer Schrift betrifft, so kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nur sagen, daß ich damit ein schlechtes Geschäft gemacht habe, und die nähere Auseinandersetzung darüber erlassen Sie mir wohl". Das von Fortlage vorausgesagte Schicksal des Werkes war also auch hinsichtlich des buchhändlerischen Erfolges vollkommen in Erfüllung gegangen.

Rühmend haben wir indessen zu erwähnen, daß im selben Jahre 1846 ein deutscher Philosophieprofessor das

Schweigen seiner sämtlichen Kollegen über das größte philosophische Werk des Jahrhunderts nachträglich wenigstens insofern gebrochen hat, als er dessen Wert als deutsches Litteraturdenkmal anerkannte. Es war noch dazu ein Hegelianer, der gießener Professor Josef Hillebrand (geb. 1788), der jedoch neben seiner philosophischen Fachschriftstellerei sich auch mit Litterarhistorie beschäftigte und in den Jahren 1845 und 1846 eine dreibändige Geschichte der ‚Deutschen Nationallitteratur seit Lessing' herausgab. Im dritten Bande derselben sagt er von Schopenhauers Werke: Durch dasselbe gehe zwar viel Gewagtes, Unvermitteltes, Hypothetisches und Schwankendes . . . „Immerhin (!) steht das Werk als ein Zeuge da des ernsten Denkens, geistvoller Auffassung, vielseitiger Kenntnisse und trefflicher wissenschaftlicher Darstellung, Eigenschaften, die es berechtigen, namentlich in litterarischer Bedeutung den vorzüglichsten Arbeiten seiner Art an die Seite zu treten[247])".

Fünfzehntes Kapitel.

Nicht lange nach dem Erscheinen der zweiten Auflage seines Hauptwerkes brachte Schopenhauer, zufällig, in Erfahrung, daß seine Erstlingsschrift, der ‚Satz vom zureichenden Grunde', diese „einleitende Abhandlung" zur W. a. W. u. V., im Buchhandel fehle. Keineswegs war die Schrift ausverkauft. Sondern die Buchhandlung, der er die auf seine Kosten gedruckten 500 Exemplare einst in Kommission gegeben, hatte später Konkurs gemacht und da man bei der Abwicklung des Konkurses übersehen hatte, daß die noch auf Lager befindlichen Exemplare Eigentum des Autors seien, so waren sie zur Masse gezogen und als Makulatur verkauft worden.

Schopenhauer arbeitete das Jugendwerk nun zu einem

fast völlig neuen Werke um, in welchem namentlich seine ihm ganz eigentümliche Lehre von der Intellektualität der Anschauung, die er in der ersten Auflage nur kurz angedeutet, in der Schrift ‚über das Sehn und die Farben' zuerst in deutlichem Umriß dargestellt, in beiden Auflagen der W. a. W. u. V. weiter geführt hatte, und mehr „vollendet und auf das Faßlichste, ausführlich und vollständig dargelegt" wurde (S. W. VI, 20). Daß die eben gemachte Erfahrung hinsichtlich der Aufnahme der zweiten Auflage seines Hauptwerkes sich auch in dieser Neubearbeitung bei mehrfachen, ungesucht sich bietenden Anlässen wiederspiegelt, daß ihm „mitunter die Indignation aus allen Poren quillt", werden wir ihm umsoweniger verdenken, als sein an der zeitgenössischen Philosophie ausgelassener grimmiger Humor die deutsche Litteratur wieder um einige Meisterstücke genialer Polemik reicher gemacht hat. Das Werk, dessen Vorrede vom September 1847 datiert ist, erschien bei dem Verleger der ‚Ethik', F. E. Suchsland (Hermannsche Verlagsbuchhandlung), im Dezember desselben Jahres und trug auch die richtige Jahreszahl, 1847, auf dem Titelblatt (VIII und 152 Seiten in Oktav). Honorar hatte Schopenhauer weder gefordert noch erhalten.

Eine Rezension über die „zweite sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage" der vierfachen Wurzel des ‚Satzes vom zureichenden Grunde' ist in keiner der zeitgenössischen wissenschaftlichen Litteraturzeitungen und auch sonst nicht erschienen! An diesem Verhalten der Zeitgenossen gegen sein Werk konnte er daher mit Fug und Recht den Goetheschen Ausspruch aufs neue bewahrheitet finden: „In der Inquisitionszensur (nämlich das Bedeutende aber dem Zeitgeist nicht Zusagende durch ein unverbrüchliches Schweigen zu sekretieren) hätten die Deutschen es weit gebracht[248])".

Wie wenig Geltung Schopenhauers Name damals hatte, davon liefert uns auch den Beweis das Schicksal, welches

ein wissenschaftlicher Vorschlag hatte, den er um diese Zeit auf Anlaß der Entdeckung des neuen, von Leverrier vorausberechneten Planeten machte. Er schrieb, wohl bald nach dem 23. September 1846, als der Geheimrat Galle in Berlin den Planeten aufgefunden hatte, an J. F. Encke, um die Benennung Eros, vorzuschlagen und motivierte die Wahl dieses Namens ausführlich. Encke würdigte ihn keiner Antwort und nannte den Planeten, mit Leverrier und Gauß, Neptun. Schopenhauers Schreiben ist nicht einmal der Aufbewahrung für wert gehalten: durch welche tiefsinnige Motivierung er aber seinen Vorschlag unterstützt hat, können wir aus einer später geschriebenen Stelle seiner Werke entnehmen (S. W. IV, 554).

Für den Mangel an Anerkennung in der litterarischen Welt sollte Schopenhauer aber jetzt mehr und mehr Ersatz an der persönlichen Teilnahme der ersten, wenn auch spärlichen Anhänger seiner Lehre finden. Sein Freund, Dr. Emden, war inzwischen auch ein Eingeweihter in seine Philosophie geworden, mit dem er das ihm am meisten am Herzen liegende Thema jederzeit besprechen konnte. Der Advokat Becker hatte ihn nach Beendigung des philosophischen Briefwechsels in Frankfurt aufgesucht und war in ein freundschaftliches Verhältnis zu ihm getreten. Am 19. Dezember 1847 übersandte ihm der Meister ein Exemplar der 2. Auflage des ‚Satzes vom Grunde'[249]). Mit Dorguth in Magdeburg war er auch in Briefwechsel getreten, die fortgesetzte Verehrung dieses Mannes erfreute ihn, wenn er von seinem philosophischen Talente auch keine hohe Meinung haben konnte. In mehreren kleinen Schriften machte Dorguth in dieser Zeit auf Schopenhauer aufmerksam, so 1848 in der Schrift ‚die Welt als Einheit', in welcher er nach Schopenhauers Ausdruck sein System „in ein Lehrgedicht brachte"[250]); 1849 in der ‚Grundkritik der Dialektik und des Identitätssystems', wo er (S. 9) sagte:

die Philosophieprofessoren hätten „Schopenhauern stets à la Caspar Hauser den Augen der Welt verborgen, teils anderer Ehre und Brotes halber, teils um ihm desto unbemerkter einige Federn . . auszupfen zu können". Im Juli 1846 besuchte ihn Dr. Julius Frauenstädt, der, seit er zuerst, wie wir oben (S. 193 f.) gesehen, für Schopenhauer eingetreten war, mehrere Jahre in Rußland als Erzieher der Kinder des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein gelebt hatte und nun seine Zöglinge nach Kreuznach begleitete. Schopenhauer zeigte sich erfreut über den Besuch und überreichte seinem jungen Verehrer sogleich ein Velin-Exemplar der 2. Auflage der W. a. W. u. V., indem er bemerkte, daß er ihm dies Exemplar schon nach Berlin gesandt, aber als unbestellbar zurück erhalten hätte. An diesen Besuch Frauenstädts schloß sich ein längerer Verkehr zwischen ihm und Schopenhauer, da die Wittgensteinsche Familie den Winter 1846/47 in Frankfurt verlebte. Vom Oktober 1846 bis Ende Februar 1847 und dann noch während des ganzen Septembers jenes Jahres ist Frauenstädt das Glück intimsten Umgangs mit seinem Meister zu teil geworden. Er hat darüber später in ausführlicher Darstellung Bericht abgestattet, auch die wichtigsten der mit Schopenhauer geführten Gespräche als ein zweiter Eckermann treulich zu Buche gebracht[251]). An den persönlichen Verkehr schloß sich eine fortlaufende Korrespondenz, die Schopenhauer am 16. Dezember 1847 bei Übersendung der 2. Auflage des ‚Satzes vom Grunde' eröffnete[252]). Wie folgenreich das Verhältnis zu Frauenstädt für den Meister und seine Philosophie werden sollte, werden wir in den nächsten Kapiteln sehen.

In diesen Jahren ist Schopenhauer auch mit seinem ältesten Jugendfreunde, Anthime Grégoire de Blésimare, wieder zusammen getroffen. Bis zum Jahre 1817 hatte ihre Korrespondenz gedauert, war dann aber eingeschlafen, bis Anthime im Jahre 1823 Johanna Schopenhauers Roman

„Die Tante" in einer Zeitung angezeigt fand und sich kommen ließ. An die Lektüre desselben anknüpfend, schrieb er an Adele Schopenhauer und bat um Nachricht über die Schicksale „des teuren Bruders". Arthur gab ihm darauf selbst von sich Nachricht: was er ihm geschrieben haben mag, können wir aus der in seinem Nachlaß aufgefundenen Antwort Anthimes abnehmen[253]).

„Je lis et relis ta lettre et j'y trouve, je t'assure, un plaisir infini. Non certainement, je n'ai pas oublié notre course à Trittau ni nos conversations, tout est aussi présent à ma mémoire qu'à la tienne. J'aurais voulu que tu n'eusses à me raconter que des évènemens heureux, j'aurais bien mieux aimé me réjouir de ta gloire que de laisser ce soin à la postérité; mais tu a eu, mon pauvre ami, ta grande part des tribulations de ce monde, que tu aurais evitées si au lieu d'être un homme de génie, tu avais été comme moi un pauvre diable des plus ordinaires."

Am Schlusse des Briefes hatte er ihn zu sich auf seinen Landsitz Chateau Juziers bei Meulan eingeladen:

„Notre vie simple, le calme de la campagne te procureraient un repos dont tu dois avoir besoin après tant d'orages. Cela fait d'ailleurs tant de bien d'être aimé que je voudrais te persuader d'essayer de ce genre de jouissance, cela t'aiderait à supporter l'injustice des hommes."

Einige Jahre später, etwa 1832, hatte Schopenhauer die Korrespondenz wieder angeknüpft, indem er den Freund um Rat fragte, ob der Ankauf einer Leibrente bei der Compagnie générale d'assurance sur la vie in Paris gefahrlos sei. Als Anthime darauf dringend abriet und sich anbot, selbst einen Teil von Schopenhauers Vermögen in Leibrente zu nehmen, schrieb dieser auf die Rückseite des Anthimeschen Briefes die Lebensregel seines Gracian *„Entrar con la agena para salir con la suya"*[254]) und legte trotzdem einen Teil seines Vermögens bei jener pariser Versicherungsanstalt an. Im Jahre 1845 kündigte Anthime seinen Besuch in Frank-

furt an, um, bevor er sterbe, seinen Jugendfreund noch einmal zu sehen. Er traf denn auch im Juli jenes Jahres mit seiner sechszehnjährigen Tochter ein. Aber leider fand Schopenhauer, wie er später Carl Bähr erzählte, an dem Freunde seiner Kindheit einen ungenießbaren Alten wieder. „Man divergiert immer mehr, je älter man wird", setzte er hinzu, „zuletzt steht man ganz allein"[255]).

Es ist mir wahrscheinlich, daß Schopenhauer in diesen Jahren auch seine Schwester wiedergesehen hat. Im Jahre 1845 war Adele mit ihren Freundinnen Sibylle Mertens und Ottilie von Goethe nach Italien aufgebrochen und hatte auf dieser Reise jedenfalls Frankfurt berührt. In dem einzigen bisher bekannten Briefe, den Adele aus Italien an Arthur geschrieben (aus Neapel, den 30. Dezember 1847) heißt es nun[256]):

„Deine Prophezeiung, lieber Arthur, daß mich Rom langweilen werde, ist an mir zu Schanden geworden: ich habe fast zwei Jahre mit stets sich erneuerndem Interesse dort gelebt und sogar *hier* weiß ich noch wie schön es ist. . . . Ottilie behauptet, Bilder ersetzten mir die Menschen. Sehr möglich. Das Gefühl der Schönheit ist ein sanftes Glück und in der Kunst bleibt es ungetrübt. Über Italien werde ich wohl niemals viel reden, ich fühle den sehr großen Einfluß, den es auf meine ganze Seele gehabt: es hat mich von mir selbst gelöst und ganz fremde, ganz andere Interessen und Ideen mir geweckt. Daß mir die Kunst soviel gewähren könne, wußte ich nicht."

Diese „Prophezeiung" wird aber eine *mündliche* gewesen sein, die der Bruder ausgesprochen, als er die Schwester auf der Durchreise durch Frankfurt begrüßte.

Nicht lange nach ihrer Rückkehr aus Italien starb Adele, zu Bonn, in den Armen ihrer Freundin Sibylle, am 25. August 1849: am hundertjährigen Geburtstage ihres großen Freundes Goethe wurde sie begraben.

Einen schönen Nekrolog widmete ihr ein Freund ihrer

späteren Jahre, der Dichter Freiherr Alexander von Sternberg, in der ‚Neuen Preußischen [Kreuz-] Zeitung' vom 4. Oktober 1849. Von seiner Hand haben wir auch ein in Weimar 1841 ausgeführtes Bleistiftporträt Adeles, welches sich jetzt, im Varnhagenschen Nachlaß, auf der K. Bibliothek in Berlin befindet. Auf demselben fallen besonders die großen, stark vortretenden Augen auf. Über ihr Äußeres schrieb die Mutter (19. Februar 1829) an Holtei[257]: „Ich bin recht begierig, wie Adele Ihnen gefallen wird; lassen Sie sich vom ersten Anblick nicht abschrecken, denn dieser macht keinen angenehmen Eindruck".

Ihr schriftstellerisches Talent ist außer Zweifel; es geht schon aus den schönen Briefen hervor, die sie dem Bruder geschrieben. Auf ihre erste, oben (S. 204) erwähnte Publikation folgte 1845 ein zweibändiges Werk „Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit"; ihr Reifstes möchte sein der Familien-Roman „Eine dänische Geschichte" (Braunschweig 1848). In wie naher Freundschaft sie mit Deutschlands größter Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff, verbunden gewesen, zeigt ein aus dem Nachlaß publiziertes Gedicht derselben, das an Adele gerichtet ist[258]). Dabei sei zugleich an die Verse erinnert, die Goethe ihr, mit einem Exemplar der ‚Wanderjahre', gewidmet hat[259]).

Adele Schopenhauer, die 1838 die alleinige Erbin ihrer Mutter geworden war, setzte ihre Freundin, Frau Mertens-Schaafhausen zu ihrer Universalerbin ein. Daß ihr Vermögen durch die leichtsinnige Verwaltung der Mutter sehr herabgeschmolzen war, haben wir oben gesehen. Durch diese ihre testamentarische Bestimmung ist aber jedenfalls das, was von den zwei Dritteln des Heinrich Floris Schopenhauerschen Vermögens noch übrig war, nicht in die Hände des einzigen Sohnes zurückgelangt. Die persönlichen Erfahrungen, die er in dieser Hinsicht machen mußte, werden zu den Ausführungen Veranlassung gegeben haben, die er einige Jahre später in den

Parergis, am Schlusse seines berühmten Kapitels „Über die Weiber", niedergelegt hat[260])".

Sechszehntes Kapitel.

Bald nachdem Frauenstädt Frankfurt verlassen hatte, um zunächst nach Paris zu gehen, erschien von ihm eine kleine Schrift ‚Über das wahre Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung' (Darmstadt 1848)[261]), welche nach dem Titelblatt die Widmung trägt:

An Dr. Arthur Schopenhauer in Frankfurt am Main.

Und der Widmungsbrief begann: „Großer Meister! Ihnen, den Goethe einen ‚meist verkannten' genannt hat, den ich aber lieber den großen Unbekannten nennen möchte, widme ich diese . . . Schrift, als eine Frucht meines Studiums Ihrer unsterblichen Werke". Am 5. Januar 1848 dankte Schopenhauer für die ihm gewordene „öffentliche Verherrlichung" und freute sich, daß seine Gedanken „in einem anderen Geiste so tiefe und feste Wurzeln geschlagen, als welches beweist, daß das Gleiche einst in vielen Geistern geschehen wird".

Die Voraussage traf, wenn auch vorerst in bescheidenem Umfang, rascher ein, als er nach den trostlosen Erfahrungen seines bisherigen Lebens anzunehmen gewagt hatte. Im Spätsommer 1848 besuchte ihn „ein 21jähriger, lebhafter, allerliebster junger Baron von Eberstein, ihn zu sehen, nachdem er ihn gelesen hatte"[262]). Rührend schreibt er über denselben an Becker: „ist doch viel von solchem Jüngling, so einen alten Kerl aufzusuchen." Im April 1849 stellte sich bei ihm ein junger bayerischer Jurist, Adam von Doß, ein, über welchen er an Frauenstädt schreibt: „An genauer Kenntnis aller meiner Schriften und Überzeugung von meiner Wahrheit kommt er Ihnen wenigstens gleich, wenn er Sie nicht

übertrifft: sein Eifer ist unbeschreiblich und hat mir viel Freude gemacht. Er blieb 14 Tage, bloß um mich jeden zweiten Tag zu besuchen". Mit von Doß, den er später scherzhaft seinen „Apostel Johannes" nannte, ist er zeitlebens in echt freundschaftlicher Verbindung und auch in dauerndem Briefwechsel geblieben[263]).

Ein Arzt in Alzey, Dr. A. Mayer, der durch Becker auf Schopenhauer geführt war, ließ um diese Zeit eine Schrift erscheinen ‚Über die Unzulässigkeit der Spinalirritation' (Mainz 1849), in welcher die Schopenhauersche Philosophie gebührend berücksichtigt war. Er übersandte die Schrift dem Meister, der ihm durch Becker seinen Dank bestellen ließ „für das Geschenk und noch mehr für alles Rühmliche, welches von mir zu sagen ihm beliebt hat." Mayer hatte in der Schrift gelegentlich Schopenhauers Ausfälle gegen die Philosophieprofessoren getadelt, als er ihn aber später besuchte, nahm er das zurück und erklärte das Benehmen der Professoren für „schändlich". Er hatte nämlich in der 3. Auflage der ‚Geschichte der Philosophie von Ernst Reinhold' Schopenhauer vollständig ignoriert gefunden[264]).

Auch sein alter Freund, von Quandt, der ihn zwar alle zwei bis drei Jahre in Berlin und Frankfurt besucht hatte, aber von seiner Philosophie nie etwas hatte wissen wollen, schrieb ihm mit einemmale einen enthusiastischen Brief über den ersten Band der 2. Auflage der W. a. W. u. V., die er jetzt erst gelesen hatte[265]).

Im November 1849 trat auch Frauenstädt, der sich inzwischen als Privatgelehrter in Berlin niedergelassen hatte, wieder auf den Plan, indem er in den ‚Blättern für litterarische Unterhaltung' (Nr. 277—288) einen großen Artikel „Stimmen über Arthur Schopenhauer" veröffentlichte. Der Artikel war anonym, nur mit der Chiffre „46" unterzeichnet, aber Schopenhauer schreibt ihm alsbald (9. Dezember 1849):

„erkannt, mein Teuerster, habe ich Sie gleich und ebenfalls Dr. Emden seinerseits". Frauenstädt war allerdings unschwer zu erkennen; gleich im Eingange sagt er: „Schopenhauers seit 1813 dem Publikum vorliegenden Werke dokumentierten ihn als den größten Philosophen des Jahrhunderts." Diese Sprache über Schopenhauer hatte in der That bisher nur der Verfasser der Schrift ‚über das Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung' geführt. Im Übrigen enthält der Artikel eine treffliche Beleuchtung dessen, was Rosenkranz, Fortlage und Hillebrand über Schopenhauer geschrieben, um hieran Goethes Erwähnung Schopenhauers in den Tag- und Jahresheften, und Jean Pauls enkomiastisches Urteil zu schließen. „Nach Jean Paul ist eine lange Lücke, ehe wieder ein bedeutendes Wort über Schopenhauer kommt." Dies Wort ist Julius Frauenstädts Artikel in den hallischen Jahrbüchern von 1841: man sieht, er stellte sein Licht nicht unter den Scheffel. Schopenhauer sagte in seinem schon zitierten Dankbriefe: „Der leitende Faden [Ihres Aufsatzes] ist wohl gewählt und alles recht erfreulich. Es soll mich verlangen, was für Folgen es haben wird".

Wenn er günstige Folgen dieses Frauenstädtschen Artikels erhoffte, so hatte er gerade jetzt einen speziellen Grund dazu. Er arbeitete nämlich schon seit mehreren Jahren an einem Werke, in welches er alles niederlegen wollte, was er der Welt noch zu sagen hatte, und dies Werk, das zum Umfang von zwei Bänden angewachsen war, nahte sich jetzt seiner Vollendung. Er hoffte nun, daß bei günstigem Erfolge der Frauenstädtschen Bemühungen für sein Bekanntwerden sich für sein jüngstes Werk um so eher ein Verleger finden werde. Diese Hoffnung erfuhr indes zunächst eine herbe Enttäuschung. Er bot das Werk, dem er den Titel ‚Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften' gegeben, dem Verleger seiner ‚Ethik' und der 2. Auflage des ‚Satzes vom

Grunde' ohne jedes Honorar an. Derselbe lehnte jedoch den Verlag ab, indem er sich auf die Erfahrungen berief, die er mit dem Absatz jener beiden Werke gemacht hatte. Dasselbe that die Firma F. A. Brockhaus, der er den Verlag am 26. Juni 1850, ebenfalls ohne Honorar angetragen hatte. Am 8. September wandte er sich mit demselben Antrage an die Dieterichsche Buchhandlung in Göttingen, indem er das Inhaltsverzeichnis beifügte und dazu bemerkte: „Schon aus diesem werden Sie abnehmen können, daß dieses Werk, wenigstens dem größten Teil seines Inhalts nach, bei weitem populärer ist, als meine früheren; ja, ich könnte es gewissermaßen meinen „Philosophen für die Welt“[266]) nennen. Dieser Umstand wird dem Absatz günstig sein. Nach sechsjähriger Arbeit soeben vollendet, wünsche ich, das Buch jetzt in die Welt zu schicken. Ich verlange kein Honorar . . .[267])“. Am 9. September traf der Brief in Göttingen ein, nach vier Tagen Bedenkzeit wurde der Verlagsantrag, vermutlich nach Rücksprache mit den göttinger Professoren Ritter und Lotze, abgelehnt. Am 16. September meldete Schopenhauer seinen dreifachen Mißerfolg an Frauenstädt: „Ich weiß wahrlich nicht, was ich noch thun kann und ob nicht meine opera mixta bestimmt sind, ein posthumum zu werden, wo es alsdann an Verlegern nicht fehlen wird“. Zugleich fragt er an, ob Frauenstädt vielleicht versuchen wolle, in Berlin einen Verleger aufzutreiben. Schon am 30. desselben Monats konnte er sich bei diesem „wahren Treufreund“ für dessen Mühe und Eifer in Herbeischaffung eines Verlegers bedanken: die A. W. Haynsche Buchhandlung hatte sich zur Übernahme des Verlages bereit erklärt. In dem alsbald geschlossenen Kontrakt wurde festgesetzt, daß 750 Exemplare gedruckt werden sollten. Der Verfasser erhielt 10 Exemplare auf gutem Papier, aber kein Honorar. Ausdrücklich mußte auch dieser Verleger versprechen, „seinen Annoncen keine Belobung, Empfehlung

oder sonstigen Kommentar beizufügen". In der zweiten Hälfte des Oktobers 1850 sandte Schopenhauer das Manuskript an die Verlagsbuchhandlung ab, indem er dazu an Frauenstädt bemerkte: „Ich bin wirklich froh, die Geburt meines letzten Kindes noch zu erleben, womit ich meine Mission auf dieser Welt vollbracht sehe. Wirklich fühle ich jetzt eine Last, die ich seit meinem 24. Jahre getragen und schwer gespürt habe, von mir genommen. Das kann sich keiner denken, wie es ist".

Erst im Februar 1851 begann der Druck, im November wurden beide Bände gleichzeitig ausgegeben (VI u. 466 und IV u. 532 Seiten in Oktav). Der erste Band enthielt selbstständige Abhandlungen: es waren die eigentlichen „Parerga" d. h. Nebenwerke. Dieselben eröffneten mit Beiträgen zur Geschichte der Philosophie und Erläuterungen zur Kantischen und seiner eigenen Lehre, sie schlossen mit den, schon mehrfach erwähnten „Aphorismen zur Lebensweisheit", denen die tiefsinnige Studie „über die anscheinende Absichtlichkeit im Leben des Einzelnen" vorangeschickt war; ein merkwürdiger Aufsatz handelte „über das Geistersehen und was damit zusammenhängt", die erste philosophische Behandlung dieses dunklen Gegenstandes seit Kants ‚Träumen eines Geistersehers'; endlich war eine sehr ausführliche Abhandlung vorhanden „über die Universitätsphilosophie", rücksichtlich deren er später, als Frauenstädt dieselbe „unerquicklich" nannte, mit vollem Recht sagte: „Sie ist durch die Darstellung, Lebendigkeit und Vehemenz sehr unterhaltend, ja, vielleicht die schönste Invektive, die seit Cicero in Verrem geschrieben worden. (Nur die Lumpe sind bescheiden.)" Der zweite Band enthielt die eigentlichen „Paralipomena" d. h. Zurückgebliebenes, mit dem Untertitel „Vereinzelte, jedoch systematisch geordnete Gedanken über vielerlei Gegenstände", in einunddreißig Kapitel geteilt, die zum Teil dieselben Überschriften

tragen, wie die Kapitel des zweiten Bandes der W. a. W. u. V. Als Titelmotto hatte er das uns schon aus den Manuskriptbüchern bekannte Motto gewählt: Vitam impendere vero.

Von den zehn Freiexemplaren auf Velinpapier, die er erhalten hatte, verteilte er sogleich sieben: eines erhielt die norwegische Sozietät der Wissenschaften, die übrigen die bisherigen Anhänger seiner Philosophie Dorguth, Frauenstädt, Becker, Dr. Emden, Dr. Mayer, von Doß.

Wenn er aber die ‚Parerga', wie er an Becker schrieb, als „opus novissimum im zwiefachen Sinn" d. h. als sein jüngstes und sein letztes Werk betrachtete, so fing er gleichwohl, fast unmittelbar nach ihrem Erscheinen, ein neues Manuskriptbuch in folioartigem Quart an, auf dessen erstem Blatte steht: „Dies Buch heißt Senilia. Angefangen in Frankfurt a. M. im April 1852".

Das hereinbrechende Greisenalter mahnte ihn zugleich daran, nach seinem litterarischen Testament auch sein bürgerliches abzufassen, obwohl sein körperlicher Zustand nichts zu wünschen übrig ließ. „Meine Gesundheit ist vortrefflich," schrieb er am 16. November 1850 an Frauenstädt, „und ich bin noch so rasch, als da ich Sie einst in Nacht, Schnee und Sturm spazieren schleppte." Die deutsche Revolution im Jahre 1848, die er in Frankfurt als Augenzeuge erlebt — auf der Sachsenhäuser Brücke, seiner Wohnung schräg gegenüber, war in den Septembertagen eine Barrikade errichtet, in sein Haus drang österreichisches Militär, um das Feuer auf die Barrikadenkämpfer zu eröffnen — hatte ihm den Gedanken eingegeben, zu Erben seines Vermögens die in den Kämpfen jener Zeit invalide gewordenen Soldaten und die Wittwen und Waisen der Gefallenen einzusetzen. Neben dem Mitleid für die Opfer jener aufgeregten Zeit war es auch persönliche Dankbarkeit, von der er für die Kämpfer der Ordnung erfüllt war. „Ich habe," schreibt er an Frauenstädt am 11. Juni 1848, „diese vier

Monate schrecklich leiden müssen, durch Angst und Sorge: alles Eigentum, ja der ganze gesetzliche Zustand bedroht! in meinem Alter wird man von dergleichen schwer afficiert, — den Stab, an dem man das ganze Leben zurückgelegt und dessen man sich wert bewiesen, wanken zu sehen!" Bald nachdem er mit dem — vom Dezember 1850 datierten — ‚Vorwort' die letzte Hand an die ‚Parerga' gelegt hatte, am 9. Dezember 1850, trat er mit seinem gothaer Jugendfreunde Carl John, der jetzt als Geheimer Hofrat und Redakteur der K. Preußischen Staatszeitung in Berlin lebte, in Briefwechsel, um, durch dessen Beihülfe, jenen Testaments-Gedanken in eine rechtsgültige Form zu kleiden. Das Ergebnis der mit John gepflogenen Erörterungen war, daß er in dem am 26. Juni 1852 vor Notar und Zeugen errichteten Testamente zu seinem Universalerben einsetzte „den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preußischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen". Für den Fall, daß dieser Fonds zur Zeit seines Todes nicht mehr existiere, substituierte er ihm das berliner Invalidenhaus. Mit Legaten bedachte er die einzigen noch lebenden, entfernten Anverwandten, drei Kinder eines Vetters und deren Mutter, sowie die bei ihm in Diensten stehende Haushälterin. Für seinen Hund setzte er ein Kapital von 200 Gulden zur Verpflegung „bis an sein natürliches Ende" aus. Seinen Freund Dr. juris Emden ernannte er zum Testamentsexekutor und vermachte ihm seine Bibliothek, alle Kunstwerke, Büsten, Bilder 2c., seine goldene Uhr und Brille 2c. Nur die ihn darstellenden Daguerrotypbilder sollte die frankfurter Stadtbibliothek erhalten. Ein schönes Zeugnis seines dankbaren Sinnes war endlich die Bestimmung, durch welche er dem

Dr. phil. J. Frauenstädt seine Brustnadel mit dem Smaragd und das Verlagsrecht aller ferneren Auflagen seiner Schriften vermachte, sowie alle wissenschaftlichen Manuskripte, alle mit Papier durchschossenen Handexemplare seiner Werke, auch alle Werke Kants und dessen Büste. Für den Fall, daß bei seinem Tode Frauenstädt nicht mehr lebe, substituierte er ihm den Dr. Emden. Auch über den Sarg („einen starken eichenhölzernen") und über seine dereinstige Grabstätte traf er genaue Bestimmung. Dr. Emden sollte eine solche auf ewige Zeit kaufen, und auf dem „4 bis 5 Fuß langen Grabstein aus Marmor oder noch besser aus Granit" sollte nur sein „Vor- und Zuname stehen, aber schlechterdings nichts weiter, kein Datum noch Jahreszahl, gar nichts, keine Silbe"[268]).

Der in dem Testament bedachte Hund war nicht mehr der oben (S. 197) erwähnte weiße Pudel. Dieser war im Winter 1849 gestorben, was Schopenhauer dem Freunde Frauenstädt (9. Dezember 1849) mit den Worten anzeigte: „Meinen teuren, lieben, großen, schönen Pudel habe ich verloren: er ist vor Altersschwäche gestorben, nicht ganz zehn Jahre alt. Hat mich inniglich betrübt und lange —". Ein brauner „Atma" war an seine Stelle getreten. Im Briefe an Frauenstädt vom 16. Oktober 1850 schreibt Schopenhauer über diesen (nachdem vorher von Herbart, Bohtz, Lotze und Waitz die Rede gewesen): „Viel wichtiger ist, daß mein brauner Pudel, jetzt siebzehn Monat alt, ganz so groß und genau so gewachsen ausfällt, wie der selige, den Sie gekannt haben, dabei aber der lebhafteste Hund ist, den ich jemals gesehen".

Die im Testament aufgeführten Daguerrotypbilder zeigen uns des Meisters Aussehen in diesen Jahren. Auf das obenerwähnte von 1842 folgt eines vom 22. August 1845, dann erst wieder eins am 11. Juni 1852, über welches er (6. August 1852) an Frauenstädt schrieb: „giebt meine Stirn und

Nase in höchster, nie wieder erreichbarer Vollkommenheit wieder; ist unschätzbar“[269]).

Die ersten Photographieen von sich ließ er noch im Jahre der Archerschen Erfindung machen; wie er Frauenstädt (30. Oktober 1851) meldet, waren es aber „schändliche Karrikaturen.“ Er fand indes, daß er auf der einen dieser Photographieen aussähe, wie Talleyrand, den er 1808 in Erfurt oft und bequem gesehen. Einige Tage, nachdem er diese Beobachtung gemacht, kam er an der Table d'hôte mit einem alten Engländer „in Konversation und Vertraulichkeit“, wobei dieser sagte: „Sir, soll ich Ihnen sagen, wem Sie ähnlich sehen? dem Talleyrand, den ich in jungen Jahren oft gesehen und gesprochen habe“.

Siebzehntes Kapitel.

Das Erscheinen der ‚Parerga und Paralipomena‘ bezeichnet einen entscheidenden Wendepunkt in Schopenhauers Verhältnis zu seinen Zeitgenossen. Hatten ihn bisher nur einige wenige als den „Philosophen des Jahrhunderts“ anerkannt, so sollte er an diesem Werke sein italiänisches Lieblingssprichwort bewährt finden „tempo è galant'huomo se nessun altro“: seine Zeit war gekommen.

Nun waren es nicht nur Dorguth und Frauenstädt, die für ihn eintraten (der erste durch ein eigenes Schriftchen ‚Vermischte Bemerkungen über die Philosophie Schopenhauers. Ein Brief an den Meister‘ (Magdeburg 1852), der zweite in einer Rezension der ‚Parerga‘ in den ‚Blättern für litterarische Unterhaltung‘ Nr. 9, vom März 1852): er erlebte vielmehr diesmal, zum erstenmal in seinem Leben, einen wirklichen Erfolg in der litterarischen Welt. Schon im Dezember 1851 erschien eine enthusiastische Besprechung der ‚Parerga‘, in den

von Feodor Wehl redigierten hamburger ‚Jahreszeiten‘ (Nr. 51, vom 17. Dezember). Karl Gutzkow brachte in seinen ‚Unterhaltungen am häuslichen Herd‘ (Nr. 5, vom Februar 1852) einen Artikel, unter der Überschrift „Ein Selbstdenker“, in welchem er auf die „überraschenden Parerga und Paralipomena“, als auf „eine Fundgrube anregender Gedanken“ hinwies[270]). Ein Gymnasiallehrer in Nordhausen, C. R. Kosack, übersandte dem Verfasser der Parerga im April 1852 eine Programmabhandlung „Beiträge zu einer systematischen Entwickelung der Geometrie aus der Anschauung“, welche ganz auf Schopenhauerscher Grundlage ruhte. Schopenhauer dankte ihm sofort (2. Mai 1852) für die „große Freude“, die er ihm gemacht. „Welche Befriedigung,“ schreibt er, „muß es mir nicht geben, die Grundsätze, welche ich schon 1813 veröffentlicht habe, jetzt endlich von einem Mathematiker anerkannt und durchgeführt zu sehen, und zwar auf eine so rationelle, wie originelle Weise[271]).

Auch ein frankfurter Blatt, die ‚Didaskalia, Feuilleton zum Frankfurter Journal‘ (vom 14. April 1852) beschäftigte sich mit dem bisher unbeachtet in den Mauern der freien Stadt lebenden Philosophen.

Gleichzeitig richten sich die Augen des Auslandes zum erstenmal auf den deutschen Denker: die Westminster and foreign quarterly Review vom 1. April 1852 enthielt S. 677—680 eine Rezension der ‚Parerga‘.

Welche Wirkung die ‚Parerga‘ und die durch sie vermittelte Bekanntschaft mit seinen übrigen Werken hervorgebracht, sollte ihm aber ebenso sehr als durch die im Druck erscheinenden Äußerungen durch Briefe und Besuche offenbar werden, zu denen sich von ihm ergriffene Leser getrieben fühlten. Als erster durch die ‚Parerga‘ geworbener Anhänger stellte sich ein der Dr. phil. Ernst Otto Lindner in Berlin, Redakteur der K. privilegierten (Vossischen) Zeitung, der ihm

brieflich seine Verehrung aussprach und gleichzeitig eine Schrift ‚über Meyerbeers Propheten' übersandte, wofür sich Schopenhauer (5. Januar 1852) bedankte. Im Sommer dieses Jahres stellte sich Lindner dem Meister auch persönlich vor und blieb mit ihm im fortdauernden Briefwechsel[272]). In der Lesegesellschaft des Bürgervereins begrüßte ihn „ein ältlicher, sehr litterarischer, ja halbgelehrter Kommis eines großen frankfurter Hauses", August Kilzer, um ihm „zu danken für alles, was er geschrieben habe[273])". Auf dem Kasino redete ihn der russische Gesandte, Baron Krüdener an, um ihm seinen Beifall über die ‚Parerga' auszudrücken. Der frankfurter Konrektor Conrad Schwenck besuchte ihn ebenfalls und sie „vertrugen sich sehr gut[274])". Auch ein ihm schon länger nahestehender Freund, Römer, war von den ‚Parergis' begeistert und sagte: es wäre ein Buch, daran man sein lebenlang zu lesen hätte. Im englischen Hof suchte ihn ein Dr. Oelsner-Monmerqué auf, der eine Anzeige der ‚Parerga' für das Journal des Débats abfassen wollte. Dieselbe scheint nicht erschienen zu sein, dagegen brachte im April 1853 die Westminster Review (S. 388—407) einen glänzenden Aufsatz, der denselben englischen Schriftsteller zum Verfasser hatte, der bereits ein Jahr vorher die ‚Parerga' rezensiert hatte. Der an die Parerga-Abhandlung ‚über die Universitätsphilosophie' anknüpfende Aufsatz war *„Iconoclasm in German Philosophy"* betitelt und sein Autor hieß John Oxenford[275]), bekannt als Übersetzer von Goethes ‚Dichtung und Wahrheit', die unter dem Titel *‚Goethes Autobiography'* 1848 erschienen war. Schopenhauer war auf diesen Aufsatz durch seinen Freund Dr. Emden aufmerksam gemacht worden, der ein kurzes Referat darüber zufällig im ‚Economist' entdeckt hatte. Als er nun, noch ohne des Artikels selbst habhaft geworden zu sein, dem Dr. Lindner davon Mitteilung machte, übersandte ihm dieser nicht nur das Heft der ‚Westminster Review',

sondern deutete auch an, daß er eine Übersetzung davon in der Vossischen Zeitung liefern wolle. Da schreibt Schopenhauer (9. Mai 1853): „Das ist eine rechte Herzensstärkung im Alter, wo die Freunde unserer Jugendzeit fast alle weggestorben sind, daß wir neue und junge Freunde finden, welche an Teilnahme und Eifer die ehemaligen übertreffen: und doppelt ist es so, wenn wir diese neuen Freunde nicht dem Zufall oder gemeinen Übereinstimmungen verdanken, sondern dem besten und edelsten Teil unseres Selbst. Ich bin so glücklich, einige solche junge Freunde mir erworben zu haben; aber unter allen sind Sie wenigstens der allerteste, indem Sie meine Wünsche erfüllen, ja, ihnen entgegenkommen, ehe ich es nur gedacht habe". Der Aufsatz erschien in Lindners deutscher Übersetzung, unter der Überschrift „Deutsche Philosophie im Auslande", bereits im Juni in der Vossischen Zeitung. Im Januar des folgenden Jahres eröffnete dann Frauenstädt seinen Band ‚Briefe über die Schopenhauersche Philosophie' (Leipzig 1854) mit einer Wiederholung des Oxenfordschen Aufsatzes in Lindners Übersetzung. Ebenso referierte darüber Joseph Lehmanns ‚Magazin für die Litteratur des Auslandes' (Berlin 1854. Nr. 106—108) unter dem Titel „A. Schopenhauer, ein in England gerühmter deutscher Philosoph".

Nun hörte auch wie mit einem Zauberschlage das „Ignorieren und Sekretieren" von Seiten der deutschen Philosophieprofessoren auf. Nur gegen dieses war Schopenhauer 1836, in der Einleitung zum ‚Willen in der Natur', und 1844, nachdem das Ignorieren seiner Leistungen das 25jährige Jubiläum gefeiert hatte, in der Vorrede zur 2. Auflage der W. a. W. u. V. aufgetreten: worauf Fortlage, wie wir oben (S. 202) gesehen, den Spieß umgedreht und erklärt hatte, weil die Philosophieprofessoren von Schopenhauer „gescholten" wären, hätten sie ein Anrecht erworben, ihn zu ignorieren

und sekretieren: so lange er in dieser Sprache fortfahre, habe er kein Recht auf Gehör! Nun, er hatte sich nicht beirren lassen und hatte sogar in seiner Abhandlung von der „Universitätsphilosophie“ über dem heimtückischen Gegner schonungslos die Geißel geschwungen. Jetzt aber, nachdem er durch die unbefangene Kritik des Auslandes und das Eintreten nicht zur Zunft gehörender, denkender Schriftsteller in Deutschland zur Berühmtheit gelangt war — da änderten die Philosophieprofessoren notgedrungen ihre Taktik. Jetzt handelte mit einemmale der Professor Johann Eduard Erdmann in Halle sehr ausführlich über Schopenhauer, im II. Teile seiner ‚Entwickelung der deutschen Spekulation seit Kant‘ (Leipzig 1853) § 40 (S. 381—412) und § 41 (S. 412—417). Er gab zugleich eine Biographie Schopenhauers, zu der er ihn selbst um die Daten gebeten hatte. Ja, er sprach (S. 384) von der „ungerechten Nichtbeachtung seiner Werke“ und sagte (S. 417): „Es hat etwas Tragisches, wenn man sieht, wie . . bis auf die jüngste Zeit Schopenhauer entweder völlig ignoriert oder mit einem wohlfeilen Kompliment abgefertigt, seine Lehre aber nirgends dargestellt wird[276].“ Auch Fortlages ‚Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant‘ (Leipzig 1852) hatte 16 Seiten über Schopenhauer gebracht. Und in J. H. Fichtes ‚Zeitschrift für Philosophie‘, einem Hauptorgan der Philosophieprofessoren, war nun plötzlich fast in jedem Hefte von dem längst für abgethan Gehaltenen die Rede. Allerdings suchte man ihn hier „möglichst schlecht zu machen“ (wie dies J. H. Fichte bereits in seinem Buche über „die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte“ [Leipzig 1850] gethan hatte): allein Schopenhauer[277] „beschwerte sich darüber nicht, weil ihn die Ursache freute und die Wirkung belustigte, als Erläuterung des Goetheschen Verses:

Es will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten:

Doch seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten."

Das bereits erwähnte, von Frauenstädt zusammengestellte Kompendium[278]) der Schopenhauerschen Philosophie in Briefform, zu welchem als Ergänzung eine besondere, ein Jahr vorher erschienene Schrift von ihm ‚Ästhetische Fragen' (Dessau 1853) gehörte, kam der von Börne bemerkten Eigenheit der Deutschen, lieber ein Buch über ein Buch, als das Buch zu lesen, auf das Bequemste entgegen: „Wenn irgend etwas es vermag," schrieb der Meister, „so muß Ihr Buch meiner Philosophie Bahn brechen".

Die Zeichen mehrten sich allerdings zusehends. Der geistreiche berliner Journalist Ernst Kossak schrieb in der ‚Berliner Montagszeitung' als begeisterter Verehrer Schopenhauers. Ein berliner Gymnasiallehrer, Dr. Pomtow, ließ eine Programmabhandlung erscheinen ‚Über die Immanenz des Willens in den Dingen und der Seele. Ein Versuch, die Frage: wie ist das Erkennen möglich? nach A. Schopenhauers Prinzipien zu lösen' (Berlin 1854). Der Gymnasialprofessor C. Schütz in Bielefeld übersandte mehrere von ihm aus dem Sanskrit übersetzte Werke zum 22. Februar 1854, indem er dazu schrieb: „wie mich ein Gefühl tiefster Ehrfurcht ergriff, als ich im Jahre 1823 als Jüngling Goethes erhabene Gestalt zum erstenmale vor mir sah, so wird mein Herz in gleicher Weise bewegt, indem ich es wage, einige Worte an Sie, den größten Denker, zu richten . . . Mögen Sie Ihren Geburtstag in voller Gesundheit feiern; möge Deutschland mehr und mehr zeigen, daß es nicht unwürdig ist, den größten Denker zu besitzen[279])!"

Im August dieses Jahres erhielt er den Besuch des Dr. phil. David Asher, Lehrer des Englischen an der Handelsschule in Leipzig, der bald darauf eine Schilderung dieser persönlichen Begegnung veröffentlichte[280]), und im folgenden

Jahre ein ‚Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Herrn Dr. A. Schopenhauer‘ (Leipzig 1855) erscheinen ließ. Schopenhauer dankte ihm für die Übersendung dieses Schreibens und blieb von nun an auch ferner im Briefwechsel mit Asher.

Der Ex-Prediger der deutschkatholischen Gemeinde in Hamburg, Georg Weigelt (geb. 1816), hielt daselbst philosophische Vorträge, die er unter dem Titel ‚Zur Geschichte der neueren Philosophie‘ (Hamburg 1854) veröffentlichte und Schopenhauern, der darin besonders berücksichtigt war, mit einem huldigenden Schreiben übersandte. Dasselbe enthält eine vorzüglich schöne Schilderung über den Eindruck, den er von Schopenhauers Werken empfangen, und stellte der Zukunft der Schopenhauerschen Philosophie das, seitdem längst buchstäblich eingetroffene, Horoskop. Er sagte[281]):

„Eben als ich mich an die Vorarbeiten zu meinen Vorträgen machte, sandte mir ein Buchhändler Ihre „Parerga und Paralipomena“ ... In wenigen Wochen hatte ich Ihre sämtlichen früheren Werke — oder vielmehr, dieselben hatten mich. Ein altes Vorurteil fiel nach dem anderen, immer sicherer ward mir der Boden, auf den ich zu stehen kam. Jetzt begreife ich, was einem wahrhaft frommen Christen seine Bibel wert ist. Was ich auch lese, alles treibt mich wieder hin zu Ihnen, ich muß alles auf Sie beziehen, immer fragen, wie das mit Ihrer großartigen Weltanschauung zusammenstimmt, alles, alles nach ihr bemessen ...

Wenn nicht große politische Ereignisse einseitig alles Denken und Streben in Anspruch nehmen, so ist sehr bald Ihre Zeit gekommen, früher, als Sie selbst das erwarteten. Zu deutlich kündigt sich das Ende der spekulativen Afterweisheit an, die trotz allen Eklats nicht weit über die Schule hat hinausdringen können. Wird aber auch wirklich durch den Lärm der Welt eine Zeitlang die Stimme der Philosophie übertönt, so muß deren zukünftige, neue Epoche notwendig mit Ihnen beginnen. Dies ist in jedem Fall so gewiß, als es gewiß ist, daß das Philosophieren an einen Wendepunkt gekommen ist. Auch wollte ich Ihnen eigentlich dies nicht sagen, weil Sie das selbst, und warum es so kommen muß,

am besten wissen und mit großartiger Zuversicht oft genug ausgesprochen haben. Aber das fühle ich vielleicht besser als Sie, daß Sie die Philosophie über die Grenzen der Schule weit hinaus ins Volk tragen werden. Ihre Werke werden einst in den Händen eines jeden Gebildeten sein. Wie aus denselben das augenblicklich durch die Kirche verhöhnte metaphysische Bedürfnis sich Befriedigung holen wird, so werden Sie zugleich zur Neubelebung des verdorbenen Geschmacks und ästhetischen Sinnes in hohem Maße beitragen. Sie werden nicht bloß Philosophen, Sie werden auch Dichter bilden, wie wir sie nötig haben. Ist doch in Ihren Werken mehr Poesie enthalten als in unserer ganzen belletristischen Tageslitteratur. Ich bin stolz darauf, daß ich Ihre Bedeutung für die Zukunft schwach erkenne und lebhaft fühle. Nehmen Sie die Erstlinge der Ehrfurcht und Bewunderung, die Ihnen die Nachwelt in reichem Maße zollen wird, freundlich von mir entgegen!" —

Leider ist die Antwort Schopenhauers an Weigelt bei einer Feuersbrunst in Hamburg vernichtet worden.

Schopenhauer sah sich nunmehr als das Haupt einer immer mehr wachsenden „Schule", wenn er diesen Ausdruck auch mehr im Scherze gebraucht, ebenso wie die Bezeichnung seiner Anhänger als „Evangelisten" und „Apostel". So schreibt er, als ihm Dorguths Tochter den im November 1854 erfolgten Tod dieses seines ältesten Anhängers gemeldet hatte, einige Zeit später an seinen jüngsten Anhänger von Doß: „Die Schule hat einen schmerzlichen Verlust erlitten: der Urevangelist Dorguth ist gestorben, 77 Jahre alt, an der Cholera . . . Sein letzter Brief an mich, sechs Tage vor seinem Tode, berichtet mir seine propagandistische Thätigkeit an einem neuen göttinger Privatdocenten: also treu bis ans Grab."

Achtzehntes Kapitel.

Das Jahr 1854, welches, wie wir gesehen, der Ausbreitung der Schopenhauerschen Lehre sich so günstig erwiesen,

brachte für Schopenhauer auch den greifbaren Beweis, daß seine Werke endlich durchzudringen anfingen: sein ‚Wille in der Natur' und sogar die vierzig Jahre alte Schrift ‚Über das Sehn und die Farben' waren plötzlich vergriffen. Während er sonst nur mit Mühe einen Verleger hatte finden können, kamen ihm diese jetzt entgegen, es ihm überlassend, das Honorar zu bestimmen. Den ‚Willen in der Natur' gab er der Joh. Christ. Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt, die vor vier Jahren die ‚Parerga' abgelehnt hatte: sie zahlte jetzt ein Honorar von 1 Karolin für den Bogen. Die „zweite, verbesserte und vermehrte", mit einer triumphierenden Vorrede ausgestattete Auflage erschien Ende September 1854 (XXIV und 135 Seiten in Oktav). Die zweite verbesserte und vermehrte Auflage von ‚Sehn und Farben', ebenfalls mit einer interessanten Vorrede, erschien bei dem alten Verleger Hartknoch, im Dezember 1854 (X und 86 Seiten in Oktav). Schopenhauer hatte ihm die Wahl gelassen, ob er 750 Exemplare zu 2 Dukaten für den Bogen, oder 1050 Exemplare zu 3 Dukaten drucken wolle: sofort hatte der Verleger das letztere vorgezogen.

Die neue Auflage der Schrift ‚Über das Sehn und die Farben' wurde von der deutschen Naturforschung alsbald einer ganz besonderen Beachtung und Anerkennung gewürdigt. Einer ihrer namhaftesten Vertreter, Hermann Helmholtz, Professor der Physiologie in Königsberg, hielt daselbst am 27. Februar 1855 einen Vortrag, zum Besten des Kant-Denkmals ‚Über das Sehen des Menschen', in welchem er die Lehre von der Intellektualität der Anschauung ausführlich darlegte. Wir haben oben (S. 207) gesehen, daß Schopenhauer diese Lehre bereits 1813 in der ersten Auflage des ‚Satzes vom Grunde' aufgestellt hatte, wo er S. 54f. auseinandersetzte, daß es ohne Anwendung des Verstandes bei der bloßen Empfindung bliebe und keine Anschauung von

Objekten zustande käme, diese käme vielmehr nur zustande durch unbewußte Verstandesschlüsse; wo er ferner Kants Beweis für die Apriorität des Kausalitätsgesetzes als falsch nachwies und seinerseits einen ganz neuen Beweis gab. Nachdem er dann 1816 in der ersten Auflage der Schrift ‚Über das Sehn' die Sache gründlicher dargestellt hatte (und daran 1818 in der ersten, 1844 in der zweiten Auflage der W. a. W. u. V. erinnert), hatte er endlich 1847 in der zweiten Auflage des ‚Satzes vom Grunde' die ausführlichste Darstellung des Gegenstandes gegeben, auf die er dann in der zweiten Auflage der Schrift ‚Über das Sehn' den Leser verwies. Obwohl nun aber der Vortrag Helmholtzens die Schopenhauersche ganz neue, von der Kantischen fundamental verschiedene Lehre bis ins Einzelne genau reproduciert, hat der Vortragende den Namen des Entdeckers dieser Lehre nicht genannt. Er sagt nur da, wo er den, von Schopenhauer aufgefundenen (und an die Stelle des von ihm als falsch nachgewiesenen Kantischen gesetzten) Beweis für die Apriorität des Kausalitätsgesetzes einführt: „Also Kants Ideen leben noch und entfalten sich immer reicher."

Helmholtz ließ diesen Vortrag noch im selben Jahre im Druck erscheinen (Leipzig, Voß, 1855), und er fiel alsbald dem Dr. med. A. Mayer in die Hand, der ihn dann an Becker mitteilte. Dieser lenkte Schopenhauers Aufmerksamkeit auf die Schrift, indem er ihm — in einem Briefe vom 10. Januar 1856 — ausführliche Auszüge aus derselben mitteilte und ihm dabei anheimgab, ob er nicht gegen Helmholtz das „ubi rem meam invenio, ibi vindico" ausüben wolle. Schopenhauer konstatierte in seiner Antwort an Becker vom 20. Januar[282]), daß aus den Auszügen aus Helmholtz' Schrift „deutlich und sicher hervorgeht, daß er mich ausgeschrieben hat". Einige Tage nach Empfang des Beckerschen Briefes, bei Übersendung desselben an Frauenstädt, schreibt

er ferner: „Aus Beckers Brief werden Sie ersehen, daß Helmholtz mich abschreibt, ohne mich zu nennen, und Kanten zuschreibt, was mir gehört“[283]). Gegen ein zufälliges Zusammentreffen des Physikers mit dem Philosophen würde allerdings sprechen, daß Helmholtz selbst sich auf Kant und die Entfaltungen der Kantischen Ideen beruft. Bei Kant war die Lehre aber garnicht zu finden, sondern eben nur bei seinem Schüler. Übrigens begnügte sich Schopenhauer mit jenen Beckerschen Auszügen aus der Helmholtzschen Schrift, hat diese selbst aber überhaupt nicht gelesen, denn er schreibt an Becker einige Jahre später (1. Oktober 1858), als Verhandlungen mit Brockhaus über eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke schwebten: Becker möge ihm den Titel des Buches von Helmholtz notieren, über dessen „Plagiat“ er einmal berichtet habe, da er bei Gelegenheit der Gesamtauflage auf die Sache zurückkommen wolle[284]). Gelesen hat er dagegen eine frühere Schrift Helmholtzens, auf die ihn Frauenstädt im Mai 1854 aufmerksam gemacht hatte. Es war der populär-wissenschaftliche Vortrag ‚Über die Wechselwirkung der Naturkräfte‘ (Königsberg 1854). Schopenhauer ließ sich dieselbe verschreiben und äußerte zu Frauenstädt, der Vater des Verfassers sei „wahrscheinlich sein guter Freund gewesen“, nämlich sein berliner Studiengenosse dieses Namens. Später sprach er sich im Brief an Frauenstädt vom 6. Juni 1856 über den Inhalt der Schrift ungünstig aus und ebenso, in dem schon zitierten Brief an Becker vom 20. Januar 1856, wo er auch Helmholtzens (in der ‚Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur vom Mai 1853 erschienenen) Aufsatz ‚Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten‘ bespricht.

Während Helmholtz nur das erste Kapitel der neuen Auflage der Schrift ‚Über das Sehn und die Farben‘ in seiner Weise anerkennend verwertet hat, so gab das zweite Kapitel den Anstoß zu einer neuen Bewegung, die Goethesche

Farbenlehre wieder in Betrachtung zu nehmen. Als besonderer Verfechter Goethes trat Dr. F. Graevell in Berlin auf, in einer Schrift ‚Goethe im Recht gegen Newton‘ (Berlin 1857), er setzte sich alsbald auch mit Schopenhauer in Beziehung. Ein aufmunternder Brief Schopenhauers an Graevell ist erhalten[285]). Auch Dr. Clemens in Frankfurt bekannte sich im ‚Archiv für physiologische Pathologie‘ zu der durch Schopenhauer korrigierten Farbenlehre Goethes. Das letzte Wort über Schopenhauers Farbenlehre wurde freilich, wie oben (S. 108) angeführt, erst mehr als ein Jahrzehnt später gesprochen.

Wie die deutsche empirische Wissenschaft sich jetzt erst auf Schopenhauer zu besinnen anfing, so erlebte er nun auch die Huldigung der deutschen Musik. Im Dezember 1854 übersandte ihm Richard Wagner, der kurz zuvor in Zürich die Bekanntschaft mit Schopenhauers Werken gemacht hatte, seinen als Manuskript gedruckten ‚Ring der Nibelungen‘, mit der handschriftlichen Widmung „aus Verehrung und Dankbarkeit“. Leider schloß sich ein Briefwechsel zwischen den beiden großen Männern nicht daran, da Schopenhauer von Wagners Tonwerken nur den ‚Fliegenden Holländer‘ — und diesen vermutlich in ungenügender Ausführung — gehört hatte, zudem aber von vornherein als besonderer Verehrer Rossinis dessen Abneigung gegen die Wagnersche Musik teilte. Zu Herrn von Hornstein sagte er später von Wagner: „Der Kerl ist ein Dichter, aber kein Musiker“[286]).

Im Winter 1854/55 interessierten ihn die Vorträge und Experimente, in denen Regazzoni aus Bergamo die neuesten Entdeckungen des animalischen Magnetismus in Frankfurt vorführte. Er wurde auch persönlich mit dem von einer Anzahl frankfurter Ärzte angefeindeten Magnetiseur bekannt und schrieb ihm ein „Zeugnis in sein Album, klar und französisch“[287]). Bei den später von dem Franzosen Brunet de

Balan in Frankfurt vorgeführten hypnotischen Experimenten wirkte Schopenhauer sogar selbst mit, worüber er an Frauenstädt ergötzlich berichtet. Brunet behandelte auch Schopenhauers immer tauber werdendes linkes Ohr durch Magnetismus, jedoch ohne Erfolg.

Um diese Zeit wurde Schopenhauers Name auch in Frankreich bekannt. Nachdem das ‚Athenaeum français' vom 3. Juni 1854 eine Rezension der Frauenstädtschen ‚Briefe' gebracht hatte[288]), besprach der Professor Bartholomeß in seinem Buche ‚Histoire critique des doctrines réligieuses de la philosophie moderne' (Strassbourg 1855) ausführlich die Schopenhauersche Philosophie. Bartholomeß war Korrespondent des Institut de France und zugleich Mitglied der berliner Akademie, deren Geschichte er geschrieben. (‚Histoire philosophique de l'Académie de Prusse depuis Leibniz.' Paris 1850, 1851.) Schopenhauer schreibt an Frauenstädt (24 November 1855):

„Das Buch von Bartholomeß habe ich gesehen und die von mir handelnden 26 Seiten gelesen. . . . Alle diese Gildenmenschen, Professoren und Akademiker, sehen auf mich mit dem Groll, mit welchem, zu allen Zeiten ihres Gleichen auf meines Gleichen gesehen haben. Ebenso dieser, der aber trotzig und verzagt, es nicht wagt, mich eigentlich schlecht zu machen, jedoch thut, was er kann, mich zu verkleinern. . . . Dabei ist er bemüht, meine Person ins Spiel zu bringen, teils um pikant zu sein, teils weil im Moralischen mehr Homogeneität mit den Erdensöhnen zu hoffen ist. Da erzählt er von meinem persönlichen Betragen in Rom und Neapel, d. h. im Jahre 1818/19, wo er wohl noch in der Wiege lag! und woher will er Das wissen? Es ist reines Phantasiestück."

Im folgenden Jahre plauderte der Kritiker der ‚Revue des deux mondes', St. René Taillandier, in einem Sammelartikel „L'Allemagne littéraire" auch über Schopenhauer (‚Revue des deux mondes. 1. août 1856, S. 471, 474—478). Im Dezember desselben Jahres erschien in der ‚Revue

française' die erste französische Übersetzung aus Schopenhauers Schriften: es war unter der Überschrift „Philosophie de la magie", eine Bearbeitung des bezüglichen Kapitels im ‚Willen in der Natur', sie rührte von Alexander Weil her; freilich konnte Schopenhauer sie nicht loben.

Ein französischer Maler war es auch, dem wir das erste Ölporträt des nunmehr an der Schwelle des Greisenalters stehenden Philosophen verdanken. Er hieß Jules Lunteschütz[289]), der in Besançon geboren, seit den fünfziger Jahren zur französischen Kolonie in Frankfurt gehörte. Er hatte kürzlich die Pariser Ausstellung mit einem großen Bilde ‚Venus und Cupido' beschickt und wollte nun den Verfasser der ‚Metaphysik der Liebe' malen, den er im Englischen Hof kennen gelernt hatte. Schopenhauer entsprach gern seiner Bitte, ihm Sitzungen zu gewähren. Im August 1855 war das Bild fertig und wurde von einem gerade damals Schopenhauer besuchenden märkischen Verehrer, dem Gutsbesitzer C. F. Wiesike auf Plauerhof erworben[290]). Indessen war Schopenhauer mit dem Bilde nicht vollkommen zufrieden: er schreibt (23. Dezember 1855) an Frauenstädt, als dieser, der das Bild auf der berliner Ausstellung gesehen hatte, äußerte: Schopenhauer müsse sich, seit er ihn zuletzt gesehen, bedeutend verändert haben: — „Mein Aussehen hat sich nicht sehr verändert seit 1847; sondern ich, Emden, Kilzer, Gwinner und meine Magd, sind darüber einig, daß das Bild von Lunteschütz nicht die eigentliche Ähnlichkeit hat, — sondern so ein faux air: daher das große Publikum und alle Übrigen hieselbst es sehr ähnlich finden."

Den in diesem Briefe an dritter Stelle Genannten, Wilhelm Gwinner, hatte Schopenhauer im April 1854 kennen gelernt, als der beim frankfurter Stadtgericht angestellte junge Mann, ein Sohn des regierenden Senators der freien Stadt, Ph. Fr. Gwinner, ihn aufsuchte[291]). Obwohl der

junge Gwinner keineswegs sich als Anhänger der Philosophie Schopenhauers bekannte, sondern in ihm nur, wie Gutzkow, den „anregenden“ großen Schriftsteller sah und sich seinerseits vielmehr zu Schleiermacher und Baader hingezogen fühlte: blieb er doch in dauerndem persönlichen Verkehr mit Schopenhauer, dem es jedenfalls angenehm war, zu einem Angehörigen der frankfurter Aristokratie in guten Beziehungen zu stehen.

Mit dem Maler Lunteschütz war Schopenhauer inzwischen auch in ein persönliches freundschaftliches Verhältnis getreten und tafelte oft mit ihm im Englischen Hof. Ein dritter im Bunde war der Königlich Preußische Geheime Oberregierungsrat Crüger, der sich um diese Zeit länger in Frankfurt aufhielt, von wo er nach Paris ging. Dort besorgte er für Schopenhauer auf dessen Wunsch eine tibetanische bronzene Buddha-Statuette. Crüger beauftragte auch (im Mai 1856) einen jüngeren Maler in Frankfurt, Julius Hamel, für ihn ein Ölbild Schopenhauers in halber Lebensgröße zu malen. Das Bild wurde auch fertig, Schopenhauer erklärte es jedoch für eine Karrikatur, er sähe darauf aus wie ein Dorfschulze. Es scheint, daß Crüger nun das Bild, obwohl es ihm besser gefiel, nicht abgenommen hat: jedenfalls zeigte mir der Bildhauer Schierholz (im Jahre 1888) ein im Lokal der frankfurter Künstlergesellschaft aufgehängtes Ölportrait Schopenhauers von Hamel, welches durch die von der Lunteschützenschen sehr abweichenden Auffassung immerhin interessant ist[291a]).

Als der Geheimrat Crüger später an die Regierung in Merseburg versetzt worden war, kam er mit seinem verehrten Tischgenossen in freundschaftlichen Briefwechsel, der damit begann, daß Crüger an Schopenhauer ein Exemplar der ‚Kritik der praktischen Vernunft‘ mit Kants eigenhändigen Randglossen übersandte, als Gegengabe für Schopenhauers Hauptwerk, Satz vom Grunde und Farbenlehre. Weniger philosophisch

ist der sonstige Inhalt des Briefwechsels[292]): Crüger hatte besonderes Wohlgefallen an Schopenhauers Schnupftabaksorte gefunden und bat um Überlassung einer Quantität, wozu sich dieser gern bereit erklärte.

In diesen Jahren knüpften sich auch noch andere persönliche Beziehungen zu neuen Anhängern. So kam, im Sommer 1855, der Maler und Akademieprofessor J. K. Bähr, ferner im September, durch Richard Wagner ihm zugeführt, der Komponist Robert von Hornstein, der dem Meister unter anderem erzählte, daß der Dichter Herwegh in Zürich zum Schopenhauerianer geworden und sich jetzt auf das Studium des Buddhaismus geworfen habe. Schopenhauer ward diesem jungen Künstler sehr gewogen, und hat mit ihm, der in jedem der nächsten Jahre mehrere Monate in Frankfurt zubrachte, vertraulichen Umgang gepflogen. Herr von Hornstein hat später, wie schon erwähnt, seine Erinnerungen an diesen Verkehr in anziehender Weise veröffentlicht.

Mit dem Pfarrer Grimm zu Kloppenheim bei Wiesbaden hatte sich, seit Juli 1855, ein freundlicher Briefwechsel[293]) angesponnen. Grimm sprach seine Verehrung auch in mehreren Epigrammen auf den Meister aus, die im ‚Frankfurter Museum' gedruckt erschienen. Eines derselben lautet:

Wollt in sein Herz ihr blicken, so wisset: der sanfte Petrarka
Ist der Dichter, der ihm Freund ist und Liebling zugleich.

Im April 1856 sprach der Sohn des ebengenannten Bähr, stud. jur. Carl Bähr bei Schopenhauer vor und teilte ihm mit, daß er die Lösung der soeben von der leipziger philosophischen Fakultät ausgeschriebenen Preisaufgabe: ‚Darlegung und Kritik der Schopenhauerschen Philosophie' unternommen habe. Der Vater Bähr kam im Juli noch einmal. Bei diesem Besuche wollte er „der Reliquie wegen" seine russische silberne Schnupftabaksdose gegen Schopenhauers alte abgenutzte Lederdose austauschen, was dieser aber abschlug[294]).

Im August besuchte ihn der Gymnasiallehrer Dr. phil. Julius Bahnsen aus Altona, mit dem er auch einige Briefe gewechselt hat[295]), und der sich in der Folge auch durch Schriften zur Schopenhauerschen Philosophie hervorthat.

Zur Michaelismesse 1856 machte Schopenhauer eine Bekanntschaft, „nach der er sich ein ganzes Leben lang gesehnt", nämlich mit einem lebenden Orang-Utang. Wie er an Karl Bähr erzählte, sah er, als er bei ihm eintrat, „einen der eben gefüttert wird und der wie ein Mensch mit dem Löffel zum Munde fährt, und wie ich näher komme — umarmt er mich! O, ich kannte den Orang-Utang aus hundert Abbildungen und hatte ihn ausgestopft gesehen. Glauben Sie mir, der Orang-Utang erkennt im Menschen seinen edleren Anverwandten." W. Gwinner berichtet, daß er diesen Affen „den mutmaßlichen Stammvater unseres Geschlechts" genannt und fast täglich besucht habe[296]).

Frauenstädt hatte mittlerweile wieder zwei Bücher herausgegeben, in welchen er fortfuhr, die Schopenhauersche Philosophie zu popularisieren. Das erste ‚Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie' (Leipzig 1855) fand Schopenhauer „im Ganzen recht gut, besonders zeitgemäß und geeignet, dem größeren Publiko den rechten Gesichtspunkt für diese Dinge zu geben"; das zweite ‚Über den Materialismus, seine Wahrheit und seinen Irrtum' (Leipzig 1856) scheint ihn noch mehr befriedigt zu haben. „Es hat sogar meine Erwartungen übertroffen. Ich sehe mit Freude, daß Sie an Einsicht, Klarheit und Kenntnis noch immer zunehmen ... Meine Philosophie erscheint dabei in höchst vorteilhaftem Licht, als die einzige Retterin vor dem Abgrund des Materialismus" (Brief vom 6. Juni 1856). Zu tadeln hatte er jedoch gefunden, daß Frauenstädt den Materialisten im Punkte der Moral Konzessionen gemacht habe, während der Materialismus wesentlich unmoralisch

sei. Als sich nun Frauenstädt einige Zeit später auf einen Aufsatz des Universitätsdocenten Jürgen Bona Meyer „über die sensualistische Moral" (in J. H. Fichtes ‚Zeitschrift für Philosophie') berief, der ihm in seiner Ansicht von der materialistischen Moral beistimme: schrieb Schopenhauer an Frauenstädt, in einem übrigens durchaus freundschaftlichen Briefe (vom 31. Oktober 1856), nachdem er die Meyersche Ausführung ad absurdum geführt hatte: „schämen müssen Sie sich, von einem solchen Burschen gelobt zu sein, weil Sie mit ihm in Ein Horn gestoßen haben bei der Entschuldigung der Moral des Materialisten ... Möge es nie dahin kommen, daß ich sagen müßte, was Voltaire dem Spinoza in den Mund legt:

‚j'ai de plats écoliers et de mauvais critiques.'

Also schwören Sie ab dem Teufel, d. i. der materialistischen Moral oder der Toleranz gegen eine solche, und lassen Sie es bei dem Einen lapsus bewenden ... ‚Wohl gebrüllt, Löwe'." Frauenstädt erwiderte auf diesen Brief indes in gereiztem Tone und ließ sich sogar zu der taktlosen Äußerung hinreißen: Schopenhauer würde sich „sein Brüllen erspart" haben, wenn er ihn und Meyer nur richtig verstanden und ihren Behauptungen nicht einen ganz falschen Sinn untergelegt hätte, seine Heftigkeit verhindere ihn zu lesen, was dastehe u. s. w.[297]) Auf diesen Brief seines Schülers brach der Meister die Korrespondenz ab. Wenn er ihm aber auch während dreier Jahre nicht wieder schrieb, so wissen wir doch aus den ‚Erinnerungen' von Hornsteins, daß er auch während dieser Zeit stets mit großer Anerkennung von Frauenstädt gesprochen hat.

Zu seinem 69. Geburtstage empfing er wie alljährlich die Gratulation seines treuesten Anhängers Adam von Doß; Dr. Bahnsen übersandte einen Aufsatz ‚Schopenhauers Urteil über den Bildungswert der Mathematik' „expreß im 21. Februarstück der Schulzeitung für Holstein, Schleswig und Lauenburg gedruckt[298])"; Dr. Asher widmete ihm „ein

schönes und glorioses Gedicht". In seinem Dankschreiben an den Letztgenannten erwähnt er: „noch ein anderes recht gutes Gedicht habe ich an meinem Geburtstage, nebst einem prachtvollen Blumenstrauß (im Februar) erhalten, von unbekannter Hand". Bald darauf erfuhr er, durch den Maler Luntesschütz, wer dieser Spender gewesen, und ließ ihn nun zu einem Besuche einladen. Es war ein junger Frankfurter, G. C. Beck (später Stadtrat daselbst), der durch Georg Friedrich Daumer, den genialen Verdeutscher des Hafis, auf die W. a. W. u. V. hingeführt war. Er folgte alsbald der Einladung und hat von nun an in besonders freundlichem Verkehr mit dem Meister gestanden. Bei Becks erstem Besuch fragte er Schopenhauern auch, ob kein Bild aus dessen Jugendzeit vorhanden sei. „Ich besitze ein solches", erwiderte dieser fast geheimnisvoll, „aber ich zeige es ungern, habe es überhaupt nur Wenigen gezeigt". Als Beck einwarf, daß er dann nicht so unbescheiden sein wolle und es zu sehen verlangen, sagte Schopenhauer: „Ihnen zeige ich es". Er brachte nun ein kleines, sehr schön gemaltes Porträt herbei und beobachtete den Eindruck, den es auf den Beschauer machte. „Sie sind frappiert, sind frappiert! Ich weiß auch den Grund, die roten Haare stören Sie". „Allerdings", sagte Beck, „da ich Sie nur in weißem Haar kenne". „Ich habe niemals rote Haare gehabt, niemals", rief er beinahe heftig, „ich hatte ein eigentümlich blondes Haar, welches der Maler nur durch ein rotes Untermalen herstellen konnte. Nun hatte ich das Bild, während meines Aufenthaltes in Dresden, am Fenster hängen, durch welches die grellen Sonnenstrahlen fortwährend auf das Bild wirkten und zuletzt die obere Lasur gänzlich wegleckten, so daß nur das Rot übrig blieb. Das Bild wird auf die Nachwelt kommen, um nun dem Irrtum vorzubeugen, als hätte ich rote Haare gehabt, habe ich auf die Hinterseite des Bildes, wie Sie sehen, in latei-

nischer, deutscher, französischer, englischer und italiänischer Sprache geschrieben: ‚Ich habe niemals rote Haare gehabt'[299])".

Während sich Schopenhauer seit 1832, wie er in seinen Briefen oft hervorhebt, einer vorzüglichen Gesundheit — bis auf die zunehmende Taubheit des linken Ohres — erfreut hatte, traf ihn im März 1857 ein bedenklicher Zufall. Er wurde bei Tische von einer Ohnmacht ergriffen und stürzte dabei zu Boden. Doch erholte er sich bald wieder, und der Anfall ließ auch keinerlei üble Folgen zurück. Bald darauf (23. März) sandte ihm sein alter Jugendfreund Bunsen von Heidelberg aus durch seinen Sohn Theodor das liebenswürdige, schon oben (S. 65) citierte Schreiben, dessen Eingang lautete: „Eine mir in diesen Tagen durch Kuno Fischer zugekommene Nachricht von einem Ihnen, mein verehrter und unvergessener Freund, zugestoßenen Unfalle war glücklicherweise mit der Kunde Ihrer vollkommenen Herstellung verbunden. Doch bin ich sehr begierig zu hören, wie es Ihnen geht". Im Verlaufe des Briefes fragt Bunsen an, ob er den Jugendfreund nicht einmal aufsuchen könne? Da Schopenhauer dies dem Sohne seines Freundes gegenüber natürlich freundlich bejahte, so fand sich Bunsen noch im selben Jahre in Frankfurt ein, indessen scheint das Wiedersehen ähnlich ausgefallen zu sein, wie bei der obenerwähnten späten Zusammenkunft mit Anthime Grégoire. Gleichwohl hat Schopenhauer die Artigkeit gehabt, als Bunsen um die Wende der Jahre 1857 und 1858 in den Freiherrnstand erhoben wurde, ihm dazu seinen Glückwunsch auszusprechen[300]).

Wie Richard Wagner und sein Anhänger Robert von Hornstein als die ersten Musiker sich zu Schopenhauer bekannt haben, so empfing er, im Mai 1857, auch den Huldigungsbesuch des ersten Dichters. Es war Friedrich Hebbel. Dieser hatte erst kurz zuvor die Bekanntschaft mit den ‚Parergis' gemacht, wie er dies seinem Freunde Emil Kuh (29. März 1857) mitteilt[301]):

„Ich lese jetzt einen außerordentlich merkwürdigen Schriftsteller, den Philosophen Schopenhauer, und schäme mich, ihn nicht früher kennen gelernt zu haben, ja, ich würde es kaum begreifen, wenn nicht seine eigenen bitteren Beschwerden über absichtliches und gänzliches Ignoriertwerden abseiten der Sekten und Parteien des Tags das Faktum einigermaßen erklärten und zugleich entschuldigten. Er kam mir auch diesmal rein zufällig in die Hand . . . Ich war nicht wenig erstaunt, einen der vornehmsten Geister unserer Litteratur in ihm begrüßen zu müssen. Wenn die erste Stelle, die man bei einem unbekannten Autor liest, nachstehendermaßen lautet: ‚ich habe die Menschheit manches gelehrt, was sie nie vergessen darf; darum werden meine Schriften nicht untergehen‘ — und wenn man trotz momentanen Stutzens noch vor Abend ausruft: der Mann hat ganz Recht! — so will das gewiß etwas heißen.“

Als er nun, fünf Wochen später, nach Frankfurt kam, begrüßte er Schopenhauer auch persönlich, und berichtete (am 6. Mai, von Weimar aus) seiner Gattin über den Besuch:

„Am Montag (4.) suchte ich den Dr. Jordan auf, der in seinem Demiurgos die begeisterten Verse an mich dichtete, und dieser ließ mich nicht wieder los . . . . Er und ich gingen auch miteinander zu Schopenhauer. Ich wäre lieber allein gegangen, aber er kannte den Philosophen auch noch nicht und ich konnte sein Anerbieten, mich zu begleiten, nicht ablehnen, obgleich es sich hier um ein vis-à-vis handelte. Schopenhauer ist als grob und unzugänglich verrufen, wie ich es selbst bin. Das erfuhr ich schon in Berlin, und Jordan bestätigte es mir nicht nur, sondern warnte mich auch. Doch ich wußte aus eigener Erfahrung zu gut, welches Gesindel dergleichen Gerüchte in Umlauf bringt, um mich abschrecken zu lassen; es sind jene hohlen Gesellen, die dem Mann von Geist ebenso gut ihre ausgestopften Kleider schicken könnten und die, wenn er ihnen endlich die Thür weist, weil er vergebens irgend eine Lebensäußerung von ihnen erwartet hat, den Grund natürlich nicht in sich selbst, sondern in ihm suchen. Ich fand einen äußerst jovialen alten Herrn, der meinte, er sei mit einem Menschen zu vergleichen, der sich auf dem Theater hinter den

Kulissen versäumt habe und, nun der Vorhang aufgehe, ängstlich und beschämt davon laufe; die Komödie meines Rufes fängt an — setzte er hinzu — was will der Graukopf noch dabei? Wir würden ohne Frage Freunde werden, wenn ich in Frankfurt lebte, diesmal wollte ich bloß eine Pflicht erfüllen, denn für einen Mann, der zu schreiben begann, als ich geboren wurde, bin ich der Herold der Nachwelt."

Der Ohrenzeuge bei Hebbels Besuch, Dr. Jordan, hat später die von dem Dichter berichteten Worte Schopenhauers noch umständlicher wiedergegeben. Nachdem Hebbel seiner Bewunderung der Werke Schopenhauers Ausdruck gegeben, habe er damit geschlossen, daß er zu dem weiten Umweg über Frankfurt nur bewogen sei, um den großen Genius von Angesicht zu begrüßen, „welcher eben jetzt den zwar späten, aber desto glanzvolleren Sonnenaufgang seines Ruhmes erleben darf". Hierauf hätte Schopenhauer erwidert: „Mit meinem Ruhm ist das ein eigen Ding. Als dramatischer Dichter besuchen Sie gewiß oft das Theater. Da wird es vielleicht auch in Ihrer Gegenwart einmal vorgekommen sein, daß der Lampenputzer noch nicht ganz fertig war mit dem Anzünden der Podiumlichter, als schon der Vorhang in die Höhe ging. Unter lautem Gelächter und Geklatsche des verehrungswürdigen Publici raffte sich dann der überraschte Aufklärungsbesorger in komischer Hast auf, um so schnell als möglich hinter den Kulissen zu verschwinden. Sehen Sie — gerade so bin ich auf der Bühne für tragische Possen, welche man die Welt nennt, in zufälliger Verspätung noch anwesend, während die Komödie meines Ruhmes aufgeführt wird."

Das gesperrt Gedruckte sind Stichworte, die sich Dr. Jordan bald nach der Abreise Hebbels niedergeschrieben hat[302]).

Im Sommer dieses Jahres wurden die ersten Universitätskollegien über die Schopenhauersche Philosophie gelesen: in Bonn las der katholische Professor Knoodt über dieselbe, in

Breslau der Privatdozent G. W. Körber. Ein darüber erfreuter Brief Schopenhauers an den Letzteren ist erhalten[303]).

Inzwischen verkündete die leipziger Fakultät das Ergebnis ihres Preisausschreibens, den Preis erhielt der Studiosus der Philosophie Rudolf Seydel, das Accessit der Studiosus juris Carl Bähr. Beide Preisschriften erschienen im Druck, zuerst die Bährsche, unter dem Titel ‚Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet von C. G. Bähr' (Dresden 1857). Auf die Übersendung des Buches an den Meister dankte dieser dem Verfasser für die „vortreffliche Schrift" und blieb von nun an in dauerndem Briefwechsel mit ihm. Einige Monate nach Bährs nicht gekrönter Preisschrift erschien auch die gekrönte: ‚Schopenhauers philosophisches System, dargestellt und beurteilt von Rudolf Seydel' (Leipzig 1857). Sie ging besonders darauf aus, Schopenhauern Widersprüche nachzuweisen, wie dies schon vorher ein junger heidelberger Privatdozent Dr. Adolf Cornill in seiner Schrift ‚Arthur Schopenhauer als Übergangsformation(!) von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung dargestellt' (Heidelberg 1856) gethan hatte. Schopenhauer äußerte[304]): die Fakultät, die die Seydelsche Schrift krönte und Bähr mit dem Accesit abfand, habe die Rolle der Mutter gespielt, der Hamlet die beiden Bilder vorhält —

„Sehet hier auf dies Gemälde und auf dies" u. s. w.

Neunzehntes Kapitel.

Am 22. Februar 1858 beging Schopenhauer, in völliger geistiger und physischer Rüstigkeit, seinen siebzigsten Geburtstag. Eine besondere Freude machte ihm zu demselben der Gutsbesitzer Wiesike, indem er ihm als Ehrengeschenk einen

mächtigen silbernen Pokal darbrachte, darauf Schopenhauers Name „und ein hoher Spruch zum Lobe der Wahrheit und ihrer Kraft“ [305]). Auf einem das Geschenk begleitenden Blatte stand:

Dem unerschrockenen Wahrheitsforscher,
dem Weltweisen,
zu seinem siebenzigjährigen Geburtstage,
den 22. Februar 1858
von einem dankbaren Verehrer
C. F. Wiesike.

Von den uns schon bekannten übrigen Anhängern stellten sich die nicht in Frankfurt wohnenden mit Glückwunschschreiben ein: A. von Doß, Carl Bähr, Asher, Bahnsen, Lindner (der einen des Tages gedenkenden, von ihm verfaßten Artikel der Vossischen Zeitung übersandte). Nur Frauenstädt, der einst der erste gewesen war, der ihm zum Geburtstag gratuliert — 1849: „Ihre Aufmerksamkeit, an meinen Geburtstag zu denken, hat mich ungemein gerührt; da Sie wohl der Einzige sind, der daran gedacht hat“ — er fehlte diesmal. Indessen hatte er eine ausführliche Biographie des von ihm, trotz der entstandenen Differenz, gleich hochgehaltenen Meisters verfaßt, die am 22. Februar in der leipziger ‚Illustrierten Zeitung‘ zu Schopenhauers Porträt erscheinen sollte. Obwohl aber die photographische Aufnahme, nach der der Holzschneider zu arbeiten hatte, bereits zu Anfang Februar im Auftrage der Redaktion in Frankfurt ausgeführt war, verzögerte sich die Fertigstellung des Bildes, und Bild und Biographie erschienen erst mehrere Monate post festum (das Bild noch dazu völlig mißlungen). Auch von Fernerstehenden liefen Glückwünsche ein, so von dem königlich hannoverschen Gesandten in Berlin, Grafen Knyphausen, und von zwei Niederländern, dem in Wien lebenden Musiker Debrois van Bruyk, der durch Hebbel auf Schopenhauer geführt war,

und von dem Botaniker van Eeden in Harlem (dem Fortsetzer der ‚Flora Batava‘), der vor Jahresfrist sich schon einmal huldigend an den Meister gewandt hatte. Seinen jetzigen Brief schloß er mit dem schönen Worte: „Wie Sie beim Lesen der alten Vedas, so war ich beim Lesen der ‚Welt als Wille und Vorstellung‘. Sie gab mir Ruhe und Frieden[306].“

In kindlicher Freude hatte Schopenhauer in seinem Dankbriefe an von Doß geschrieben, das Ereignis seines siebzigsten Geburtstages „habe in vielen Zeitungen gestanden“. Er sollte von nun an nicht mehr aus ihren Spalten verschwinden. Die frankfurter Journale fuhren fort, von ihrem berühmten Mitbürger zu sprechen; in Berlin versäumte die ‚Vossische Zeitung‘ keine Gelegenheit, auf ihn hinzuweisen, die ‚Berliner Montagspost‘ druckte auf Anlaß des Hinkeldeyschen Duells Schopenhauers „Codex der ritterlichen Ehre“ ab (in Breslau erschien auf denselben Anlaß eine besondere Broschüre ‚Das Duell‘ von L. Müller, die den betreffenden Abschnitt der ‚Parerga‘ fast zur Hälfte reproduzierte); in Wien brachte die offizielle ‚Wiener Zeitung‘ (vom 8. Mai 1858) einen acht Großfoliospalten langen Artikel über ihn; in Frankreich lieferte die ‚Revue française‘ (10. Dezember 1857) eine Bearbeitung der ‚Ethik‘ aus der Feder Alexander Weils, das ‚Journal des Débats‘ (vom 8. Oktober 1858) „gab frommes Entsetzen über ihn kund)“, die ‚Revue germanique‘ (Januar 1859) enthielt eine „ganz gute Blumenlese“ aus den ‚Parergis‘[307].

Auch in der deutschen Litteratur begannen um diese Zeit die ersten Einwirkungen Schopenhauers hervorzutreten. Alfred Meißners Roman „Sansara“ (Leipzig 1857) hatte, wie sich aus der Vorrede ergiebt, seinen Titel Schopenhauern zu danken, wie denn Meißner auch in Paris einst Heinrich Heine die ‚Parerga‘ überbracht hatte[308]. Der Inhalt der ‚Sansara‘ hatte freilich kein näheres Verhältnis zur Schopenhauerschen Philosophie, wie dies wenige Jahre später bei Friedrich

Spielhagens Meisterwerk, den ‚Problematischen Naturen' (Berlin 1860) der Fall war, wo die Figur des Professors Berger als eine geniale Verkörperung der Lehre unseres Meisters erscheint.

Im Mai des Jahres 1858 verlebte Carl Bähr in Frankfurt drei Wochen im intimen Umgang mit dem Meister, und wir verdanken ihm die erste und einzige getreue Schilderung der Häuslichkeit des Philosophen, des stillen Arbeitszimmers an der Schönen Aussicht Nr. 17, aus welchem seit 1843 seine unsterblichen Werke in die Welt hinausgegangen sind. Ich füge diese Schilderung hier ein, indem ich noch einzelne Ergänzungen anderer Berichterstatter, namentlich des Stadtrats Beck, hinzutreten lasse. Das von Schopenhauer bewohnte Erdgeschoß des nahe der Ecke der Fahrgasse mainabwärts gelegenen Hauses hatte rechts und links von der Hausthüre je ein zweifenstriges Zimmer. Das Zimmer links, an dem zur Treppe nach oben führenden Gange, war sein Wohnzimmer, in dem rechts gelegenen Zimmer war seine Bibliothek aufgestellt. (Weiter nach dem Hofe zu befanden sich die Küche und das Zimmer seiner Haushälterin, Margarethe Schnepp, einer strenggläubigen Katholikin, auf deren Kommode ein Kruzifix stand und einige Andachtsbücher lagen.) Schopenhauers Wohnraum, an welchen sich ein zum Schlafzimmer führender Alkoven anschloß, zeigte an der der Thür gegenüber liegenden Zimmerseite ein altes mit Leder überzogenes Sopha, über welchem das schon erwähnte Ölporträt Goethes hing. Vor dem Sopha stand ein runder Tisch. In der innersten Zimmerecke, links vom Sopha, glänzte auf einer Marmorkonsole die (im Juni 1856) neuvergoldete Buddha-Statuette. An der dem Sopha gegenüberliegenden Wand hingen die (besprochenen) Daguerrotypbilder Schopenhauers, ferner das Barbuasche Pastellbild seiner Mutter, die Kupferstichporträts von Shakespeare und Carteſius, sowie auf einem

und demselben Blatte Kant und Matthias Claudius. In der Ecke nahe am Ofen stand auf einem Postament die Gypsbüste Wielands. Ringsum im Zimmer waren noch „sechszehn Hundekupferstiche“ von Ridinger, Woollet u. a. verteilt, sowie Lichtbilder seiner Pudel. Unfern des einen Fensters hatte ein hoher Schreibsekretär seinen Platz, oben vom Pult blickte die Hagemannsche Büste Kants herab, die Frauenstädt „für den wahren und echten Thronfolger Kants“ 1851 besorgt hatte. Am anderen Fenster, dem Sekretär gegenüber, stand ein viereckiger mit Wachstuch überzogener Tisch, und daneben lag das Bärenfell für den Pudel. Zwischen den beiden Fenstern war ein Pfeilerschränkchen mit Spiegel angebracht. Einige Stühle vervollständigten die „puritanisch einfache“ Einrichtung. Sie stand allerdings in auffallendem Gegensatz gegen die prunkvollen, mit kostbaren Kunstwerken geschmückten Wohnräume seines Großvaters und seines Vaters, und auch gegen die elegante weimarer Häuslichkeit seiner Mutter.

Aus den Fenstern dieses Philosophenzimmers sah er rechts auf die Sachsenhäuser Brücke und gerade aus, den Main hinüber, auf die graue Masse des uralten Deutschherrenhauses des im vierzehnten Jahrhundert blühenden Ordens der „Gottesfreunde“. Als Bähr bei ihm war und das Gespräch auf die Askese kam — Schopenhauer las eben damals den von Franz Pfeiffer 1857 herausgegebenen Meister Eckart — wies er auf das Herrenhaus gegenüber hin, wo der Verfasser der ‚Theologia deutsch‘ 1350 gewohnt habe. Er hatte das Buch zwar schon in seiner Jugendzeit gelesen und einen tiefen Eindruck empfangen, aber seinen ganzen Wert hatte er erst aus der 1851, ebenfalls von Pfeiffer besorgten authentischen Ausgabe erkannt. „Ja“, rief er aus, „das sind meine Geistesgenossen, dieser und Eckart und der Tauler!“ Zufälligerweise hatte der Maler Lunteschütz „in jenen heiligen Hallen“ sein

Atelier aufgeschlagen und so war Schopenhauer oft dorthin hinüber gewandert. Er erzählte an Bähr, daß er „drüben jeden Winkel durchsucht und jeden Stein besichtigt habe, um vielleicht noch eine Erinnerung, ein Epitaph oder sonst irgend welche Spur seines Vorgängers zu finden — doch vergeblich".

Der erste Besuch Bährs fand in den Morgenstunden des 1. Mai statt und als er den Meister am Abend im Englischen Hofe wiedertraf, meldete er, in jugendlicher Unersättlichkeit, sich bereits für den folgenden Tag wieder an, aber Schopenhauer bedeutete ihn — gerade wie er es einst mit Frauenstädt hatte machen müssen — nur jeden zweiten Tag zu ihm zu kommen. „Denn", sagte er, „die Einsamkeit ist meine Geliebte". Als Bähr dann aber am 3. Mai wieder mit dem Meister zusammenkam, war dieser doppelt freundlich, als ob er jene Abweisung hätte wieder gut machen wollen. Die Schilderungen, die Bähr von dem nun folgenden Verkehr mit dem verehrten Manne entworfen hat, sind die ersten, die uns ein wirklich anschauliches Bild von Schopenhauers Persönlichkeit gewähren und zwar ein ungemein liebenswürdiges. Und wer den Vorzug gehabt hat, Bähr zu kennen, weiß, daß das Bild auch ein absolut treues ist, da es ihm unmöglich gewesen wäre, von der strengsten Wahrheit auch nur um eine Linie abzuweichen. Ich verweise also hier auf diese zuverlässigste Darstellung, die ich einst das Glück hatte von ihm in seinem Familienkreise vorlesen zu hören und die nun in seiner mehrgedachten Schrift (S. 9—52) vorliegt.

Den äußeren Gang von Schopenhauers täglichem Leben hat W. Gwinner skizziert[309]). Danach pflegte er Sommers und Winters zwischen 7 und 8 Uhr aufzustehen, wusch sich mit einem Riesenschwamm den ganzen Oberkörper und tauchte die Augen, geöffnet, ins Wasser, was er zur Stärkung des Sehnervs für ersprießlich hielt. Er war übrigens kurzsichtig und hat bis zum 50. Jahre, wenn auch nicht ständig, sich

einer Brille bedient, dann begnügte er sich mit einer Lorgnette: im Tragen des Monocle sah er „einen speziellen Beleg der Verkehrtheit der Zweifüßer“. Den Kaffee bereitete er sich selbst. Die ersten Morgenstunden waren seine eigentliche Arbeitszeit. Nach 11 Uhr nahm er Besuche an. Vor dem Ankleiden zum Mittagessen spielte er eine halbe Stunde die Flöte. Dann rasierte er sich selbst und ging um 1 Uhr, stets im Frack und weißer Binde, zu Tische. Nach dem Essen kehrte er sofort wieder nach Hause zurück, ruhte und trank seinen Kaffee. Am späten Nachmittag trat er mit seinem Pudel den Spaziergang an, bei gutem Wetter verließ er die Stadt, bei schlechtem beschränkte er sich auf die städtischen Anlagen. In der heißen Zeit nahm er auch wohl Eis in der „Sorbettoboutique“. Während des Spazierganges rauchte er eine Cigarre, aber immer nur zur Hälfte, da der feuchte Rest schädlich sei. Vor der Abendmahlzeit besuchte er das Kasino oder die Lesegesellschaft des Bürgervereins. Zwischen 8 und 9 Uhr speiste er zur Nacht im Englischen Hofe, jedoch nur eine kalte Fleischspeise zu einer halben Flasche Ingelheimer. Bier war ihm zuwider. Während des Essens, wenn er keine Gesellschaft gefunden hatte, las er die neuesten Nachrichten in der frankfurter ‚Postamtszeitung‘. Nach Hause zurückgekehrt rauchte er noch eine Pfeife und zwar aus einem fünf Fuß langen Weichselrohre, um den Dampf gehörig abzukühlen. Winters und Sommers schlief er unter derselben leichten Decke, auch durfte im Winter das Schlafzimmer nicht geheizt werden. Stets erfreute er sich wie eines vortrefflichen Appetits, so eines tiefen und festen Schlafes (vgl. S. N. IV, 361). Seit der oben (S. 185) erwähnten Rheinreise hat er Frankfurt niemals über Nacht verlassen. In jedem Sommer fuhr er dann und wann des Nachmittags nach Mainz, um dort die Militärkonzerte zu hören und mit seinem Freunde Becker zusammenzutreffen. Auch fuhr er

einmal (1854) nach Aschaffenburg „mit der neuen Eisenbahn", um dort König Ludwigs pompejanisches Haus zu sehen[310]). Ausflüge in den Taunus unternahm er ebenfalls im Frühling, kehrte aber zum Abend stets wieder in die Stadt zurück. Der „Reiseteufel" hatte ihm nichts mehr an. „In die Bäder" reiste er nie: ihm genügten im Sommer die kalten Flußbäder im Main, im Winter warme Wannenbäder.

Bei dieser regelmäßigen Lebensweise konnte er wohl hoffen, ein hohes Alter zu erreichen, und er gab dieser Hoffnung auch seinem Freunde Bähr gegenüber Ausdruck. An einem der Maiabende 1858, die Bähr mit ihm im Englischen Hofe verlebte, kam er auf Dorguths im 74. Jahr erfolgten Tod zu sprechen. „Sehen Sie", sagte er, „wenn ein Mensch das vier- bis fünfundsiebzigste Lebensjahr erreicht hat, so spricht man schon von einem hohen Alter. Über das fünfundsiebzigste hinaus werden Sie wenige finden. Danach hätte ich nur noch fünf Jahre zu leben." Mit entschlossenem Tone fuhr er dann fort: „Nun, wir wollen sehen! Man kann sich irren, aber mir ist es, als hätte ich noch wenigstens zwanzig Jahre vor mir. Auch ist mir von mehreren Seiten, oft ganz ohne Veranlassung, versichert worden, ich würde noch hundert Jahre alt[311])."

Im Juni dieses Jahres vollendete Lunteschütz ein zweites Ölporträt Schopenhauers, welches dieser „für sehr viel besser als das erste" erklärte[312]). Dieses schöne Bild (jetzt im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M.) ist im Titelbild der gegenwärtigen Biographie wiedergegeben.

Zwanzigstes Kapitel.

Zum Herbst 1858 trat endlich ein Ereignis ein, „res magna gravisque", dem Schopenhauer seit den letzten Jahren

„jede Messe" entgegen gesehen hatte: die zweite Auflage der ‚Welt als Wille und Vorstellung' war nahezu vergriffen, so daß die Firma F. A. Brockhaus ihm am 5. August den Antrag wegen Herausgabe einer dritten Auflage machte! Nachdem die Verlagsbuchhandlung, wie wir gesehen, im August 1846 dem Autor erklärt hatte, mit dem Buche ein schlechtes Geschäft gemacht zu haben, setzte sie den Verkaufspreis bald darauf auf 2 Thaler herunter, aber auch der Verkauf „zu herabgesetzten Preisen" vermochte den Absatz nicht zu heben. Erst nach dem Erfolge der ‚Parerga' hob sich die Nachfrage, und nun wurde schleunig der alte Preis von 5 Thaler 10 Silbergroschen wiederhergestellt: auf dem Umschlag von Frauenstädts ‚Briefen über die Schopenhauersche Philosophie' von 1854 steht die Anzeige der W. a. W. u. V. schon wieder zu diesem Preise. Vier Jahre später, vierzehn Jahre nach dem Erscheinen, gingen nun die Vorräte des Werkes zu Ende. Auf den Anzeigebrief vom 5. August erwiderte Schopenhauer drei Tage später: die Nachricht sei zwar „eine sehr erfreuliche", allein er habe darauf schon so lange gewartet, daß der Eindruck das Gegenteil der Überraschung gewesen sei[313]). Er meinte übrigens, daß es wohl an der Zeit sei, jetzt eine Auflage seiner sämtlichen Werke zu machen, und stellte auch bereits einen Entwurf der Reihenfolge der Bände dieser Gesamtausgabe auf. Hierzu erklärte sich auch die Verlagsbuchhandlung in ihrer Antwort sehr gern bereit, worauf er ihr anheimgab, sich mit den übrigen Verlegern (Hartknoch, Suchsland und Hayn) zu einigen, auch traf er noch eine endgültige Änderung in der Reihenfolge der Werke der Gesamtausgabe. Als um diese Zeit Dr. Lindner in Frankfurt vorsprach, nahm Schopenhauer dessen Rat über die der Firma Brockhaus zu stellenden Bedingungen in Anspruch und fand Lindners Vorschlag, 3 Louisd'or für den Bogen zu fordern, angemessen. Im Dezember 1858 war inzwischen die zweite

Auflage des Hauptwerkes vollständig vergriffen, Schopenhauer aber hatte schon seit September an der Fertigstellung der Druckvorlage für die neue Auflage zu arbeiten begonnen. Doch rückte die Arbeit langsam vor, da er seine gesamten Manuskriptbücher wieder durchzusehen hatte, um sie darauf zu prüfen, was aus ihnen in die neue Auflage einzuarbeiten wäre. Wenn ihm die Durchpflügung des in den Manuskriptbüchern niedergelegten Stoffes auch durch die zu denselben angelegten, sehr genauen Register der Stichworte erleichtert wurde, so ist es doch begreiflich, daß er am Schlusse des Jahres noch nicht einmal mit dem ersten Bande des Werkes zustande gekommen war.

Im Winter dieses Jahres hatte Schopenhauer die Todesfälle zweier Freunde, eines jüngeren und eines seiner ältesten, zu beklagen. Am 3. November starb Dr. jur. Emden. Er meldet darüber an Ernst Otto Lindner: „Ach, heute ist mein bester, vieljähriger Freund, Dr. Emden gestorben! ich bin in tiefer Trauer über diesen, mir unersetzlichen Verlust. Das gehört zu den Leiden des Alters: man verliert seine Freunde. Ich muß mich mit dem Nachwuchs der jüngeren Freunde trösten, zu denen ich Sie ganz besonders rechne. Grüßen Sie Ihre liebenswürdige Frau und leben Sie gesund, heiter und lang!" W. Gwinner erzählt, daß Schopenhauer mit Emden in den langen Jahren ihrer Freundschaft nur Eine Kontroverse gehabt habe: nämlich über Rossinis ‚Tell', von dem Schopenhauer zu sagen pflegte: es sei eine Oper von Rossini, aber keine Rossinische Oper — was Emden jedesmal zum Widerspruch herausforderte.

Am 30. November starb sein Jugendfreund Friedrich Osann in Gießen, und Gwinner berichtet, daß Schopenhauer von dieser Nachricht „sich tiefer ergriffen gezeigt habe, als sonst bei ihm zu merken war[314])." Wie nahe sich beide einst gestanden hatten, haben wir in früheren Kapiteln gesehen.

Mit einem längst verstorbenen großen Geistesverwandten hatte Schopenhauer um diese Zeit die erste Bekanntschaft geschlossen — es war der italiänische Dichter und Philosoph Giacomo Leopardi. Er verdankte dieselbe von Doßens „beharrlicher Anpreisung" und las namentlich die Prosaschriften mit großem Genusse. Durch einen eigenen Zufall war gleichzeitig Lindner auf Leopardi gerathen und hatte mehrere Dialoge in der Vossischen Zeitung (Sonntagsbeilagen vom 30. November bis 1. Januar) in Übersetzung mitgetheilt, auch nicht verfehlt, die Parallele zwischen Leopardi und Schopenhauer zu ziehen. Nachdem ihm dieser für die Übersendung der Artikel gedankt hatte, entdeckte Lindner in der turiner ‚Rivista Italiana' (vom Dezember 1858) einen vierzig Seiten langen Dialog ‚Schopenhauer e Leopardi' von einem ungenannten Verfasser (später ergab sich, daß es der neapolitanische Gelehrte de Sanctis gewesen). Er übersandte das Heft dem Meister, der erstaunt war, „wie sehr dieser Italiäner sich meine Philosophie angeeignet und wie wohl er sie verstanden hat." Triumphierend ruft er aus: „Es ist ein wichtiger Fortschritt, der mir Italien eröffnet." In dem zweiten Bande der in Arbeit befindlichen neuen Auflage der W. a. W. u. V. flocht er einen begeisterten Zusatz über Leopardi ein (S. W. II, 692 f.).

Erst im Januar 1859 schloß er mit der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus den Vertrag über die 3. Auflage ab, bis dahin hatte er immer noch gehofft, daß es ein Vertrag über die Gesamtwerke werden würde. Indessen hatten die Verhandlungen mit den Verlegern der übrigen Werke zu keinem Ergebnis geführt. Er forderte und erhielt 3 Friedrichsd'or für den Druckbogen, wobei aber die Höhe der Auflage auf 2250 Exemplare festgesetzt wurde.

Seinen einundsiebzigsten Geburtstag feierte er in besonders glücklicher Stimmung. Mit rührender Naivetät zählt

er seinem Freunde Lindner die Angebinde auf, die ihm der Tag gebracht hatte: „ein ganz frisches Bouquet aus Berlin, steht vor mir im Wasser, kam per express mit drei Perlenstickereien," dazu ein Sonett, acht Gratulationsbriefe und vier Bücher. Das Sonett war von Albert Möser, dem später rühmlich bekannt gewordenen göttinger Dichter, dessen „Oden" (‚Gedichte', Leipzig 1865) die erste Einwirkung Schopenhauers auf die deutsche Lyrik zum schönsten Ausdruck bringen[315]). Unter den Büchern fand sich die Aschersche Schrift, ‚Arthur Schopenhauer als Interpret des Goetheschen Faust' (Leipzig 1859), die dem Meister gewidmet war; sowie Schützens Übersetzung von Kalidasas ‚Wolkenboten' (Bielefeld 1859). In seinem Dankbriefe an Asher (9. März 1859) konnte er noch eine andere, ihm eben jetzt gewordene Freude verzeichnen: der Buchhändler Joseph Baer hatte ihm mitgeteilt, daß er soeben eine „komplet spezifizierte Bestellung aller seiner Schriften" aus Batavia erhalten habe — er bricht darüber in den Ausruf aus: „Endlich in Asien!"

Kurz vor seinem Geburtstage hatte er ein, namentlich durch Emdens Tod nötig gewordenes Kodizill zu seinem Testamente niedergeschrieben. An Dr. Emdens Stelle ernannte er nun den „Dr. jur. Wilhelm Robert Franz Gwinner, Sohn des Senators Gwinner" zum Testamentsvollstrecker und vermachte ihm „alle Bücher seiner Bibliothek", mit Ausnahme der dem Dr. Frauenstädt vermachten, und des obenerwähnten, dem Geheimrat Crüger zurückvermachten Exemplars von Kants ‚Kritik der praktischen Vernunft'. An Carl Bähr vermachte er seine goldene Uhr, an E. O. Lindner die „Uhrkette mit zwei Petschaften und Schlüssel zu dieser Uhr, alles von Gold", an Dr. Asher seine goldene Brille mit Broncefutteral; an den Maler Luntesschütz die elfenbeinerne Büste seines Urgroßvaters Soermanns und das Pastellporträt seiner Mutter. Ein neues Legat in Geld setzte er, wie wir schon

oben (S. 172) gesehen, für Fräulein Medon in Berlin aus. Ferner erhöhte er die jährliche Leibrente für Margarethe Schnepp „infolge ihrer langen und treuen Dienste" von 105 auf 315 Thaler, auch bestimmte er, daß ihr bei seinem Tode sogleich zwanzig Gulden zu einem Trauerkleide ausgezahlt werden sollten[316]). Endlich erhöhte er das für seinen Hund ausgesetzte Kapital von 200 Gulden auf 300 Gulden und bestimmte, daß nach seinem Tode der Hund zuerst der Margarethe Schnepp zur Verpflegung angeboten werden solle, in deren Ermangelung dem Dr. jur. Gwinner, sodann dem Herrn Kilzer, „und in deren allen Ermangelung irgend einem Ehrenmanne, der mein Andenken ehrt und meinen Hund zu sich nehmen will."

Bei Gelegenheit dieses Testamentsnachtrages wird ihn auch der neuernannte Testamentsvollstrecker gefragt haben, ob er eine Bestimmung treffen wolle über den Ort, wo er dereinst ruhen wolle? Er erwiderte: „Es ist einerlei, sie werden mich finden[317])."

Sein durch zweckmäßige Verwaltung — trotz der oben (S. 171) erwähnten Verluste — erheblich vermehrtes Baarvermögen, zu welchem noch der Erlös aus den ererbten, im Laufe der Zeit verkauften Grundstücken kam, belief sich jetzt auf etwa 70 000 rheinische Gulden. Seine Jahreseinnahme war jedoch bedeutend höher als die Zinsen dieses Kapitals, denn er hatte nicht nur, wie erwähnt, bei der pariser Gesellschaft, sondern auch in London und Berlin Leibrenten gekauft.

An der Spitze des Testaments stand das Motto:

Date obolum Belisario!

Wie er eine milde Stiftung zur Universalerbin seines Vermögens eingesetzt hatte, so hatte er auch zeitlebens einen beträchtlichen Teil seines Einkommens für milde Zwecke verwendet. Nicht nur seine verarmten Anverwandten mütterlicher Seite, sowie die auch im Testament bedachten Ver-

wandten unterstützte er viele Jahre hindurch, sondern „übte überhaupt Mildthätigkeit in einem für seine Verhältnisse ungewöhnlichen Grade; keine Gelegenheit zur Milderung fremder Not, insbesondere bei Unglücksfällen, das seinige beizutragen, ließ er vorübergehen, ja er scheute selbst größere Opfer nicht, wenn es zu helfen galt[318])".

Im Monat seines Geburtstages wurde wieder ein neues Ölporträt von ihm vollendet. Es rührte von dem ausgezeichneten frankfurter Maler Angilbert Göbel her. Schopenhauer erklärte es für „ähnlich und sehr gut, aber ohne alle Idealität[319])". Dasselbe befindet sich jetzt im Besitz des Herrn Hermann Kahn in Frankfurt a. M. Göbel hat noch im selben Jahre 1859 eine geniale Radierung nach seinem Bilde geschaffen.

Auf die Bitte eines berliner Verehrers, des Assessors G. Brecht (später Oberbürgermeister von Quedlinburg), ließ sich Schopenhauer im Frühling dieses Jahres auch von dem frankfurter Photographen Schäfer photographieren. Bei der Aufnahme war der Maler Lunteschütz zugegen und veranlaßte, daß Schopenhauer die Stellung einnahm, in der ihn Lunteschütz auf einem dritten, bei ihm in Arbeit befindlichen Ölbilde aufgefaßt hatte[320]). Im Mai berichtete Schopenhauer seinem Freunde Bähr, daß er „von Schäfer sehr gut photographiert worden" sei. Nach dieser Photographie ist später (1862) von M. Lämmel ein vorzüglicher Stahlstich angefertigt[321]). Eine gleichzeitige Schäfersche Aufnahme in kleinerem Format ist, nach dem Meisenbachschen Verfahren, an der Spitze meiner Festschrift ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' reproduziert.

Das ebenerwähnte „dritte" Lunteschützische Ölporträt ging später in den Besitz des Eigentümers des ‚Englischen Hofes' über, der es in dem nach der Straße gelegenen kleineren Saale aufgehängt hat, in welchem Schopenhauer so oft zu Abend gegessen. Es ist durch einen wohlgelungenen Lichtdruck für den Kunsthandel vervielfältigt worden.

Im Juni starb wieder einer seiner ältesten Freunde, J. G. v. Quandt. Derselbe hatte sich, drei Jahre vorher, noch einmal, gleichsam resumierend, über sein Verhältnis zu Schopenhauer ausgesprochen. Als er nämlich in den ‚Blättern für litterarische Unterhaltung' einen gegen den leipziger Professor Weiße gerichteten Artikel Dr. Ashers „Nochmals Schelling und Schopenhauer" gelesen hatte, schrieb er (26. Dezember 1856) an Asher:[322])

„Sie haben mich, hochzuverehrender Herr, sehr erfreut und dadurch zur Dankbarkeit verpflichtet, daß Ihr Aufsatz in Nr. 50 der Blätter für litterarische Unterhaltung Schopenhauers Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Schopenhauer ist der einzige Freund, der mich auf meinem langen Lebenswege bis jetzt mit liebevoller Teilnahme begleitet hat und in allen Erinnerungen an die entscheidendsten und gehaltreichsten Augenblicke steht er, sei es als handelnde Person oder beratender Beobachter, vor mir.

Ich bin überzeugt, daß seinem liebedürstenden, oft gekränkten und überaus erregbaren Gemüte die Verteidigung, welche Sie gegen Weiß übernommen haben, sehr wohl thun wird."

Am 1. Juli 1859 verließ Schopenhauer seine sechszehn Jahre hindurch inne gehabte Wohnung und bezog eine neue in dem unmittelbar nebenan, mainabwärts gelegenen Werthheimberschen Hause, Schöne Aussicht Nr. 16 parterre. Es ist ein stattliches, durch ein in der Mitte der Front gelegenes, säulengeschmücktes Portal ausgezeichnetes Gebäude: er bewohnte die rechts vom Portal gelegene, durch eine Glasthür vom Treppenflur abgeschiedene Etage. Das Wohn- und Arbeitszimmer, mit der Aussicht auf den Main, erlaubte ihm, wie Gwinner berichtet, durch seine saalartige Größe, seine ganze Bibliothek in demselben aufzustellen. Befriedigt meldet er an von Doß, daß er jetzt ein „viel größeres und schöneres Logis" habe.

Inzwischen nahte sich der Druck der dritten Auflage des

„Hauptwerkes", wie er die W. a. W. u. V. mit Vorliebe nannte, seiner Vollendung. Brockhaus hatte erst Ende Februar zu drucken begonnen, denn am 26. Februar schrieb Schopenhauer an Karl Bähr, daß er „stündlich" das Eintreffen des ersten Korrekturbogens des 1. Bandes erwarte. Das Manuskript des 2. Bandes, welcher die meisten Zusätze erhielt, hatte er damals noch nicht abgeliefert gehabt, indes muß es nicht allzulange nachher gefolgt sein, da er am 10. September dem Dr. Asher melden konnte, daß der Druck bis auf die Hälfte des 2. Bandes vorgeschritten sei und im Oktober wohl das Ganze beendigt sein werde. In der That wurden beide Bände im November, gleichzeitig, mit der Jahreszahl 1859 auf dem Titel, ausgegeben (XXXII & 634 und VI & 740 Seiten in Oktav). Die Zusätze, deren Handschrift er seinem Freunde Beck schenkte, betrugen im ersten Bande 36, im zweiten 100 Seiten. Den Preis hatte der Verleger auf 6 Thaler erhöht. — In der „Frankfurt a. M. im September 1859" datierten Vorrede zitierte Schopenhauer den Mottospruch seiner ‚Spicilegia': si quis, tota die currens, pervenit ad vesperam, satis est, und setzte hinzu: „Bin ich zuletzt doch auch angelangt und habe die Befriedigung, am Ende meiner Laufbahn den Anfang meiner Wirksamkeit zu sehen, unter der Hoffnung, daß sie, einer alten Regel gemäß, in dem Verhältnis lange dauern wird, als sie spät angefangen hat." Von seinen Freiexemplaren hatte er eines seinem treuen Anhänger Wiesike mit folgender Widmung übersandt: „Herrn Wiesike auf Plauerhof verehre ich dieses Exemplar als ein Zeichen meiner Dankbarkeit und Ergebenheit. Frankfurt a. M. d. 4. Dezbr. A. S."[323]). Durch den Verleger hatte er Exemplare an Frauenstädt, Karl Bähr, Dr. Asher zustellen lassen. Als ihm Frauenstädt für das ihm zuteil gewordene seinen brieflichen Dank abstattete und über seine Thätigkeit in Sachen der Schopenhauerschen Philosophie berichtete, schrieb er ihm,

am 6. Dezember, wieder. Sein Groll war längst vergessen, und er redete ihn wie sonst „Mein alter Freund“ an; als das Beste, was Frauenstädt in letzter Zeit über ihn geschrieben, bezeichnete er die Biographie zu dem Porträt in der ‚Illustrierten Zeitung‘. Zugleich machte er den Freund auf eine ihn darstellende Büste aufmerksam, die demnächst in Berlin ausgestellt sein werde und die eine junge Bildhauerin, Elisabeth Ney, „das liebenswürdigste Mädchen, das mir je vorgekommen“, geschaffen habe. Fräulein Ney, die Großnichte des Marschalls, war anfangs Oktober 1859 nach Frankfurt gekommen, zu dem alleinigen Zwecke, diese Büste zu machen. Sie war durch ihre Beschäftigung mit der indischen Philosophie auf Schopenhauer geführt worden. Sehr erklärlich, daß dieser über sie an von Doß schrieb: „Wir harmonierten wundervoll.“ Er hatte ihr ein besonderes Zimmer in seiner neuen Etage eingeräumt, wo sie fast vier Wochen arbeitete. Des Nachmittags trank sie bei Schopenhauer Kaffee und begleitete ihn auch öfter auf seinen Spaziergängen am Main „über Stock und Stein“. „Sie ist 24 Jahre alt, sehr hübsch und unbeschreiblich liebenswürdig“, meldet der greise Meister in demselben Briefe an von Doß. Ebenso hatte er vorher an Lindner geschrieben: „Vielleicht ist Ihnen die Bildhauerin Ney bekannt; wo nicht, so verlieren Sie viel: ich habe nicht geglaubt, daß es ein so liebenswürdiges Mädchen geben könnte. Diese also ist anfangs Oktober aus Berlin hergekommen, um meine Büste zu machen, und hat sie so höchst ähnlich und schön gearbeitet, daß hier jeder sie bewundert und ein hiesiger Bildhauer gesagt hat, daß keiner der hier lebenden Bildhauer sie so gut hätte machen können.“ Gegen Ende November war die Künstlerin nach Hannover gereist, wohin sie der Auftrag führte, die Marmorbüste des Königs Georg zu machen. Von dort sandte sie Schopenhauern eine Photographie, sie selbst neben seiner Büste darstellend[324]). Später übertrug sie der

Kunsthandlung der Gebrüder Micheli in Berlin das Recht der Vervielfältigung und veranlaßte sie, das erste in Gips abgegossene Exemplar der Büste an Schopenhauer zu senden[325]).

Letztes Kapitel.

Das neue Jahr begann für Schopenhauer unter günstigen Auspizien. Sein Verleger Suchsland teilte ihm mit, daß die ‚Grundprobleme der Ethik' vergriffen seien, sodaß er nun auch dieses, vor neunzehn Jahren erschienene Werk für eine zweite Auflage durchsehen, verbessern und vermehren konnte. Nach stattgehabten Verhandlungen zwischen Suchsland und Brockhaus wurde der letztere der Verleger dieser neuen Auflage.

Seinen 72. Geburtstag beging er in ungetrübter Frische. An seinen Freund von Doß, der in seinem Gratulationsbrief über seine Gesundheit geklagt hatte, schrieb er am 1. März: „Glauben Sie mir, und gehen Sie täglich zwei Stunden allein und rasch spazieren: das wird helfen, mehr, als alle Bäder, und kostet nichts. Ohne meine Promenaden wäre ich nicht mit 72 Jahren so vollkommen gesund und rüstig, wie ich bin und wie ich verbleibe Ihr alter Freund A. S."

Im April erfreute ihn seine Jugendfreundin Ottilie von Goethe (der er vermuthlich ein Exemplar der 3. Auflage des Hauptwerkes übersandt hatte) durch einen Brief, in welchem sie ihn, mit Bezug auf das Erscheinen der 3. Auflage, beglückwünschte, daß er das Ziel, welches er sich vor fünfzig Jahren unter ihren Augen gesteckt, nämlich „der Philosoph des 19. Jahrhunderts zu werden", nun wirklich erreicht habe. „Wie selten gelingt das, wie Viele bleiben auf dem Wege zurück, den sie durchlaufen wollten, wie Viele geben auf oder wechseln ihre Absicht — kurz die Hindernisse sind zu groß für die Meisten, um das Ende an den Anfang knüpfen zu

können.“ Er erwiderte: es sei mehr als bloße Willenskraft, es sei etwas Dämonisches in ihm thätig gewesen, wie sich Goethe ausgedrückt, wenn er eine Wirkung des Individuums auf das ganze Geschlecht habe bezeichnen wollen[326]).

Bald nachher sandte ihm Frauenstädt eine besonders gelungene Besprechung der 3. Auflage der W. a. W. u. V., welche in den Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung vom 29. April und 6. Mai 1860 zehn Spalten in Folio füllt.

Außer der Arbeit an der zweiten Auflage der ‚Ethik‘ war Schopenhauer auch bereits mit den Zusätzen beschäftigt, die er der zweiten Auflage der ‚Parerga‘ geben wollte, da er annahm, daß die Vorräte der ersten Auflage nun auch bald zu Ende gehen würden. Unter diesen Zusätzen ragte namentlich eine besondere Abhandlung hervor, die sich an das 23. Kapitel des zweiten Bandes anschließen sollte und den immer mehr einreißenden Verderb der deutschen Sprache zum Gegenstande hatte. Die ersten Entwürfe zu dieser ihm sehr am Herzen liegenden Abhandlung nehmen im Manuskriptbuch ‚Senilia‘ von Seite 80 an bis Seite 145 den meisten Raum ein, selbst der Rand der Seiten ist oft eng beschrieben[327]). Außer solchen umfangreichen Vermehrungen, die er in der ‚Senilia‘ niederlegte, hat er aber auch die weißen Blätter, mit denen er sein Handexemplar der ‚Parerga‘ hatte durchschießen lassen, mit zahllosen kleineren Zusätzen beschrieben. Es war eben die Zeit gekommen, von der er vorahnend an Lindner (26. Juni 1853) geschrieben hatte: „Das höhere deutsche Publikum muß erst den Glauben nolens volens kriegen, daß zu seinem Seelenheil das Studium meiner Schriften notwendig sei: dann wird es sich daran machen, und wir werden Wunder und neue Auflagen sehen, zu denen ich immerfort Zusätze schreibe, zum voraus“[328]).

Mitten in diesen Arbeiten meldete sich plötzlich einer jener Boten bei ihm an, von denen das Grimmsche Märchen

erzählt: an einem der letzten Apriltage wurde er, auf dem Nachhausewege vom Mittagstisch, von Atemnot und Herzklopfen befallen, so daß er seinen raschen Schritt anhalten mußte. Als sich diese Erscheinungen in der Folge wiederholten, machte er, am 26. Juni, seinem Arzte, dem Geheimen Hofrat Dr. Stiebel, davon Mitteilung, indem er ihm schrieb: „Seit zwei Monaten an Atmungsbeschwerden mit starkem Herzklopfen im Gehen leidend, bitte ich Sie, gütigst bei mir vorsprechen zu wollen, wann Sie wieder vorbeifahren[329])." Der Arzt vermochte aber irgend ein organisches Leiden nicht zu konstatieren. Auch wurde sein Allgemeinbefinden und namentlich seine Schaffenskraft von diesen, ihn besonders auf Spaziergängen heimsuchenden krankhaften Affektionen nicht berührt. Am 26. Juli sandte er seinem alten Freunde Becker das Manuskript der Vorrede zur zweiten Auflage der Ethik, mit der Bitte, „seine juristische Zensur darüber ergehen zu lassen und demnach ihm zu sagen, ob er juridice etwas dabei riskiere für die der dänischen Akademie darin erteilten wohlverdienten Ohrfeigen und Nasenstüber." Er hofft, daß Becker ihm das Manuskript in vier bis fünf Tagen zurücksenden werde, da der Druck des Textes schon weit vorgeschritten sei und das Buch wahrscheinlich gegen Ende August erscheinen werde. Becker sandte „den stark gepfefferten und gesalzten prologus" schon nach drei Tagen zurück, indem er bemerkte, daß Schopenhauer dabei schwerlich irgend welche Gefahr laufe, wenn auch die „Nasenstüber" mit Keulenschlägen eine frappante Ähnlichkeit hätten[330]).

Da durch den Übergang der ‚Ethik' in den Brockhausschen Verlag die Gesamtausgabe der Werke nun einen Schritt näher gerückt war, so beschäftigte ihn jetzt auch die Vorrede zu dieser. Schon zu Ende des Jahres 1859 hatte er einen kurzen Entwurf zu derselben in den ‚Senilia' (S. 138) niedergelegt, nun schrieb er (S. 149) ein neues „Proœmium in opera omnia", welches mit folgendem Satz beginnt: „Ich glaube auf den

Ehrentitel eines Oligographen Anspruch zu haben; da diese fünf Bände alles enthalten, was ich je geschrieben habe, und der ganze Ertrag meines 73jährigen Lebens sind[331])."

In der ersten Hälfte des August traf ihn eines Morgens nach dem Aufstehen ein förmlicher Erstickungsanfall. Aber der herbeigerufene Arzt fand auch jetzt keine organische Veränderung und beschränkte sich darauf, ihm schmalere Kost anzuraten[332]). Bis auf diesen Anfall verlebte er den Monat August übrigens in gewohnter Weise, nahm auch wie sonst seine kalten Flußbäder im Main.

Am 18. August meldete er an Asher: „die ‚Ethik' ist fertig, wird noch diesen Monat erscheinen, Brockhaus hat Auftrag, Ihnen ein Exemplar zuzustellen"[333]). Gleichzeitig hatte er die Freude gehabt, daß das lange erwartete, für ihn bestimmte Exemplar der Neyschen Büste angekommen war[334]).

Einen erfreulichen Besuch empfing er am 19. August, indem ein älterer Herr, Justizrat Knorr aus Kulm, bei ihm vorsprach und im Laufe des Gespräches mitteilte, wie der Oberpräsident der Provinz Preußen die Stadt Danzig, als „Vaterstadt des größten Schülers Kants, Schopenhauers" amtlich aufgefordert habe, zu dem in Königsberg zu errichtenden Kantdenkmal einen Beitrag zu geben. Auf die Frage, ob der Besucher diese Nachricht verbürgen könne, und auf Knorrs Antwort, daß er sie vom Syndikus des danziger Magistrats habe, sagte Schopenhauer: „Sehen Sie, wenn ein so hochgestellter Beamter, wie ein Oberpräsident, einen solchen Ausspruch thut, so ist das von Wichtigkeit und zeigt, daß meine Philosophie auch in den höheren Beamtenkreisen Beachtung und Anerkennung findet[335])." Gegen Ende des Monats war ihm ein merkwürdiges Schreiben aus Mähren zugekommen, in welchem zwei Schüler der Militärakademie in Weißkirchen ihm ihre philosophischen Zweifel vortrugen und um deren Lösung baten. Er antwortete diesen „jungen

Freunden" in einem schönen, tiefgedachten Schreiben, am 1. September 1860[336]).

Wenige Tage nachher wiederholte sich der Erstickungsanfall, und am 9. September ließ Schopenhauer den Testamentsvollstrecker Dr. Gwinner zu sich rufen, der ihn an einer Lungenentzündung darniederliegend fand. Wie Gwinner berichtet, sagte Schopenhauer gleich, „dies sei sein Tod". Nachdem indes die Krisis eingetreten war, erholte er sich binnen wenigen Tagen so rasch, daß er das Bett verlassen und sogar einige Besuche annehmen konnte. Er hoffte nun auf Genesung. Am Morgen des 18. September traf ihn jedoch ein neuer Anfall. Als Dr. Gwinner ihn am Abend dieses Tages besuchte, fand er ihn auf dem Sopha sitzend und in D'Israelis ‚Curiosities of literature' lesend. Er klagte über intermittierendes Herzklopfen, doch war seine Stimme kräftig und das Auge leuchtend wie immer. In D'Israelis Buche war er gerade bei dem Abschnitt, wo der berühmte Bibliophile von den Autoren handelt, durch die ihre Verleger zu Grunde gerichtet worden. „Dazu hätten sie mich auch beinahe gebracht", sagte Schopenhauer[337]). Dann fragte er nach dem Neuesten in Politik und Litteratur. Die soeben stattgehabten Annexionsbeschlüsse der Nationalversammlungen in Toskana, Modena, der Romagna und Parma wurden berührt, und Schopenhauer sprach die Hoffnung aus, daß Italien nun doch noch eins werden könne. Als litterarische Neuigkeit hatte Gwinner den eben erschienenen 12. Band von Baaders Werken mitgebracht, da der Herausgeber (Baron von Osten-Sacken) Schopenhauers darin Erwähnung gethan. Schopenhauer blätterte in dem Bande und als er auf die Stelle S. 86 geriet: „Wer eine Kraft dirigiert, muß sie besitzen. Der Mensch richtet oder dirigiert sein Wollen, welches er als Odem nur hat, wenn er es empfängt, und es empfängt, wenn er es giebt" — rief er aus: „Können Sie aber so

etwas lesen?" „Es giebt mancherlei Philosophen", setzte er hinzu, „abstrakte und konkrete, theoretische und praktische: dieser Baader ist ein unausstehlicher." Als Gwinner einwarf, daß Baader schon 1836 (in seinen, auch im Druck erschienenen ‚Vorlesungen über spekulative Dogmatik') den Studenten Schopenhauers Werke empfohlen habe und in seinen Vorlesungen über Jakob Böhme anerkannt habe, daß Schopenhauer „durch sein Werk und durch seine Aufrichtigkeit sich ein ungleich größeres Verdienst erworben, als eine Unzahl anderer, in demselben Geiste schreibender Philosophen unserer Zeit" — erwiderte der Meister: „Es ist wahr, ich erinnere mich, er hat glimpflich von mir gesprochen; aber ich kann ihm nicht helfen[338])."

Das Gespräch kam dann auf die ‚Parerga und Paralipomena', und auf die Entstehungsgeschichte des Buches eingehend äußerte er: die Hauptsache seien die Paralipomena, die im Hauptwerke ihre Stelle gefunden haben würden, wenn er zu jener Zeit hätte hoffen dürfen, dessen dritte Auflage zu erleben. „Es wäre doch erbärmlich", rief er aus, „wenn ich jetzt sterben sollte: ich habe dem Werke noch wichtige Zusätze zu geben".

Inzwischen hatte die Haushälterin die Kerzen angezündet (einer Lampe bediente er sich nie, da ihm deren verdecktes Licht nicht angenehm war), und der Besucher entfernte sich[339]).

Der 19. September verlief ohne Zwischenfall, am 20. befiel ihn Morgens wieder ein so heftiger Brustkrampf, daß er zu Boden fiel und sich die Stirn verletzte, doch wiederholte sich am Tage der Anfall nicht.

Am 21. September, einem Freitag, war er, nach einer guten Nacht, zur gewöhnlichen Zeit aufgestanden, hatte seine kalten Abwaschungen vorgenommen und sich dann in seinem Wohnzimmer auf das Sopha zum Frühstück gesetzt. Die Haushälterin hatte ein Fenster geöffnet, um die frische Morgen-

luft ins Zimmer zu lassen, und war dann hinausgegangen. Als ihm kurz darauf Geheimrat Stiebel den Morgenbesuch machen wollte, fand er ihn in der Ecke des Sophas lehnend — tot. Das Antlitz war unentstellt und zeigte nicht die Spur eines Todeskampfes. Ein Lungenschlag hatte sein Leben schmerzlos geendet.

Im eichenen Sarge, das Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt, wurde Schopenhauers Leiche am 23. September in der dazu bestimmten Halle des frankfurter Friedhofs aufgebahrt, eine Sektion hatte nicht stattgefunden, da Schopenhauer ein Verbot derselben bei seinem Testamentsvollstrecker schriftlich niedergelegt hatte. Auf dessen Frage, ob er sie verbieten wolle, hatte er nach kurzem Bedenken geantwortet: „Ja. — Haben sie vorher nichts gewußt, so sollen sie auch nachher nichts wissen“ [340]). Die Beerdigung fand erst am 26. September statt: die Anhänger seiner Lehre waren dabei würdig vertreten durch Johann August Becker und Robert von Hornstein, die aus der Ferne herbeigeeilt waren; an der Spitze seiner frankfurter Freunde folgte der treue Kilzer, der ihm auch den Nekrolog geschrieben hat [341]). Hart an der Kastanienallee, welche sich links vom Eingang des Friedhofs hinzieht, wurde der Sarg in die Gruft gesenkt. Mit einer schweren Platte schwarzen belgischen Granits ist das Grab demnächst bedeckt worden, mit Immergrün umpflanzt und durch ein schuhhohes Eisengeländer von den Nachbargräbern abgeschlossen. In den Granit sind, in deutscher Schrift, nur die beiden Worte eingemeißelt:

Arthur Schopenhauer.

* * *

Wenn wir auf das nun vor uns aufgerollte Leben unseres Philosophen zurückblicken, so werden wir dem Verfasser

des Artikels über ihn in der ‚Allgemeinen deutschen Biographie' beistimmen, wenn er sagt: „Schopenhauers Leben im Ganzen betrachtet gewährt einen durchaus erhabenen Anblick". Es war ein Leben unabläßiger geistiger Arbeit, trotzdem ihm mehr als ein Menschenalter hindurch keine Anerkennung ward, und in diesem Sinne ein vorbildliches Leben. Und auch als das Abendrot seines Lebens zum Morgenrot seines Ruhmes geworden, ruhte er nicht aus auf seinen Lorbeeren, bis zum letzten Atemzuge war er beschäftigt, an der Vollendung seiner Werke zu arbeiten.

Weil aber der Schwerpunkt seines Daseins in seinen Werken liegt, so kann uns eine Geschichte seines Lebens das volle Bild seiner Persönlichkeit nicht gewähren: dieses wird vielmehr nur aus seinen Werken selbst zu gewinnen sein. Was der große Moralist Montaigne von seinem Lebenswerke sagte: „J'ay faict ce que j'ay voulu: tout le monde me recognoist en mon Livre et mon Livre en moy" (Essays, III, 5): das konnte auch Schopenhauer mit Recht von sich sagen. „Die meisten Bücher", äußerte er einst zu Frauenstädt, „werden wieder vergessen. Bleibenden Eindruck machen nur diejenigen, wo der Autor sich selbst ganz hineingelegt hat. In allen großen Werken ist der Autor selbst ganz wieder zu finden. In meinem Werke stecke ich selbst ganz". Und schon lange vorher hatte er in der W. a. W. u. V. gesagt: „Einen Autor lernt man auch als Menschen am leichtesten aus seinem Buche kennen". (S. W. I, 328).

Manche Schriftsteller über Schopenhauer haben einen Zwiespalt zwischen seinem Leben und seiner Lehre angenommen: ich finde, daß beide in vollkommenster Übereinstimmung stehen.

„Der Schopenhauersche Mensch" hat sich, wie Friedrich Nietzsche[342]) sagte, „zur Aufgabe gestellt, den Grundgedanken der „Kultur" zu verwirklichen. Dieser Grundgedanke aber

ist: „die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern.“ Schopenhauer „hatte das unbeschreibliche Glück, nicht nur in sich den Genius aus der Nähe zu sehen, sondern auch außer sich, in Goethe. Vermöge dieser Erfahrung wußte er, wie der freie und starke Mensch beschaffen sein muß, zu dem sich jede künstlerische Kultur hinsehnt.“ Aber er hatte „noch etwas höheres gesehen: eine furchtbare überweltliche Scene des Gerichts, in der alles Leben, auch das höchste und vollendete, gewogen und zu leicht befunden wurde: er hatte den Heiligen als Richter des Daseins gesehen.“ Die Darstellung „dieser ungeheuren Vision“ ist das vierte Buch der W. a. W. u. V., die Darstellung des künstlerischen Genius ist ihr drittes Buch. Seine Lehre vom Willen und der Vorstellung, das Thema des ersten und zweiten Buches des Hauptwerks, ist nur die Vorbereitung zu dem Endergebnis, welches er einmal in dem kurzen Satze zusammenfaßt: „die Welt ist die Selbsterkenntnis des Willens“. In dem Willen in uns hatte er das von Kant für unerkennbar erklärte, hinter der Erscheinung verborgen liegende „Ding an sich“ aufgefunden. Die bisher als einfach genommene „Seele“ schied er, wie Lavoisier das Wasser in Hydrogen und Oxygen zersetzte, in Wille und Vorstellung. Der Wille war ihm das Erste und Primäre, die Vorstellung, der Intellekt das Hinzugekommene, ein Werkzeug für die Zwecke des Willens. Durch die scharfe Sonderung zwischen Wille und Vorstellung (Intellekt) vermochte er den uns nur in unserem Selbstbewußtsein gegebenen Willen mit der der intellektlosen Natur zugrunde liegenden Urkraft zu identifizieren. Wenn der Intellekt aber auch zunächst nur ein Diener des von Haus aus blinden Willens ist, so vermag er sich doch von seinem Herrn zu emanzipieren: der Künstler und Philosoph wirft in hochbegnadeten Momenten einen willensfreien Blick auf die Welt, das ist die Geburtsstunde der Kunstwerke und Philosopheme.

Der Heilige vermag, was dem Künstler und Philosophen nur auf Augenblicke gelang, für immer zu leisten: die finale Erlösung durch die Verneinung des Willens, die Überwindung der Welt, in welcher die Bejahung des Willens, und damit, wie der Buddha sagte, Not, Krankheit, Alter und Tod herrscht.

Mit dieser Lehre Schopenhauers stimmen die tiefsten Religionen überein, sie sind pessimistisch. Der Fundamentalunterschied aller Religionen besteht ja nach ihm allein darin, ob sie optimistisch oder pessimistisch sind, d. h. ob sie das Dasein dieser Welt als durch sich selbst gerechtfertigt darstellen, mithin es loben und preisen, oder aber es betrachten als etwas, das nur als Folge unserer Schuld begriffen werden kann und daher eigentlich nicht sein sollte (S. W. II, 196 f.). Schopenhauer mußte, wie Nietzsche sagt, „unser Zeitalter den Pessimismus erst wieder lehren, welcher aber so alt ist, als es je Sehnsucht nach Kultur gab." Es ist der erhabene Pessimismus des Buddha, und ebenso derjenige der Lehre des Evangeliums und der aus ihm hervorgegangenen großen christlichen Asketen. Der Protestantismus freilich ist in den Optimismus zurückgefallen, und Schopenhauer nennt ihn deshalb „ein Christentum mit abgebrochener Spitze." In seinem Handexemplare der Reuchlinschen ‚Geschichte von Port-Royal' hat er eine Stelle aus einem Briefe St. Cyrans dreifach angestrichen: „Ich bewundere nichts so sehr als im Lichte der Kirche zu sehen, wie die Grundwahrheit des Evangeliums, daß wir uns trennen sollen von dieser Welt, für einen Mißbrauch des Evangeliums genommen wird oder für ein Übermaß der Andacht (excès de dévotion)."

In einer bisher ungedruckten Stelle seiner hinterlassenen Manuskriptbücher (‚Pandektä' S. 333) hat Schopenhauer den Gegensatz der Willensbejahung und Willensverneinung, den Kernpunkt seiner Lehre, in ungemein anschaulicher Weise dargestellt: „Im Gegensatz der ewigen rastlosen Bewegung,

welche der eigentümlichste Charakter dieser Welt und aller ihrer Wesen ist (indem diese sämtlich Willenserscheinungen sind, und ihr Wollen überall durch Bewegung, sei sie am Leitfaden der Ursachen, der Reize oder der Motive herbeigeführt, äußern), muß es wohl ein Dasein in ewiger Ruhe geben: will man dieses mit dem Namen Gott bezeichnen, so habe ich nur dies dagegen einzuwenden, daß der Ausdruck ursprünglich doch etwas Anderes bezeichnet und daher Mißverstand veranlassen könnte. Nirwana ist ungleich passender. Übrigens wird Verneinung des Willens zum Leben Bejahung jenes Daseins sein."

Die Sehnsucht nach diesem ‚Nirwana', nach jenem „Jenseits aller Erkenntnis", von dem er einmal sagt: ich glaube, daß wir dort in einem Lichte stehen werden, von dem unser Sonnenlicht nur der Schatten ist — diese Sehnsucht, die ihn von Kindheit an begleitet, hat ihn doch nicht dahin gebracht, seine Lebensführung dem buddhistischen und christlichen Asketen gemäß einzurichten — und eben dies hat man ihm als Widerspruch zwischen Lehre und Leben auslegen wollen. Aber er war eben berufen, dies Ideal seines Lebens darzustellen, nicht es durch die That zu verwirklichen. „Ich habe wohl gelehrt", sagte er zu Frauenstädt, „was ein Heiliger ist, bin aber selbst kein Heiliger." Wenn er aber auch einstmals, als er in Gegenwart Gwinners ein Porträt de Rancés betrachtete, mit schmerzlicher Gebärde sich wegwendend sagte: „Das ist Sache der Gnade" — so konnte ihn über diese ihm nicht zuteil gewordene Gnade mit Recht trösten, daß er im Kloster La Trappe Werke wie die seinigen nicht hätte schreiben können. Er, der sich dem Bilde des Lebens als einem Ganzen gegenüberstellte, um es als Ganzes zu deuten, mußte auch die ganze Breite und Tiefe des Lebens in Schmerz und Lust durchkosten, um jene Deutung der Welt geben zu können, die er in seinen Werken niedergelegt hat. Aber sich in der Ge-

sinnung mit Jenen eins wissend, konnte er sehr wohl den Verfasser der ‚Theologia deutsch', Meister Eckart, und den Tauler seine Vorgänger nennen. Er konnte auch, als er einst seinem Schüler Bähr vor der Statue des Siegreichvollendeten von dessen Heilslehre sprach, mit Recht sich der Worte bedienen: „Wir Buddhisten".

Sein Leben war daher eingerichtet, wie er es selbst in den ‚Aphorismen zur Lebensweisheit' schildert, jener vom höchsten Standpunkte abstrahierenden Anweisung zu einem möglichst glücklichen Leben, welche in den ‚Parergis' fast die Hälfte des ersten Bandes füllt. An diese Schrift dachte er besonders, als er die Parerga als seinen „Philosophen für die Welt" bezeichnete, und sie hat ihn allerdings auch zunächst populär gemacht. So wenig aber ein Widerspruch zwischen diesem eudämonologischen Werke und seinem Hauptwerke besteht, so wenig giebt es einen Widerspruch zwischen seinem Leben und seiner Lehre. Sein eigentliches Leben aber war sein intellektuelles Leben. Auf sein äußeres Leben einen Blick werfend, sagt er daher einmal in seinem autobiographischen Manuskript *Εἰς ἑαυτόν*[343]):

„Bei Anwandlungen von Unzufriedenheit bedenke ich stets, was es heiße, daß ein Mensch, wie ich, sein ganzes Leben der Ausbildung seiner Anlagen und seinem angeborenen Berufe leben könne und wie viele Tausend gegen Eins waren, daß das nicht anging und ich sehr unglücklich geworden wäre. Wenn ich zu Zeiten mich unglücklich gefühlt, so ist dies mehr nur vermöge einer méprise, eines Irrtums in der Person geschehen, ich habe mich dann für einen anderen gehalten, als ich bin, und nun dessen Jammer beklagt: z. B. für einen Privatdozenten, der nicht Professor wird und keine Zuhörer hat, oder für Einen, von dem dieser Philister schlecht redet und jene Kaffeeschwester klatscht, oder für den Beklagten in jenem Injurienprozesse, oder für den Liebhaber, den jenes

Mädchen, auf das er kapriziert ist, nicht erhören will, oder für den Patienten, den seine Krankheit zu Hause hält, oder für andere ähnliche Personen, die an ähnlichen Miseren laborieren: das alles bin ich nicht gewesen, das alles war fremder Stoff, aus dem höchstens der Rock gemacht gewesen, den ich eine Weile getragen und dann gegen einen anderen abgelegt habe. Wer aber bin ich denn? Der, welcher die Welt als Wille und Vorstellung geschrieben und vom großen Problem des Daseins eine Lösung gegeben, welche vielleicht die bisherigen antiquieren, jedenfalls aber die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen wird. Der bin ich, und was könnte den anfechten in den Jahren, die ich noch zu atmen habe?"

Eben deshalb aber können wir zum Schlusse auch auf sein Leben anwenden, was er in seinem letzten Manuskriptbuch ‚Senilia', noch vor der zum Durchbruch gekommenen Anerkennung der Mitwelt, geschrieben und zur Aufnahme in die zweite Auflage der ‚Parerga' bestimmt hatte:

„Ein glückliches Leben ist unmöglich: das höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt Der, welcher, in irgend einer Art und Angelegenheit, für das Allen irgendwie zu gute Kommende, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird. Dann bleibt er, am Schluß, wie der Prinz im Re corvo des Gozzi, versteinert, aber in edler Stellung und mit großmütiger Geberde stehen. Sein Andenken bleibt und wird als das eines Heros gefeiert; sein Wille, durch Mühe und Arbeit, schlechten Erfolg und Undank der Welt, ein ganzes Leben hindurch, mortifiziert, erlischt in der Nirwana."

Anhang:

Anmerkungen, Quellennachweisungen und Belegstücke.

Abkürzungen häufig zitierter Bücher:

Bähr = Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr herausgegeben von Ludwig Schemann. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1894 (XVI u. 90 Seiten).

S. B. = Schopenhauers Briefe an Becker, Frauenstädt, von Doß, Lindner und Asher; sowie andere, bisher nicht gesammelte Briefe aus den Jahren 1813 bis 1860, herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig, Philipp Reclam jun. [1895] 504 Seiten.

Gw[1] = Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre von Wilhelm Gwinner. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862 (X u. 239 Seiten).

Gw[2] = Schopenhauers Leben von Wilhelm Gwinner. Zweite, umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878 (XXI u. 635 Seiten).

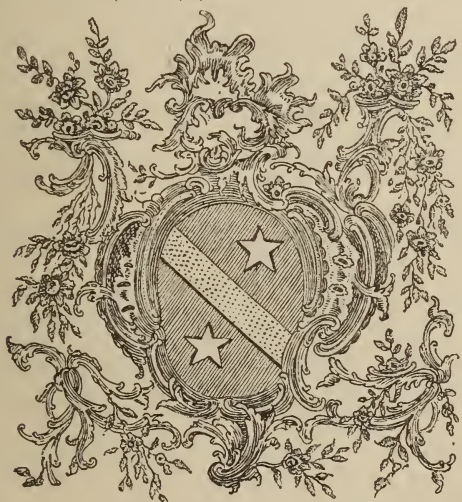
Schemann = Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher Briefe von, an und über Schopenhauer. Herausgegeben von Ludwig Schemann. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1893 (XXXII u. 566 Seiten).

S. W. / S. N. = siehe Vorwort, Seite VI unten.

Zum ersten Kapitel . . . . . Seite 1—15

1) Brief Arthur Schopenhauers vom 4. März 1857 an den niederländischen Botaniker F. W. van Eeden in Harlem (Schemann, S. 381 f.). Vergl. auch S. B. 323.

2) Von dem Schopenhauerschen Wappen folgt hier eine Reproduktion nach dem Ex libris, mit welchem Schopenhauer die Bücher seiner Bibliothek versah:



3) ‚Johanna Schopenhauers Nachlaß. Herausgegeben von ihrer Tochter. In zwei Bänden. Braunschweig 1839' (Doppeltitel: ‚Jugendleben und Wanderbilder') Band II, S. 11 f. Hier wird, auf Grund des Berichts eines 1789 noch lebenden Augenzeugen, eines alten Dieners Johann Schopenhauers, eine ergötzliche Schilderung der Bewirtung des Zarenpaares gegeben. Den Zeitpunkt des Zarenbesuchs in Danzig führt Johanna Schopenhauer nicht an: er ergiebt sich aus Eugen Schuylers ‚Peter the great, Emperor of Russia' (London 1884) Vol. II, p. 348 ff. Hier wird auch erwähnt, daß der Zar häufig die Nachbarschaft Danzigs besucht habe, „to dine and sup with the Polish lords".

Gw¹ 3 und Gw² 1 f. wird der Urgroßvater Arthur Schopenhauers fälschlich „Andreas“ genannt, während in Johanna Schopenhauers Bericht ein Vorname überhaupt fehlt. Andreas hieß sein Sohn, wie aus der Eintragung von 1745 im danziger Bürgerbuch zweifellos hervorgeht: „Andreas Schopenhauer, Bürger, Sohn des Johann Schopenhauer“. Der Sohn Andreas war Gw¹ 4 fälschlich „Johann Friedrich“ genannt, was Gw² 2 berichtigt ist.

4) Andreas Schopenhauers Geburtsdatum ist auf der Steinplatte des Erbbegräbnisses zu Ohra angegeben, der Geburtsort fehlt. In dem schon citierten Briefe an van Eeden sagt Arthur Schopenhauer: „Mein Großvater war noch in Holland geboren, aber jung nach Danzig gekommen, wo er die Tochter des Herrn Soermans, holländischen Residenten bei der noch freien Stadt, heiratete: ich besitze noch die in Elfenbein überaus schön gearbeitete Büste dieses Soermans. Mein Vater, Heinrich Floris, sprach noch sehr gut holländisch; aber ich gar nicht. In Deutschland lebt, meines Wissens, kein einziger meines Namens, aber in Holland werden deren wohl noch sein; was sich in Adreßbüchern auffinden ließe“. (Schemann, S. 381). Gw¹ 3 und Gw² 2 wird aus dieser Soermansschen Büste eine Büste Johann Schopenhauers gemacht!

5) ‚Johann Bernoullis Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Pohlen.‘ (Leipzig 1779) Band I, S. 304.

6) Bernoulli, a. a. O. Bd. I, S. 163. 296—298. Bd. II, 214. Das S. 3 unseres Textes erwähnte Landgut hieß wahrscheinlich Niederfeld. Von den Aschensiedereien berichtet Bernoulli (I, 332), daß Danzig denselben, nächst dem Korn- und Holzhandel, einen guten Teil seines Reichtums verdanke. Es wurde daselbst eine Art Pottasche gewonnen, die als „the Danzic alcali“ namentlich in England gesucht war.

7) ‚Jugendleben und Wanderbilder von J. Schopenhauer. Auf's neue eingeführt und mit erläuternden Notizen versehen von Dr. W. Cosack, Stadtschulrat. Danzig 1884‘.

8) Gw¹ 5 und Gw² 3 wird Heinrich Floris fälschlich zum „jüngsten Sohn“ Andreas Schopenhauers gemacht. Er ist, laut danziger Taufregister, am 27. Juni 1747 getauft, der zweite Sohn Andreas Schopenhauers, Johann Friedrich, ist am 25. August 1748 getauft, der dritte Sohn, Michael Andreas, am 20. April 1758 und der vierte Sohn Karl Gottfried am 16. August 1761.

9) Gw¹ 9.

10) ‚Johanna Schopenhauers Nachlaß‘ Band I, S. 289 f.

11) Das Aktenstück hat sich in Schopenhauers Nachlaß vorgefunden und ist Gw² 6 ff. abgedruckt.

12) ‚Johanna Schopenhauers Nachlaß‘ I, 251.

13) Arthur Schopenhauers lateinische Selbstbiographie (‚Curriculum vitae'), nach dem der berliner Fakultät eingereichten Original zum erstenmal abgedruckt S. W. VI, 247 ff. Dies Aktenstück ist eine Hauptquelle für Schopenhauers Leben bis Ende des Jahres 1819.

14) Gw¹ 5: hier steht, daß Heinrich Floris Schopenhauers „Körperbau gedrungen und unter der mittleren Größe" gewesen sei, was Herr Gwinner in der Schrift ‚Schopenhauer und seine Freunde. Leipzig 1863' Seite 21 für einen Druckfehler erklärt, es müsse „über der mittleren Größe" heißen: „Heinrich Floris Schopenhauer war ein Mann von imposanter Statur". Mir persönlich sagte Herr Gwinner: „er war ein Riese". Gw² 3 heißt es: „Sein Körperbau war gedrungen und groß".

15) Dr. Cosack an dem, Anmerkung 7 angegebenen Orte. Hier befindet sich auch eine Abbildung des Trosienerschen Hauses, welches heute die Nummer 81 führt.

16) ‚Johanna Schopenhauers Nachlaß' Bd. I, S. 10 ff. Demselben Bande (S. S. 6. 114 f. 246. 254 ff. 270 ff. 289 f. 301 f. 329. 366 ff. 383) sind auch alle folgenden Citate in diesem Kapitel entnommen.

17) Der Trauschein, welchen der (seitdem verstorbene) Archidiakonus der St. Marienkirche in Danzig, Herr Bertling aus dem Traubuch für mich zu kopieren die Güte gehabt hat, lautet:

Am sechzehnten Mai siebzehnhundertfünfundachtzig sind in der Kirche zu „allen Gottes Engeln" ein für allemal proklamiert und sogleich nach der Frühpredigt (8—11 Uhr Vormittags) kopuliert worden Heinrich Florus Schopenhauer, Kauf- und Handelsmann allhier, und Jungfer Johanna Henrietta, Christian Heinrich Trosiner, ältesten Quartiermeisters im Fischerquartier und Vorstehers der Johanniskirche, eheleibliche älteste Jungfer Tochter.

Zum zweiten Kapitel . . . . . Seite 15—35

18) Gw¹ 5, Gw² 4 wird, ohne Angabe auf Grund welcher Autorität, berichtet, daß, als der Vater am 22. Februar 1788 nachmittags mit erhitztem Kopfe in sein Komptoir trat und dem versammelten Personal die Worte entgegenstammelte: „Ein Sohn geboren!" der humoristische Buchhalter, im Vertrauen auf die Taubheit des Prinzipals, sich feierlich erhob und mit der Anrede gratulierte: „Wenn er dem Papa ähnlich wird, muß er ein schöner Pavian werden!" Wir haben (im Texte S. 13) gesehen, daß die Harthörigkeit Heinrich Floris Schopenhauers im Jahre 1787 „kaum merklich" gewesen ist. Fünfzig Jahre später hatte das Leiden ihres Gatten in den Erinnerungen der Witwe freilich kolossale Dimensionen angenommen. Sie schreibt am 24. Januar 1834 ihrem Freunde Karl von Holtei: „Bin diesen Winter von einem bösen

Husten viel geplagt gewesen . . . das böse Übel rührt eigentlich von einer Schwäche in der Brust her, die ich mir durch heftiges, zehn bis fünfzehn Jahre währendes lautes Sprechen zugezogen habe, weil mein Mann sehr schwerhörig war". („Johanna Schopenhauers Briefe an Karl von Holtei' [Leipzig 1870] S. 96). Diese groteske Expektoration der liebenswürdigen Witwe, die einen Husten von 1834 ihrem 30 Jahre vorher verstorbenen Manne aufbürdet, dürfte schwerlich ernst zu nehmen sein: ich habe sie auch hauptsächlich deshalb angeführt, weil sie ein helles Schlaglicht auf den Charakter der Briefschreiberin wirft.

19) „Arthur Schopenhauers Geburtshaus, das von der Mutter nicht erwähnt wird, liegt, wie aus den Hypothekenbüchern des vorigen Jahrhunderts hervorgeht, in der Heiligengeistgasse und führt heute die Nummer 114" (Dr. Cosack a. a. O. Seite 168). Gw¹ 15 und Gw² 15 ist fälschlich Nr. 117 angegeben. Das Haus ist am hundertjährigen Geburtstage Schopenhauers durch eine Erinnerungstafel bezeichnet worden. Über das Datum des Geburtstages vgl. S. W. VI, 177 f. Ebenda ist der Taufschein abgedruckt.

20) „Johanna Schopenhauers Nachlaß' Bd. II, S. 1. Dasselbe erzählte Arthur Schopenhauer später einem jüngeren Freunde, indem er noch hinzusetzte, ein schwindelhafter Kaufmann in Danzig habe nämlich die mehrsprachige Verschiedenheit seines Vornamens Jakob, James, Jacques zu Betrügereien und Wechselfälschungen benutzt. Gegen solche Eventualitäten habe der Vater die künftige Firma seines Sohnes sichern wollen (Bähr, S. 40).

21) „Joh. Schopenhauers Nachlaß' II, 19. 26. Ebendaselbst (S. 17 f.) die auf derselben Seite unseres Textes angeführte Bemerkung Johannas.

22) S. N. Band IV, Seite 327 f.

23) Das Todesdatum Andreas Schopenhauers ist auf der Steinplatte des Erbbegräbnisses verzeichnet: bei Gw² 2 steht unrichtig „1794". Das von mir angegebene Todesdatum seines zweiten Sohnes Johann Friedrich, ist mir aus den Kirchenbüchern von Archidiakonus Bertling in Danzig mitgeteilt (siehe S. W. VI, 179 und 216, wo die Altersreihenfolge der Brüder, nach Anmerkung 8 zum 1. Kapitel zu korrigieren ist). Nach den Kirchenbüchern von Ohra ist Johann Friedrich Schopenhauer am 27. April 1794 im Erbbegräbnis beigesetzt worden. Er starb an der Auszehrung.

24) Das Todesjahr Anna Renata Schopenhauers ist in den Kirchenbüchern von Ohra verzeichnet. Die Angaben über ihre letzten Lebensjahre beruhen auf brieflichen, undatierten und nur fragmentarisch abgedruckten Mitteilungen Johanna Schopenhauers an ihren Sohn: Gw² 2 f. Sie sagt daselbst auch, ihr Mann habe an dem seine Mutter entmündigenden Gerichtsbeschluß nichts ändern

können „wegen des blödsinnigen Andreas“. „Andreas“, d. h. Michael Andreas, wie wir gesehen haben (Anmerkung 8 zum 1. Kapitel), der dritte Sohn Andreas Schopenhauers (Gw² 3 fälschlich als dessen ältester Sohn bezeichnet), war nämlich von Jugend auf geistesschwach gewesen, und Johanna Schopenhauer scheint hier also von der Annahme auszugehen, als ob der Gerichtsbeschluß gegen die Mutter sich auf die Geistesschwachheit ihres dritten Sohnes als auf ein Hauptargument gestützt habe! Aus der nur in abgerissenen Worten mitgeteilten Briefstelle läßt sich freilich die eigentliche Meinung der Schreiberin nicht klar ersehen. Sie selbst leitet übrigens, in demselben Brieffragment, die bei der Schwiegermutter am Ende ihres Lebens aufgetretene Geistesschwachheit daraus ab, daß Anna Renata Schopenhauer „von so heftigem Charakter“ gewesen sei! Daß deren Geisteszustand überhaupt kein sonderlich bedenklicher, jedenfalls von Irrsinn weit entfernt gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß man sie in Ohra ohne jede Aufsicht wohnen ließ. Johanna Schopenhauer besuchte die Schwiegermutter im Jahre 1799 daselbst: nach ihrer offenbar stark übertreibenden Angabe hat sie „das ganze Haus leer gefunden, da man alles gerichtlich verkauft hatte! Ich tröstete sie, beruhigte sie, schaffte an, was ihr fehlte, und sorgte für ihre Bequemlichkeit.“ Wie sie die Mutter gefunden, setzt sie hinzu, werde sie nie vergessen.

Anscheinend in demselben Briefe führt sie auch an, daß Andreas Schopenhauers Sohn, Karl Gottfried, „ein durch Ausschweifungen halb wahnsinnig gewordener Mensch“ gewesen sei und tischt noch sonstigen danziger Stadtklatsch über denselben auf. Gw² 3 wird dieser Karl Gottfried fälschlich als „zweiter Sohn“ Andreas Schopenhauers bezeichnet: wir haben oben (Anmerkung 8 zum 1. Kapitel) gesehen, daß er der vierte und jüngste Sohn gewesen ist. Karl Schopenhauer aus Danzig war vom Wintersemester 1782 bis zum Wintersemester 1783 in Göttingen als Student der Rechte immatrikuliert gewesen. Er scheint es im Leben allerdings zu nichts gebracht zu haben, starb übrigens, an der Auszehrung, bereits im März 1795 (begraben in Ohra, laut den Kirchenbüchern, am 10. März 1795).

Die Angaben, die Johanna Schopenhauer dem Sohne über den Geisteszustand seiner Großmutter und seiner beiden Oheime gemacht hat, halte ich übrigens für mehr als fragwürdig, da sie offenbar die pädagogische Absicht verfolgt haben, ihn gewissermaßen selbst als von erblicher Belastung bedroht hinzustellen, wie sie denn auch, bei einem anderen Anlaß, im Briefe vom 28. April 1807 sagt: „Ich weiß nur zu gut, wieviel Anlage zu schwermütigen Grübeleien Du von Deinem Vater zum traurigen Erbteil bekamst.“ (Schemann S. 61.) An „schwermütigen Grübeleien“ hatte diese leichtsinnige, oberflächliche, herzlose, optimistische Natur

allerdings nie gelitten: selbst mitten in den „Greueln", die die Schlacht von Jena im Gefolge hatte, und die sie ausführlich schildert, bewahrt sie ihre „ungetrübte Heiterkeit" (Schemann S. 48).

25) Bähr S. 40. Zu den zitierten Worten seines Vaters setzte der Sohn mit Nachdruck hinzu: „So sagte mein Vater, der Kaufmann."

26) Schemann, S. 381 f. 27) Gw² 18—32 (sparsim).

28) Die unglaublich bigotten und die persönliche Freiheit beschränkenden Einrichtungen dieser Anstalt sind umständlich beschrieben in den ‚Erinnerungen von einer Reise in den Jahren 1803, 1804 und 1805. Herausgegeben von Johanna Schopenhauer'. (Rudolstadt 1813. 1814.) Band II, Seite 252—258. Der Schilderung liegt offenbar der Bericht ihres Sohnes zugrunde, wie überhaupt dessen Tagebuch in diesem Werke reichlich ausgeschrieben zu sein scheint. Ich besitze die in Einen Pappband gebundenen beiden Teile in Arthur Schopenhauers Exemplar: auf den Titelzettel des Rückens hat er geschrieben: „Reise in England." Später hat Johanna Schopenhauer noch einen dritten Band folgen lassen ‚Reise durch das südliche Frankreich' (Rudolstadt 1817). Ihres Sohnes gedenkt sie übrigens in den drei Bänden nur ein einziges Mal, nämlich Band II, S. 10, wo sie erwähnt, daß des abends in einer Bauernstube bei Deventer „einer von unserer Gesellschaft" die Flöte geblasen habe.

29) Gw² 21 ff.

30) S. N. III, 188. Der Brief ist vom Jahre 1831.

31) S. N. IV, 365. 32) S. N. IV, 389 f.

33) S. W. V, 663. 34) S. W. IV, 533.

35) Gw² 32—34. Die Briefe Arthurs sind nicht erhalten.

36) Gw² 35.

37) Die Nachweisung der hier zum erstenmal mitgeteilten Todesanzeige verdanke ich dem Herrn Amtsrichter Dr. jur. August Leverkühn in Lübeck. — Nach der gefälligen Mitteilung des Herrn Pastors Bertheau in Hamburg ist in den Leichenregistern des Kirchspiels von St. Georg in Hamburg der Begräbnistag Heinrich Floris Schopenhauers als der 24. April 1805 angegeben, doch ist die Beurkundung nicht so deutlich, daß nicht auch der 22. April der Begräbnistag gewesen sein könnte. Da es aber damals üblich war, die Todesanzeige am Tage des Begräbnisses zu veröffentlichen und Heinrich Floris' Todesanzeige am 24. April im ‚Hamburger Korrespondenten' erschien, so ist es so gut wie zweifellos, daß dieses Datum dasjenige des Begräbnistages gewesen ist. Als Todestag ist dann mit Sicherheit der 20. April, von welchem die Anzeige datiert ist, anzunehmen.

38) Curriculum vitae (S. W. VI, 253). Gw¹ 22 wird berichtet, Heinrich Floris Schopenhauers Todesart habe zu dem „Gerücht"

Veranlassung gegeben, daß er, wegen eingebildeter Vermögensverluste, freiwillig geendet habe. Gw² 35 findet sich dagegen der Zusatz: ihm, dem Biographen „*indirekt*“ bekannt gewordene Äußerungen der Witwe und des Sohnes gäben „kaum“ einem Zweifel Raum, daß jenes Gerücht begründet gewesen sei. Ich habe es für richtig gehalten, derartige Gerüchte und „indirekte“ Nachrichten im Text zu ignorieren, und vielmehr nur die direkten Kundgebungen der Gattin und des Sohnes über den Vorfall mitzuteilen.

Zum dritten Kapitel . . . . . Seite 35—61

39) Der Brief Johanna Schopenhauers vom 16. Mai ist zuerst gedruckt bei Schemann, S. 41 f.; der Auszug aus dem späteren Briefe (S. 36 unten in unserem Text) bei Düntzer, „Goethes Beziehungen zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern“ in ‚Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken‘. Erster Band. (Leipzig 1885) S. 117 ff.

40) Ein zum Billet zusammengefaltetes Quartblatt mit der Adresse: „Herren Arthur Schopenhauer“. Der Brief ist schon bei Düntzer S. 119 und danach bei Schemann S. 42 gedruckt, aber mit mehreren Lesefehlern ꝛc. und unter Weglassung des Datums.

41) Ihre an Arthur aus Weimar nach Hamburg geschriebenen Briefe ließ sich die Mutter von ihrem Sohne zurückgeben, als sie, im Jahre 1837, an ihren Memoiren schrieb. Nach ihrem Tode und dem Tode ihrer Tochter Adele fanden sie sich im Nachlaß der Letzteren vor, und deren Universalerbin, Frau Mertens, hatte schon einen Teil derselben vernichtet, als der Rest durch Professor Nikolovius aus Königsberg, bei dessen Besuche in Bonn, vom Verbrennen gerettet wurde. Dieser Rest kam dann in den Besitz des Professors Heinrich Düntzer in Köln (Schemann S. 411 f.), die Veröffentlichung erfolgte an den Anmerkung 39 angegebenen Orten.

42) Schemann S. 54. Die Bardua (geb. in Ballenstedt 1781) malte damals auch ein Ölbild von Johanna Schopenhauer mit Adele auf Einer Leinwand: Düntzer a. a. O. S. 132. Ebenso porträtierte sie für Frau Schopenhauer deren Freund Fernow. Am 12. Mai 1807 verließ sie Weimar und ging nach Dresden, um Gerhard von Kügelgens Unterricht zu genießen. Kügelgens bekanntes Goethe-Bildnis von 1809 hat sie wiederholt kopiert, so für die Fürstin von Detmold zum Preise von vier Louisd'or. (‚Jugendleben der Malerin Caroline Bardua‘ [Breslau 1874] S. 201. 78.) Eine andere, verkleinerte Kopie machte sie für Arthur Schopenhauer: siehe S. 246 unseres Textes und Bähr, S. 38 f.

43) Gw² 51 ff. Diese Aufzeichnungen sind in unserem Text (S. 39—40) vollständig reproduziert.

44) Diese Verse Gays stehen unter dessen Büste im Poets corner der Westminsterabtei.

45) Düntzer a. a. O. S. 119.

46) S. N. IV, 366. Vgl. hierzu die wichtige Stelle S. W. IV, 548, wo Schopenhauer, mit Plato, das Greisenalter glücklich preist, weil es nicht mehr „unter dem Frohndienst jenes Dämons steht".

47) Schemann, S. 60 ff.

48) Gw² 53 ff. Ebendaselbst Johanna Schopenhauers Brief vom 14. Mai 1807.

49) Schemann, S. 465.

50) Gw² 73 f. Der Aphorismus (S. 50 unseres Textes) Gw² 529.

51) Gw² 63 ff. Ebendaselbst die folgenden beiden Briefe (S. 52—57 unseres Textes).

52) Gw¹ 30. 53) Gw¹ 44; Gw² 144.

54) Gw² 52. 72 ff.

Philosophische Aphorismen in Weimar 1808—1809.

1.

„Alle Philosophie und aller Trost, den sie gewährt, läuft darauf hinaus zu zeigen, daß eine Geisterwelt ist und daß wir in derselben von allen Erscheinungen der Außenwelt getrennt, ihnen von einem erhabenen Sitz mit größter Ruhe und ohne Teilnahme zusehen können, wenn unser der Körperwelt gehörender Teil auch noch so sehr darin herumgerissen wird."

2.

„Tief im Menschen liegt das Vertrauen, daß etwas außer ihm sich seiner bewußt ist wie er selbst; das Gegenteil lebhaft vorgestellt, neben der Unermeßlichkeit, ist ein schrecklicher Gedanke."

3.

„Der objektive Dichter kann nichts mehr werden als vollkommener Darsteller und kann nur die Außenwelt darstellen; denn jedes Übersinnliche, jedes außerhalb des Erdenkreises Liegende kennt er nur aus seinem Innern und er würde damit sofort subjektiv. Die Außenwelt stellt sich selbst am treuesten dar — aber der Dichter koncentriert das Wesentliche, Charakteristische, sondert das Zufällige. — Ist aber dies der Gipfel der Poesie? ist dies göttlicher als das Bild der inneren Ahndung? muß die Welt, die der Dichter schafft, eine Mosaik aus schon vorhandenen Steinen sein? kann er sie nicht selbst mit ungebundener Willkür färben?"

4. (Zu den Tragödien des Sophokles).

„Nicht nur die Vernunft vom Belvedere der Spekulation herab, auf das sie durch Schlüsse gestiegen, sondern ein lebendiges, doch nüchternes, uns viel näheres Gefühl sagt uns, daß alle unsere Not, selbst die fürchterlichste, gar keine ist, da sie durchaus nur bedingt und leicht (immer wenigstens durch den Tod) zu lösen

ist, sondern nur ein Bild eines nicht (wie es selbst) in der Zeit, sondern in der Ewigkeit vorhandenen wirklichen Übels, das wir durch die innere Anschauung, vulgo Phantasie, erkennen oder uns erinnern. Aber wenn uns irdische Not packt, sind wir als unsere eigenen Henker geschäftig, ihr das Bild jenes entsetzlichen wahren Übels unterzuschieben, und dann fühlen wir einen Beruf, zu rasen und zu jammern. Ausbildung der Vernunft läßt uns diese Täuschung erkennen und vermeiden: das wollten wohl die Stoiker, und da alle Poesie das Bild des Ewigen in der Zeit ist, wird auch durch Bilder des irdischen Unglücks die Idee jenes wahren unauflösbaren unbedingten Übels erweckt und uns so das Bewußtsein der Ewigkeit beigebracht: das ist das Trauerspiel."

5.

„Wir sollen nicht grünen und blühen wie die Pflanzen der Erde: das sagt uns jedes Trauerspiel; also wohl etwas Besseres, sagt sich der Zuschauer und sieht mit Genuß zertrümmern alles, was ihm oft das Wünschenswerteste schien."

6.

„Warum liegt über dem Andenken der Vorzeit eine so liebliche Ruhe? warum ergreift uns wehmütige Rührung fast schon beim Nennen der alten Zeit? warum sehen wir ihre Gestalten in so sanftem Schimmerlichte, so ohne Beimischung des Grellen? Ist es darum, weil der Tod sie geebnet hat, weil ihre Sorgen und Qualen nicht mehr sind und die Zeit gelehrt hat, daß diese Täuschungen waren und wir sie nun belächeln wie die Trübsale der Kinder?"

7.

„Entweder ist alles vollkommen, das Größte wie das Kleinste, keins dem anderen geopfert, es sind in allem zum besten Zweck die vollkommensten Mittel, die wie die einzige gerade Linie zu ihm führen, vorhanden: dann müßte jedes Leiden, jeder Irrtum, jede Angst nicht etwa notwendiges, durch andere Einrichtungen bedingtes und entschädigtes Übel sein, sondern wirklich das unmittelbare, einzig rechte, beste Mittel, auch außer allem Zusammenhang mit dem übrigen; oder aber — und wer könnte denn angesichts dieser Welt bei jener Annahme stehen bleiben? — es sind nur zwei andere Fälle möglich: wir müssen — wenn nicht alles zum bösen Zweck annehmen — neben dem guten Willen einem bösen Willen Gewalt zugestehen, der jenen zu Umwegen zwingt, oder wir müssen diese Gewalt nur dem Zufall und also dem lenkenden Willen Unvollkommenheit in der Anordnung oder in der Macht zuschreiben."

8.

„Nehmen wir aus dem Leben die wenigen Augenblicke der Religion, der Kunst und der reinen Liebe, was bleibt als eine lange Reihe trivialer Gedanken?"

9.

„Das Leiden, welches ich von mir weg und auf einen anderen schiebe, wird dadurch vergrößert: darum die große Masse des Übels auf der Welt, die entstanden ist, indem das ursprüngliche positive Übel (die Schuld der Welt) durch dies egoistische Weiterschieben vermehrt wurde. Nur durch freiwilliges Aufladen und an sich Ziehen des Übels wird es zur möglichsten, vielleicht unendlichen Verringerung gelangen, und so das Reich Gottes kommen."

55) Curriculum vitae (S. W. VI, 259).

56) ‚Fr. Passows Leben und Briefe', herausg. von A. Wachler (Breslau 1839). Passow nennt hier Frau Schopenhauer und Adele Schopenhauer mit vollen Namen, bezeichnet seinen Schüler aber nur mit Vornamen und dem Initial seines Namens („Hr. Arthur S.").

57) S. W. 122. 58) Gw² 79.

59) Siehe Riemers Bericht im Brief an Frommann vom 29. November 1806 (‚das Frommannsche Haus und seine Freunde' [Jena 1872] S. 90).

60) Gw² 131.

61) Vgl. über das Bild Schopenhauers eigene Äußerungen (in unserem achtzehnten Kapitel). Der im Text erwähnte Kraußesche Stahlstich nach dem Bilde ist das Titelbild vor Gw²; vom Verlage von F. A. Brockhaus auch einzeln zu beziehen.

62) Ein Beobachter, der sich selbst einer sehr großen Statur erfreut, hat über Schopenhauer, den er in den fünfziger Jahren sehr häufig in der frankfurter Lesegesellschaft beobachtet hat, berichtet: „Obwohl die Statur nicht so tief unter der Mittelhöhe zurückblieb, um schon zu den kleinen gezählt zu werden, erschien doch sein Rumpf beinahe (!) verkümmert gegen den kolossalen Löwenkopf" (Episteln und Vorträge von W. Jordan [Frankfurt a. M. 1891] S. 2).

Nach Schopenhauers Tode wurde durch den Bildhauer Zwerger ein Gipsabguß seines Schädels (jedoch nur bis zur Nasenwurzel und dem Mittelhauptswirbel) genommen. Die Schädelbreite (Umfang von Ohr zu Ohr) beträgt 60 cm (in pariser Zollen 6" 6‴: die Schädelbreite Kants betrug 6" $1\frac{1}{2}$‴). Die Schädellänge und Höhe treten bei Schopenhauer und Kant der Breite gegenüber zurück: das Gegenteil war bei Napoleon I. der Fall, dessen Schädelbreite nur 5" 7‴ betrug; auch beim Fürsten Bismarck verhält sich, nach Professor Schapers Messungen, die Schädellänge zur Breite wie 100 : 78.

Eine Seitenansicht von Schopenhauers Schädel, in natürlicher Größe ist Gw¹ beigegeben, Gw² aber nicht wiederholt. Drei Umrisse des Gipsabgusses, von der Seite, von vorn und von oben gesehen, finden sich in Dr. G. Schewes ‚Phrenologischen Reisebildern' (Köthen 1863).

Zum vierten Kapitel . . . . . Seite 61—71

63) S. W. VI, 256 und Schemann, S. 331—333.

64) Gw² 83. 65) S. B. 166. 219.

66) Bähr, S. 39. 67) Gw² 592 f.

68) Gw² 77, wo es heißt: Schopenhauer hätte nach der Aufführung den Salon „verlassen" müssen. Auch ist die Aufführung irrtümlich in das Jahr 1809 verlegt.

69) Bähr, S. 38.

70) ‚Ernst Schulze, nach seinen Tagebüchern' (Leipzig, 1855) S. 260.

71) Es waren Epist. lib. I, XVIII,v. 96—100. Vgl. auch meine ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 96.

72) S. N. III, 207. 209—211. IV, 13. 196. 421. Nachzutragen ist dazu noch folgende Gw² 484 f. abgedruckte Sentenz:

„Ob wohl dieses Leben nur für dieses Leben Weisheit erwecken könne d. h. ob die Änderungen, die mein Wille durch die παίδευσις des Lebens in seinem innersten Grunde, gleichviel ob zum Bösen oder zum Guten erleidet, meinen Willen doch nur bestimmen, insofern diese Sinnenwelt seine Sphäre ist; oder ob jene Änderungen mein ganzes unendliches Dasein mitempfindet, und folglich die Endlichkeit causal wird für die Unendlichkeit, wie umgekehrt bei jeder tugendhaften Handlung die Unendlichkeit causal wird für die Endlichkeit? Nehmen wir es nicht an, so frägt sich: wozu das Possenspiel der Welt?"

73) Das Blatt ist jetzt in meinem Besitze: vgl. den vollständigen Wortlaut in ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 40 f.

74) Siehe Schopenhauers Randglossen zu Fichtes Kolleg „über das Studium der Philosophie" und „über die Thatsachen des Bewußtseins und die Wissenschaftslehre" S. N. IV, 81—88. 430 f. Den bei Fichte eine so wichtige Rolle spielenden Begriff des „sich Setzens" pflegte Schopenhauer durch einen an den Rand gezeichneten Stuhl zu illustrieren.

Eine bisher ungedruckte humoristische Randglosse zu Fichtes „Sittenlehre" trage ich hier noch nach:

Fichte:	Ego [Schopenhauer]:
„Die Sittlichkeit geht darum auf Gewißheit eines Künftigen und die Gewißheit, daß Alles sich nur entwickelt für künftig.	Wir sind nur Mist zu künftigen Melonen.
Die ganze Welt hat zur Absicht Bildung des Menschen zur Sittlichkeit. Sie ist Vor- und Bildungswelt: nur um ihres Zwecks willen ist sie da."	Mist!
	Mist!

75) Siehe diesen Goetheschen Brief S. W. VI, 182 f.

76) S. N. Band III (2. berichtigte Auflage 1895).

77) Goethes Werke (Ausg. letzter Hand) XXXII, 177 und XLVI, 360 ff.

78) Gw² 105.

Zum fünften Kapitel . . . . . Seite 71—82

79) S. W. III, 9.

80) Siehe das lateinische Schreiben an die Fakultät S. B. 461—463.

81) Der Tenor des Diploms lautet:

ORDO PHILOSOPHORUM . . . .
VIRO PRAENOBILISSIMO ATQUE DOCTISSIMO
ARTHURIO SCHOPENHAUERO
GEDANENSI
QUI LITTERARUM IMPRIMIS PHILOSOPHIAE STUDIA
IN ACADEMIIS GOTTINGENSI AC BEROLINENSI MAGNA
CUM LAUDE TRACTAVIT
DOCTORUM PHILOSOPHIAE
DIGNITATEM JURA ET PRIVILEGIA
PROBATAE SPECIMINIBUS DOCTRINAE
PRAEMIA VIRTUTISQUE SPECTATAE
INSIGNIA ATQUE ORNAMENTA
DETULIT.

82) Siehe den Begleitbrief zu der Sendung an Frommann bei Schemann S. 69.

83) S. B. 275.

84) Siehe die Begleitschreiben an Wolf und Reinhold S. N. IV, 478 f. und S. B. 23; an Böttiger bei Schemann, S. 71 f. Das Schreiben an Schulze ist nicht erhalten.

85) Schemann, S. 482 (Eichstädt war damals Dekan der philosophischen Fakultät in Jena); und Gw² 229.

86) Gw² 118 ff. 87) Gw² 125.

88) Dr. D. Asher, „Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer" (Gutzkows ‚Unterhaltungen am häuslichen Herd'. 1854. III, 2 S. 27—30).

89) S. B. 195 f.

90) ‚Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel' (Leipzig 1851) II, 115.

91) S. N. IV, 479.

92) Gw² 141: wo dieser Abend fälschlich zu dem der ersten Begegnung zwischen Goethe und Schopenhauer gemacht wird.

93) Im Winter 1813 hat nur Eine Vorstellung von Schillers ‚Räubern' in Weimar stattgefunden, und zwar am 18. Dezember (Burckhardt, ‚Das Repertoir des Weimarer Theaters unter Goethes

Leitung' S. 91). Schopenhauers Besuch bei Goethe an diesem 18. Dezember ist in Goethes Tagebuch verzeichnet.

94) Der gesamte Briefwechsel zwischen Goethe und Schopenhauer ist S. W. VI, 217—246 mitgeteilt.

95) ‚Goethes Werke' (Weimar 1888). Bd. 2, S. 355. Die Einzelhandschrift hat keine Überschrift, enthält auch nur die ersten Vierzeilen der 1815 zuerst gedruckten ‚Lähmung'; indes werden die zweiten Vierzeilen und das Schlußkouplet wohl gleichzeitig entstanden sein. In der Familie der Besitzerin der Handschrift des Spruches von 1814 (der Tochter des uns schon — im Text S. 72 — bekannt gewordenen jenaischen Buchhändlers Frommann) hat sich auch durch Tradition eine hier einschlagende Anekdote erhalten. Als sich nämlich bei einer Gesellschaft einige junge Damen über den „in mürrischer Absonderung in der Fensternische stehenden" Schopenhauer moquierten, rief ihnen der eintretende Goethe, als er erfahren, über wen sie sich lustig machten, die Worte zu: „Kinderchen, laßt mir Den dort in Ruhe, der wächst uns noch einmal Allen über den Kopf." (‚Arthur Schopenhauer. Drei Vorlesungen von Dr. Hermann Frommann'. Jena 1872. S. 5.)

96) Gw² 143.

97) Siehe S. W. II, 167; III, 217; IV, 142; VI, 227. 228. S. N. IV, 320. 339. Eine vollständige Zusammenstellung siehe in dem demnächst von mir herauszugebenden Werke „Schopenhauers Gespräche".

98) Zuerst gedruckt in den ‚Grenzboten' Jahrgang 1873 (III, 36); wiederholt bei Schemann, S. 73.

Zum sechsten Kapitel . . . . . Seite 82—104

99) S. W. VI, 258: „matris domo pro deversorio utendum erat, ubi domestica quaedam tam vehementer mihi displicebant, ut, aliud perfugium quaerens, Rudolphi polin secederem."

100) Das Geburtsjahr von Gerstenbergks beruht auf Gwinners Angabe (Gw² 131), daß Gerstenbergk 8 Jahre älter gewesen sei als Schopenhauer. Dasselbe giebt Düntzer (an dem Anmerkung 39 zum dritten Kapitel angegebenen Orte) S. 186 an. Der ‚Neue Nekrolog der Deutschen' (Weimar 1840) Bd. XVI, S. 1088 läßt ihn dagegen 1760 geboren sein: aber in demselben Bande des ‚Nekrologs' wird (S. 39) das Geburtsdatum des Adoptivvaters von Gerstenbergk als 28. September 1759 angegeben, die Angabe des Geburtsjahres des Adoptivsohnes „1760", ist daher ohne Zweifel ein Druckfehler für 1780. Goedeke (‚Grundriß' III, 1063) kopiert das falsche Geburtsjahr 1760 des ‚Nekrologs'.

101) Goedeke (a. a. O.) führt als von „Friedrich Müller von Gerstenbergk" verfaßt auch die bekannten biographischen Goetheschriften des Kanzlers Friedrich von Müller auf! (Es sind:

‚Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit‘ [Weimar 1832], ‚Goethe in seiner ethischen Eigentümlichkeit‘ [Weimar 1832], ferner „Denkwürdigkeiten“ = ‚Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1806—1815‘ [Braunschweig 1851], endlich „Gespräche Goethes“ = ‚Unterhaltungen mit dem Kanzler F. von Müller, herausgegeben von Burckhardt‘ [Stuttgart 1870]. Die ersten beiden Goethe-Schriften hatte bereits Engelmanns ‚Bibliothek der schönen Wissenschaften‘ [Leipzig 1837] fälschlich Herrn von Gerstenbergk zugeschrieben.)

102) Schemann S. 54. 103) Düntzer a. a. O. S. 146.

104) Schemann S. 60.

105) Mit einem Neudruck von ‚Fernows Leben‘ eröffnete Johanna Schopenhauer 1830 die 24bändige Ausgabe ihrer „sämtlichen Schriften“. Der Neudruck, der Band 1 und 2 der ‚Schriften‘ einnimmt, ist wenig geändert, eine interessante Stelle ist Band 2, S. 162 hinzugekommen: „Fernow fand Erheiterung und Erholung in meinem Hause, wo er gewiß war, wenigstens zweimal in der Woche an meinem Theetisch einen Kreis versammelt zu finden, wie ihn in geistiger Hinsicht vielleicht Jahrhunderte nicht wieder zusammenbringen werden. Goethe war die alles belebende Seele desselben, neben diesem in unaussprechlicher Liebenswürdigkeit Wieland, Einsiedel; was Weimar damals nur an geistreichen, gelehrten und bedeutenden Männern und gebildeten, liebenswürdigen Frauen enthielt, schloß, von jenen Beiden angezogen, der Gesellschaft sich an, die überdem noch durch die vielen Fremden, die, um Wieland und Goethe in der Nähe zu sehen, bei mir Zutritt suchten, an Zahl, mehr noch an Bedeutung unendlich gewann.“ Düntzer bemerkt (a. a. O. S. 183) zu dieser Stelle, daß Frau von Schiller an der Erwähnung der „gebildeten liebenswürdigen Frauen“ Anstoß genommen habe, da sie und überhaupt alle vornehmen adligen Damen sich vom Salon der Schopenhauer zurückgehalten hätten, sie (Frau von Schiller) habe sich deshalb der der Schopenhauer ebenfalls nicht besonders geneigten Prinzessin Karoline gegenüber im Brief vom 10. Oktober 1810 abfällig über die neue Schriftstellerin geäußert. Die Thatsache, daß außer Goethes Frau nur wenige Damen bei der Schopenhauer verkehrten (wie Fräulein Conta, die Malerinnen Bardua und Seidler, Bettine Brentano auf der Durchreise, u. A.) ist richtig, unrichtig aber, daß Schillers Witwe sich durch jene Stelle in ‚Fernows Leben‘ verletzt gefühlt habe, denn diese Stelle fehlt eben in der 1. Ausgabe des Buches! Als die Stelle erstmals im Druck erschien, war Frau von Schiller schon vier Jahre tot.

106) ‚Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler‘. Zweite, umgearbeitete Auflage. (Berlin 1875) S. 51.

107) ‚Goethes Leben. Von Heinrich Düntzer‘ (Leipzig 1880) S. 542.

108) ‚Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler' (Berlin 1874) S. 78 (151).

109) Gw² 131; ebendaselbst der Brief S. 89—93 unseres Textes.

110) ‚Goethes Gespräche' herausgegeben von W. von Biedermann (Leipzig 1889) III, 110.

111) Gw² 130. 106.

112) S. W. 461. Daß Schopenhauer auch im späteren Leben, trotz seines Kosmopolitismus, doch an der Gestaltung der deutschen Verhältnisse Anteil genommen hat, beweist das IX. Kapitel der ‚Parerga' (überschrieben „Zur Rechtslehre und Politik") und besonders der Zusatz, den er zum § 127 in seinem Handexemplar hinterlassen hat: „Ich bin der Meinung, daß wenn Deutschland nicht dem Schicksal Italiens entgegen gehen soll, die von seinem Erzfeinde, dem ersten Bonaparte, aufgehobene Kaiserwürde, und zwar möglichst effektiv, hergestellt werden muß. Denn an ihr hängt die deutsche Einheit und wird ohne sie stets bloß nominell, oder prekär sein." (S. W. V, 265). Dieser Zusatz ist geschrieben in derselben Zeit, als Bismarck preußischer Gesandter beim Bundestag in Frankfurt war (1851 — Januar 1859).

113) S. W. II, 615.

114) ‚Erinnerungen .. der Malerin L. Seidler', 2. Aufl. S. 102.

115) ‚Vierzig Jahre von Karl von Holtei'. Vierter Band (Berlin 1844) S. 390 ff. Fünfter Band (Breslau 1845) S. 46. ff. Holteis schönfärbende Charakteristik der Schopenhauer, „dieser herrlichen Frau," ist für den Biographen natürlicherweise ganz wertlos.

116) ‚Johanna Schopenhauer. Briefe an Karl von Holtei' (Leipzig 1870). Im Briefe vom 26. September 1828 ist S. 18 der Name Gerstenbergks in der von mir herausgehobenen Stelle beide mal nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet, aber im Eingang des Briefes (S. 15) ist er voll ausgeschrieben.

117) Gw² 137. 118) Schemann, S. 412.

119) ‚Erinnerungen . . . der Malerin Louise Seidler', 1. Auflage S. 62. — In der Vorrede (S. IX f.) bemerkt der Herausgeber, Hermann Uhde, über die 1866 in Weimar gestorbene Sachsen-Weimarische Hof-Malerin: „Über die Treue und Zuverlässigkeit der Entschlafenen herrschte unter deren Freunden vollste Einstimmung. Die Beschäftigung mit ihren Papieren konnte dies Urteil lediglich bestätigen . . . An der unbedingten Liebe zur Wahrheit in Louise Seidlers Berichten dürfen wir keinen Augenblick zweifeln."

120) ‚F. Passows Leben' S. 111 ff.

121) ‚Anselm Ritter von Feuerbachs Leben, aus Tagebüchern' 2c. (Leipzig 1852) unter dem Jahre 1815: „Bekanntschaften in Karlsbad und Franzbrunn."

122) S. W. 202. Hinsichtlich seiner Schwester aber acceptiert

Schopenhauer das Feuerbachsche Urteil nicht. Er schreibt: „Meine Schwester malte Blumen und kleine menschliche Figuren, u. s. w. wirklich sehr schön. Dem Pückler hatte sie so etwas geschenkt, welches er mir 1818 mit Entzücken zeigte und dazu ihren Kommentar vorlas. Kürzlich zeigte mir eine Dame ein sehr schönes, von meiner Schwester, welches sie al Fresco will ausführen lassen." Fürst Pückler war, beiläufig bemerkt, nachmals zum Anhänger der Schopenhauerschen Philosophie geworden. Als ihn in seinem letzten Lebensjahr ein Freund besuchte, traf er ihn bei der Lektüre Schopenhauers, und Pückler äußerte mit Bezug darauf: „Sie sehen, daß ich mich zum Tode vorbereite." Seine litterarische Erbin, Ludmilla Assing, fragte er einmal: „Kennen Sie Schopenhauer und seine Philosophie? Das ist mein Mann." (Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Hamburg und Berlin 1873—1876.)

123) Quandt an Adele Schopenhauer (d. d. Leipzig 26. Oktober 1818) bei Schemann S. 492.

124) ‚Nachlese. Erzählungen und Plaudereien von Karl von Holtei' (Breslau 1879) I, 42 f.

125) Gw² 405.

126) ‚Die Tante. Ein Roman von Johanna Schopenhauer' (2 Bände, Frankfurt a. M., Wilmans, 1823) Bd. 1, S. 299.

127) Gw¹ 35.

Zum siebenten Kapitel . . . . . Seite 104—119

128) Die Wohnungsangabe befindet sich in einem Artikel Karl Bährs im ‚Dresdener Anzeiger' vom 4. Februar 1888. Daselbst wird auch angeführt, daß Schopenhauer in die Fensterscheibe seines Arbeitszimmers in lateinischer Sprache die Worte eingeritzt habe: „Hier wohnte Schopenhauer von 1814—1818 und schrieb seine vier Bücher von der Welt." (In dem Artikel steht irrtümlich 1816—1819).

129) Der Brief ist im Goethe-Archiv nicht mehr vorhanden, der Inhalt jedoch aus den späteren Briefen Schopenhauers an Goethe teilweise zu erraten. Vgl. S. W. VI, 219 ff.

130) Auch dieser Schopenhauersche Brief fehlt im Goethe-Archiv.

131) Kuno Fischer, ‚Der Goethe-Seebeckische Briefwechsel': Münchner Allgemeine Zeitung, Beilage, 10. Juli 1885.

132) ‚Briefwechsel zwischen Goethe und dem Staatsrat Schultz. Herausgegeben von H. Düntzer' (Leipzig 1853) S. 149.

133) ‚Goethes Gedichte. Zweiter Teil' (Stuttgart und Tübingen 1815) S. 199 (und ebenso im 2. Bande der im selben Jahr erscheinenden neuen Ausgabe seiner ‚Werke').

134) ‚Goethes sämtliche Werke. Ausg. letzter Hand' XXXII, 113. Wahrscheinlich geht auf Schopenhauer auch die Äußerung

Goethes zu Eckermann, 19. Februar 1829 (‚Gespräche mit Goethe' II, 84 f.), wie schon Frhr. von Biedermann vermutete (‚Goethes Gespräche' VII, 33).

135) Siehe die genaue Beschreibung dieser Manuskripte S. N. IV, 415.

136) Vgl. S. N. IV, 349.

137) Gespräche mit Frauenstädt: siehe Anmerkung 97, zum fünften Kapitel.

138) Gw² 161.

139) Die sämtlichen, die erste Ausgabe der ‚Welt als Wille und Vorstellung' betreffenden Briefe Schopenhauers an Brockhaus siehe S. B. 24—33 und 463 f. Schopenhauer hatte für sein Werk 1 Dukaten Honorar für den Oktavbogen mit höchstens 30 Zeilen auf der Seite stipuliert und die Stärke des Bandes auf 40 Bogen veranschlagt, gedruckt sollten höchstens 800 Exemplare werden. Nachher fand sich, daß das Werk 46⅜ Bogen stark geworden war und 35 Zeilen auf der Seite hatte. Trotzdem hat der Verleger nur 40 Dukaten gezahlt. Die Auflage betrug 750 Exemplare. Vgl. ‚F. A. Brockhaus. Sein Leben und Wirken. Von Heinrich Eduard Brockhaus' (Leipzig 1876) II, 360.

140) ‚Morgenblatt für gebildete Leser' Nr. 22. 1859. (S. 519 ff.)

141) ‚Brockhaus. Leben und Wirken' II, 349.

142) Gw² 158 f.

143) ‚Memoiren von Friedrich Laun' (Bunzlau 1837) III. Teil, S. 78. — Gw² 158 wird ohne Quellenangabe berichtet, daß Schopenhauer „nach Laun" in jenem dresdener Schriftstellerkreise den Beinamen Jupiter tonans geführt habe.

144) Schemann, S. 226 (der Artikel in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung' stand im Jahrg. 1847, Nr. 359—362). Eine Mitteilung über Schopenhauers Verkehr mit Schulze, welche sich Gw¹ 49 und Gw² 158 findet, und daselbst lautet: „Laun half Schopenhauern aus einer galanten Affäre, deren dieser nachmals als eines seltenen Beispiels gedachte, daß bei der Einen Angelegenheit vier durchaus ehrliche Menschen konkurriert hätten" — habe ich im Texte nicht verwertet, da wir aus dieser fragmentarischen Notiz nicht entnehmen können, um was es sich bei dieser „Angelegenheit" eigentlich gehandelt hat. Eine ähnliche Mitteilung über dresdener „galante" Beziehungen Schopenhauers habe ich ebenfalls übergangen: sie rührt von Ernst Otto Lindner her, der in dem mit Frauenstädt zusammen herausgegebenen Werke ‚Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn' (Berlin 1863) S. 64 sagt, wie er „erfahren" habe, hätte Schopenhauer, als er sich in Dresden aufhielt, einen unehelichen Sohn gehabt, der aber sehr frühzeitig gestorben sei. Eine solche magere Notiz, die wir beim Mangel jeder Quellenangabe auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen gar nicht

imstande sind, verdient meines Erachtens keine biographische Berücksichtigung.

145) Schemann, S. 489, 492, 493. — J. G. Quandt, geb. 1787 in Leipzig, 1820 geadelt, lebte seit 1830 auf seinem Rittergute Dittersbach bei Dresden, er gehörte dem Vorstande der dresdener Gallerie an.

146) Wenn es in Schopenhauers Brief an Goethe vom 23. Juni 1818 heißt: „meine Schwester muß ein außerordentliches Mädchen geworden sein, wie ich nach ihren Briefen urteile" — so können unter diesen Briefen nicht an ihn selbst gerichtete gemeint sein, sondern es sind darunter an J. G. Quandt gerichtete zu verstehen, die dieser dem Bruder zu lesen gegeben hatte. (Vergl. auch Anmerkung 122 zum sechsten Kapitel.)

147) S. B. 33. — Die „gereizten" Briefe vom 14. und 31. August 1818 siehe ebendaselbst S. 29—33. In dem Brief vom 31. August hatte Schopenhauer mit gerichtlichen Schritten gedroht, wenn der Druck noch ferner verzögert werde; auch hatte er die alsbaldige Zahlung des Honorars verlangt „hauptsächlich zum Beweise, daß es Ihnen Ernst ist, zu drucken," und dabei der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß Brockhaus auch die Honorarzahlung verzögern werde, „was mich in diesem Argwohn bestätigt, ist Ihr Schweigen über diesen Punkt, so oft ich ihn berührte, und zudem höre ich von mehreren Seiten, daß Sie mit Bezahlung des Honorars meistens warten ließen, auch wohl überhaupt Anstand nähmen." In Brockhaus' Antwortschreiben fand sich mit Bezug hierauf der Passus: „Wenn Sie anführen, daß Sie allgemein dort hörten, ich lasse auf das Honorar doch gegen Kontrakt warten, so werden Sie mir erlauben, daß, so lange Sie mir nicht wenigstens einen einzigen Autor namentlich anführen, den ich darüber zur Rede stellen kann, ich Sie für keinen Ehrenmann halte. Das Allgemeine will ich Ihnen ersparen." Auf diesen Brief seines Verlegers beauftragte nun Schopenhauer den ihm befreundeten Dr. Wiesand in Leipzig mit den weiteren Verhandlungen und diesem wurde auch am 18. September das Honorar gezahlt. Als Schopenhauer dann den im Text erwähnten Brief vom 22. September an Brockhaus richtete, in welchem er auf dessen letzten Brief nicht zurückkam, schrieb ihm Brockhaus am 24. September, daß er ihn von nun an für keinen Ehrenmann halte, und schloß: „Ich hoffe nur, daß meine Befürchtung an Ihrem Werk, bloß Makulatur zu drucken, nicht in Erfüllung gehen werde." (‚Brockhaus. Leben und Wirken' II, 358 f.) Dieser Brief wird Schopenhauer nachgesendet worden sein: er hat darauf nicht geantwortet und überhaupt niemals wieder an Friedrich Arnold Brockhaus geschrieben, der übrigens bereits 1823 starb.

Zum achten Kapitel . . . . . Seite 119—140

148) S. W. V, 693.

149) ‚F. A. Brockhaus. Leben und Wirken' II, 359. Einen um so weniger gelungenen Eindruck machen die Exemplare der ‚W. a. W. u. V.' auf gewöhnlichem Papier: denn das Papier ist geradezu als unwürdig zu bezeichnen.

150) Zuerst gedruckt Gw² 188 ff.

151) Zuerst gedruckt, aber nur im Auszuge, Gw² 195 ff.

152) ‚Joh. Friedrich Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch Johannes Janssen.' (3 Bände, Freiburg i. B., Herder, 1868), Band 2, S. 41. Der Herausgeber ergänzt, Bd. 1, S. 56 f., den Brief Böhmers noch durch folgende Nachricht: „Nur der ‚Philosoph' Arthur Schopenhauer bildete mit seinen mephistophelischen Witzen eine zeitlang ein störendes Element unter den Genossen [im Café Greco]; als er sich aber einmal zu der Behauptung verstieg: die deutsche Nation sei von allen die dümmste, habe aber gleichwohl ein Übergewicht über die anderen erlangt, weil sie gar keine Religion besitze, da erhob sich unter den Anwesenden ein Sturm der Entrüstung und mehrere Stimmen drangen darauf: ‚laßt uns den Kerl hinauswerfen'. Seitdem hütete sich der ‚Philosoph' vor dem Café Greco". Zur Charakterisierung des Herausgebers Janssen (der später [1875, in seinem Buche ‚Zeit- und Lebensbilder'] auch ein eigenes Pasquill gegen Schopenhauer veröffentlicht hat) genügen die Gänsefüßchen, mit denen er zweimal das Wort Philosoph ausgestattet hat. Für ihn und Seinesgleichen ist Schopenhauer allerdings kein Philosoph.

153) Gw² 185. Ebendaselbst der Brief Wittes an seine Mutter. — Schopenhauer aß mit Witte oft in der von Deutschen wenig besuchten Trattoria dell' Armellino, und besichtigte auch mit ihm zusammen die römischen Altertümer und Kunstwerke. Auf die Ursache des Bruches konnte sich Witte im Alter nicht mehr besinnen, er wußte nur noch, daß er sich durch ein Billet Schopenhauers verletzt gefühlt habe. — Schopenhauers Mitteilungen über seinen Verkehr mit Witte siehe bei Bähr, S. 26.

154) ‚Meine Erinnerungen an Schopenhauer' von Robert von Hornstein (Neue freie Presse vom 21. und 23. November 1883). — Gwinner (Gw² 181) erwähnt, daß Schopenhauer ihm erzählt habe, die Scene am Lido habe sich im November 1818 zugetragen; sowie daß Schopenhauers Geliebte mit Vornamen Teresa geheißen habe, also ebenso wie die Gräfin Guiccioli, die Byron im März 1819 kennen lernte. — Dr. Asher berichtet (‚The Parthenon. London, June 21, 1862): „He [Schopenhauer] once expressed to me his deep regret at not having enjoyed the personal acquaintance of Byron".

155) Vgl. S. B. 53. — Michael Andreas Schopenhauer ist

ausweislich der Kirchenbücher in Ohra am 12. Januar 1813 im Schopenhauerschen Erbbegräbnis zu Ohra beigesetzt. Hiernach ist das S. W. VI, 216 unrichtig mit „1816“ angesetzte Todesjahr dieses dritten Sohnes Andreas Schopenhauers zu korrigieren.

156) Gw² 200; ebendaselbst die im Text folgenden Briefe Adeles.

157) Bähr, S. 51. 158) S. B. 48—54.

159) Siehe Anmerkung 124 zum sechsten Kapitel.

160) Gw² 223, 229; die Briefe Schopenhauers an Blumenbach und Lichtenstein siehe S. B. 34—41.

161) Siehe das Gesuch an die Fakultät S. W. VI, 193 f.

162) Schemann, S. 113—122.

Zum neunten Kapitel . . . . . Seite 141—154

163) Das Konzept dieser Vorlesung ist noch erhalten: siehe S. W. VI, 195.

164) Bähr, S. 51 f. Der in den berliner Universitäts-Akten noch vorhandene „Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der philosophischen Fakultät vom 23. März 1820“ verzeichnet den Hergang wie folgt: „ . . . Hierauf hielt Dr. Schopenhauer seine Probevorlesung über die vier verschiedenen Arten der Ursachen . . . Herr Prof. Hegel besprach sich darüber mit demselben. Die Fakultät beschloß, daß er als habitiert betrachtet werden sollte, sobald er seine öffentliche Probevorlesung würde gehalten haben.“ — Es erfolgte dann auch Schopenhauers „Nostrifikation“ d. h. er wurde in das Album der in Berlin promovierten Doktoren der Philosophie übertragen.

165) Gw² 266 f. und Schemann S. 120 f.

166) Siehe das bisher aus Schopenhauers Vorlesungen Veröffentlichte: S. N. II, 8—67; IV, 373—412.

167) Schemann, S. 122: Gw² 293 steht die unrichtige Angabe, Schopenhauer habe sein Kolleg im Sommer 1820 nicht zu Ende gelesen; auch alle übrigen Angaben daselbst über die von Schopenhauer später angekündigten Vorlesungen sind falsch. — Zu korrigieren sind übrigens auch teilweise die Angaben S. W. VI, 195 (vgl. auch Anmerkung 187 zum elften Kapitel).

168) Heinrici, ‚D. August Twesten‘ (Berlin 1889) S. 365.

169) Den Namen dieses seines ersten Recensenten hat Schopenhauer erst lange nachher erfahren: in seinem Manuskriptbuch ‚Cholerabuch‘ von 1831 findet sich die (bisher ungedruckte) Notiz: „Mein Recensent in den Wiener Jahrbüchern 1819 ist Dr. Bernhard.“

170) S. B. 260; vgl. auch S. W. VI, 263—266; Schemann, S. 142—149.

171) ‚F. A. Brockhaus, Leben und Wirken‘ II, 359.

172) Vgl. S. N. II, 54. 187.

173) Aktenstücke in der Injurien-Sache Marquet/Schopenhauer (nach dem Konzept zuerst veröffentlicht GW² 305 ff.)

Klagebeantwortung.

„Die gegen mich erhobene Klage ist eine monströse Verdrehung und Entstellung eines sehr unbedeutenden Vorfalles, der sich am 12. August zugetragen; ebenso sind auch die dabei obwaltenden Umstände ganz falsch angegeben. Nachstehendes ist der wahre Bestand der Umstände und Thatsachen.

Zuvörderst sind die Lokalumstände völlig falsch angegeben. Klägerin spricht von einer Entrée, die sich vor der Stube der Witwe Becker befinde, dergleichen gar nicht vorhanden ist: sondern vor meiner Stube ist die Entrée, und die Lokalität ist folgende. Ich bewohne seit 16 Monaten ein möbliertes Logis bei der Witwe Becker, bestehend aus meinem Studierzimmer nach vorne und meinem Schlafzimmer nach hinten. An dieses Schlafzimmer stößt ein kleines Kämmerchen, das in den ersten zehn Monaten von mir benutzt, dann aber der Wirtin wieder abgetreten worden ist und nunmehr seit fünf Monaten von der Klägerin bewohnt wird; selbiges ist das einzige Lokal, darauf sie ein Recht hat: der Eingang zu diesem Kämmerchen ist auf der Flur hart an der Treppe und hat durchaus keine Verbindung noch Angrenzung mit meiner Entrée, die nach vorne liegt. Diese Entrée nämlich macht den Eingang zu meinen Zimmern und in selbige öffnet außerdem nur noch die Stubenthüre eines Herrn, der ein anderes möbliertes Zimmer nach vorne, meiner Studierstube ähnlich, bewohnt. Ganz allein für diesen Herrn und für mich dient die besagte Entrée, und außer uns beiden und denen, die zu uns wollen, hat niemand etwas darin zu suchen. Auch hat diese Entrée, seit ich hier wohne, nie irgend jemanden zum Aufenthalt gedient und nie ist die Klägerin früher daselbst von mir gesehen worden. Mein ganz besonderes Recht aber, dort niemanden zu leiden, geht aus Folgendem hervor. Etwa 14 Tage vor dem 12. August fand ich, zu Hause kommend, in der Entrée drei mir fremde Frauenzimmer: da dieses mir aus vielen Gründen verdrießlich sein mußte und seit 15 Monaten, die ich da wohnte, nie vorgekommen war, ließ ich sogleich die Wirtin kommen, beschwerte mich und äußerte die Vermutung, daß die Nähterin, die mein ehemaliges Garderobenkämmerchen bewohnt, darunter gewesen; denn bis zum 12. August kannte ich Klägerin weder von Person, noch wußte ich ihren Namen. Die Wirtin sagte mir, daß besagte Person nicht darunter gewesen, sondern daß es ein fremdes Frauenzimmer, die wieder abreiste, mit ihren Freundinnen gewesen sei, versprach mir aber, daß dergleichen nie wieder geschehen solle. Weil ich nun darüber völlig beruhigt sein wollte, so fragte ich noch ausdrücklich, ob etwa die nunmehrige Klägerin sich jemals einfallen lassen könnte, in meine Entrée zu

kommen. Die Wirtin versprach mir bestimmt, daß es nicht geschehen solle, und versicherte mich, besagte Person halte sich bloß in ihrem Kämmerchen auf, dessen einziger Eingang an der Treppe sei, und habe in meiner Entrée durchaus nichts zu suchen. Ich verlange, daß die Witwe Becker ernstlich befragt werde, ob sich nicht dieses alles genau so verhält. Sollte sie als genaue Freundin der Klägerin etwas davon ableugnen, so verlange ich, daß sie ihre Aussage beschwöre. Denn eben hieraus geht hervor nicht nur, daß bloß ich und mein Nachbar ein Recht haben, die Entrée als Durchgang zu benutzen, sondern auch, daß mir kraft ausdrücklicher Übereinkunft mit meiner Wirtin das Recht zusteht, jeden hinauszuweisen, der weder bei mir noch bei dem anderen Herrn etwas zu suchen hat, und noch ganz namentlich die Klägerin, in betreff deren es mir von der Wirtin besonders zugesichert worden war, daß sie nicht in die Entrée kommen dürfe.

Daß auch die Klägerin dieses wohl wußte, davon zeugt der Umstand, daß sie an besagtem 12. August sich in die Entrée setzte, zu der Zeit, als meine Wirtin ausgegangen und nicht eher, als bis sie mich hatte ausgehen sehen, wobei sie nicht vermutete, daß ich nach einer Viertelstunde wiederkommen würde, wie geschah.

So viel vom Recht; jetzt das Faktum. Als ich besagtermaßen wieder zu Hause kommend die drei Frauenzimmer in der Entrée sah, war mein Erstes, daß ich unser Dienstmädchen, die sich darunter befand, nach der Wirtin fragte, indem ich durch diese wollte die Frauenzimmer aus der Entrée wegweisen lassen. Da ich nun vernahm, die Wirtin sei nicht zu Hause, kündigte ich den Frauenzimmern selbst an, daß ihnen hier kein Aufenthalt gestattet sei, indem die Wirtin mir die ausdrückliche Zusicherung gegeben, daß niemand sich hier aufhalten dürfe. Ich forderte sie demnach auf, sich sogleich weg zu begeben. Die beiden Mädchen machten keine Schwierigkeiten zu gehen: bloß die Klägerin verweigerte es, aus dem Grund, „daß sie eine honette Person sei". Ich wiederholte nachdrücklich meine Aufforderung und ging in mein Zimmer mit dem Bedeuten, daß ich sie nicht wieder finden wolle, wenn ich herauskäme. Nach einer Weile kam ich wieder heraus. Hier muß ich die malitiöse Insinuation der Klägerin rügen, daß ich mit einem Stock herausgekommen. Es war mein Spazierstock, den ich in der Hand hielt, sowohl vorher, als ich in mein Zimmer ging als nachher, da ich herauskam, indem ich sogleich wieder auszugehen gedachte, wie ich denn auch gethan habe: ebenso hatte ich beide Male den Hut auf dem Kopf. Ich forderte nun abermals die Klägerin auf zu gehen und bot ihr meinen Arm, um sie herauszuführen, wie die Zeugen bestätigen werden. Sie beharrte darauf, bleiben zu wollen. Endlich drohte ich, sie herauszuwerfen, und da sie mir Trotz bot, geschah dieses, jedoch nicht so, daß ich sie mit

beiden Händen an den Hals gefaßt, was sich nicht einmal denken läßt, sondern ich faßte sie, wie es zweckmäßig war, um den ganzen Leib und schleppte sie hinaus, obgleich sie sich aus Leibeskräften wehrte. Draußen schrie sie, daß sie mich verklagen wolle und schrie auch nach ihren Sachen, die ich ihr dann schleunigst nachwarf: aber da ein Stückchen Zeug liegen geblieben, das ich nicht gesehen, so mußte dieses als Vorwand dienen, daß sie die Verwegenheit hatte, schnell wieder abermals in die Entrée zu kommen: nun warf ich sie nochmals hinaus, obgleich sie sich auf das Heftigste wehrte und aus allen Kräften kreischte, um womöglich das ganze Haus in Allarm zu bringen. Wie ich sie zum zweitenmale aus der Thüre warf, fiel sie hin, wie ich glaube, absichtlich. Denn es ist die Art solcher Leute, daß, wenn sie sehen, daß sie mit dem aktiven Widerstand nicht durchkommen, sie sich nun auf die passive Seite werfen, um so viel als möglich zu leiden und nun recht viel zu klagen zu haben, und ihr schon vorher erhobenes Geschrei, sie wolle mich verklagen, deutet ganz dahin.

Nun aber erkläre ich für gänzlich falsch und erlogen die Angaben, daß ich der Klägerin die Haube abgerissen, daß sie ohnmächtig geworden und vollends, daß ich sie mit Füßen getreten und mit der Faust geschlagen. Davon ist kein Wort wahr und wer mich nur in etwas kennt, wird a priori einsehen, daß eine solche brutale Roheit bei meinem Charakter, Stande und Erziehung sich gar nicht denken läßt. Ich bin bereit, die Falschheit dieser Angaben eidlich zu versichern. Ich bitte die Zeugen darüber eidlich zu vernehmen. Die Wahrheit ist, daß, sobald ich die Klägerin zur Thür hinaus hatte, ich sie durchaus nicht weiter angerührt habe. Sie fiel, wie gesagt, nieder und beim Fallen mag ihr die Haube abgefallen sein, obwohl ich es nicht gesehen habe. Sie war nicht ohnmächtig, sondern stand auf, setzte sich auf einen Stuhl und versicherte wiederholt, mich verklagen zu wollen. Jetzt erst und nicht vorhin habe ich in der Unbesonnenheit des Zornes sie geschimpft. Wäre sie ohnmächtig gewesen, so würde sie es nicht haben hören können. Auch habe ich sie nicht ‚Luder' und ‚altes Mensch' geschimpft, sondern nur einmal, in Subjekt und Prädikat ‚altes Luder'. Hieran bekenne ich nun, völlig Unrecht gehabt zu haben und straffällig zu sein, im übrigen aber ganz und gar nicht. Denn ich habe bloß mein Hausrecht gebraucht. Ich bin nicht verbunden zu dulden, daß fremde Leute, die dort nichts zu suchen haben, meine Entrée besetzt und meine Thüre umlagert halten: Klägerin hatte keinen Schatten eines Rechtes, sich dort aufzuhalten, und ich hatte ein vollkommenes Recht nicht nur selbst dort zu sein, sondern auch sie gehen zu heißen: wie oben ausführlich bewiesen worden. Auch habe ich sie durchaus nicht weiter berührt und angefaßt als notwendig war, um sie, bei ihrem sehr heftigen Wider-

stande, zweimal hinauszuschaffen. Wenn sie zufolge dem ärztlichen Testimonio am anderen Tage eine losgerissene Warze und ein paar blaue Flecken aufgewiesen hat, so gebe ich deshalb nicht zu, daß sie solche bei jenem Vorfall bekommen: gesetzt aber auch, es wäre der Fall gewesen, so hätte sie es sich selbst zuzuschreiben als Folge ihrer heftigen Gegenwehr und der Anstrengung, zu der sie mich dadurch nötigte: solchen kleinen Verletzungen setzt man sich natürlich aus, wenn man da, wo man nichts zu suchen hat, sich unnütz macht und fremder Herren Thüren umlagert hält mit solcher Hartnäckigkeit, daß man mit Gewalt weggeschoben werden muß und dann noch dieser rechtmäßigen Gewalt eine unrechtmäßige entgegengesetzt.

Ihr angebliches inneres Übelbefinden am folgenden Tage kann nicht bedeutend gewesen sein, da sie an demselben ausgegangen ist: auch giebt das ärztliche Testimonium darüber bloß an, worüber sie klagte, nicht was wirklich gewesen: und sagt bloß, daß es Folge des besagten Unfalles gewesen sein kann, nicht daß es wirklich gewesen sei. Der beschleunigte Puls mag eine Folge des Ärgers bei gekränkter weiblicher Eitelkeit gewesen sein: aber in keinem Fall ist erweisbar, daß ihr Übelbefinden den Vorfall des vorigen Tages zur Ursache gehabt habe und nicht ganz zufällig gewesen sei. Da bekanntlich das weibliche Geschlecht gar häufig in kränklichem Zustande ist und ganz besonders, wenn es will.

Ich habe nun den Thatbestand gewissenhaft und strenge nach der Wahrheit angegeben ohne etwas zu verschweigen oder zu beschönigen, welches ich als ehrlicher Mann versichere. Ich füge noch hinzu, daß niemals, weder hier noch anderswo, eine Injurienklage gegen mich erhoben worden.

Da, wenn nicht zufällig eine Verbalinjurie vorgefallen wäre, gar kein Anlaß zur Klage sein würde, so trage ich darauf an, daß Klägerin wegen ihrer vielen falschen Beschuldigungen gegen mich und der Entstellung der Sache $^3/_4$ der Prozeßkosten trage, indem es nicht recht sein kann, daß ich Termine bezahle, welche bloß dienen, die Falschheit ihrer Anschuldigungen auszumitteln."

Eingabe wegen des am 10. November gehaltenen Zeugenverhörs.

„Indem ich den Hergang dieses Verhörs überlege, finde ich, daß Witwe Becker sich parteiisch erwiesen hat und dadurch ihr Zeugnis verfälscht ist. Die Nähterin Marquet ist ihre sehr genaue und werte Freundin, wie sie selbst sagt, die nicht nur bei ihr wohnt, sondern auch mit ihr an einem Tische ißt und trinkt u. s. w. Ich dagegen bin ausgezogen und ihr jetzt ganz fremd: sie nimmt sich den Verdruß ihrer Freundin zu Herzen und thut was sie kann, um ihr Revanche zu verschaffen.

Ich versichere nochmals und bin bereit es zu beschwören, daß

die Witwe Becker an jenem Abend, wo ich mich über Anwesenheit fremder Frauenzimmer in der Entrée beschwerte, mir zugesagt hat, daß niemanden dort ein Aufenthalt gestattet sein solle, und als ich namentlich nach der bewußten Nähterin fragte, mich versicherte, daß diese gar nichts in der Entrée zu suchen habe und niemals hineinkomme.

Jetzt im Verhör gab sie zwar zweimal zu, dies so gesagt zu haben, dann aber setzte sie wieder hinzu, das sei nur Spaß gewesen: wodurch dann natürlich der Herr Referendar abgehalten wurde, es zu Protokoll zu nehmen. — Ist so etwas erlaubt? — Sie sagte dann, sie habe mir solche Versicherung gar nicht geben dürfen, weil sie der Marquet den Gebrauch einer in dieser Entrée stehenden Kommode zugestanden. Erstlich impliziert die Benutzung einer Kommode nicht das Recht, mit zwei Dienstmädchen sich dort breit hinzusetzen, um zu nähen. Zweitens habe ich davon nie gewußt, und es ist sehr unrecht gewesen, daß sie mir es verschwieg, als sie mir auf meine Klage über Anwesenheit fremder Personen in der Entrée die oben angeführte Zusage gab. Alsdann hat die Witwe Becker damals (um es mit einem guten Mieter nicht zu verderben) mir mehr zugesagt als sie eigentlich sollte, wenn sie nämlich zugleich ihrer Freundin ohne mein Wissen erlaubte, dort eine Kommode zu benutzen, was unter den angegebenen Verhältnissen gegen mich schon an sich Unrecht war, eine doppelte, sich selbst unmöglich machende Zusage, um beide Teile zu befriedigen.

Inzwischen mußte ich bei dem nachherigen beklagten Vorfall nach dem handeln, was mir bewußt war: ich fußte daher auf meinem Rechte dort Niemanden zu leiden und konnte nicht anders denken als daß ich so weit ein Hausrecht hatte. Ignorantia facti juvat. Man kann nicht verantwortlich sein in Hinsicht auf Umstände, die man nicht kennt: Jeder handelt nach dem, was er weiß. Jetzt windet sich die Witwe Becker durch allerlei Ausflüchte von dem entschiedenen Geständnisse los, durch welches ihre Doppelzüngigkeit an den Tag käme und ihre Freundin benachteiligt würde. So werden wir von diesen Leuten, die zusammenhangen und zusammenhalten, verleitet und sollen es nachher mit schwerem Gelde büßen, wenn wir einmal die Geduld verloren haben.

Demgemäß ist nun mein Verlangen, daß das schwankende Zeugnis der Witwe Becker entweder nicht gegen mich benutzt werde oder daß sie zuvor beschwöre mir nicht die Zusage gegeben zu haben, die ich oben angeführt."

Appellationsbeantwortung.

„Die Grundlosigkeit sämtlicher Behauptungen, aus denen diese Appellation besteht, geht aus den Akten so hinlänglich hervor, daß ich mich vielleicht überheben könnte sie darzuthun. Inzwischen will ich die Punkte der Appellation der Reihe nach durchgehen.

1) Gleich oben heißt es ‚es stehe fest und sei teils von mir eingestanden, teils durch Zeugen erwiesen, daß ich Klägerin auf das gröblichste gemißhandelt'. Dies ist eine Unwahrheit, die wahrlich nicht blöde auftritt, nachdem die beeidigten Zeugen, die noch dazu der Klägerinnen Freundinnen sind und von mir damals mit vertrieben wurden, ganz rein ausgesagt, daß von alle den Mißhandlungen, die mir die Klage aufbürdet, keine einzige verübt worden sei, sondern ich die Klägerin bloß zur Thüre hinausgeworfen habe, wie ich solches auch allein eingestanden habe: dieses aber, da es durch die Umstände gerechtfertigt worden, darf gar nicht Mißhandlung genannt werden.

2) Sodann wird mein Hausrecht zu jenem Akt bestritten. Erstlich wird vorgegeben, es wäre eine bloße Gefälligkeit der Witwe Becker gewesen, daß sie mir versprochen, es solle niemand sich in der Entrée aufhalten. Dies ist eine Verdrehung der Sache. Ich stand nicht mit der Witwe Becker in dem Verhältnis, daß ich von ihr um Gefälligkeiten zu bitten brauchte; sondern als ein Mieter, der seit zehn Monaten 13 Thaler monatlich pünktlich bezahlte, ließ ich sie, nachdem ich das erstemal Frauenzimmer in der Entrée bemerkt hatte, kommen, beschwerte mich ernstlich, gab zu verstehen, daß ich nicht wohnen bleiben würde, wenn dergleichen statt hätte und ließ mich nicht eher beruhigen, als bis sie mir versprochen, daß es nie wieder geschehen solle. Das ist nicht eine aus Gnade zugesagte Gefälligkeit, sondern eine zum mündlichen Mietskontrakt hinzugefügte mündliche Übereinkunft. Ich hatte also allerdings zwar die Entrée nicht mit gemietet, um darin zu wohnen, aber wohl hatte ich hiemit das Freisein der Entrée von fremdem Aufenthalt mitgemietet d. h. es zur Bedingung der fortgesetzten Miete meiner Zimmer gemacht: dabei blieb selbige als bloßer Durchgang frei. Dies ist gerade so wie wenn jemand das Recht hat, daß im Flusse, soweit er vor seiner Besitzung fließt, niemand fischen oder Flachs zubereiten darf, so gehört zwar das Stück Fluß nicht ihm, sondern bleibt zur Durchfahrt für jedermann ganz frei, jedoch hat er ein volles Recht jene Dinge daselbst zu verwehren. Durch jene meine Übereinkunft hatte die Witwe Becker ihr Hausrecht in diesem Punkte auf mich übertragen. Bei ihrer Anwesenheit hätte ich es nur durch ihre Vermittelung gebraucht, aber ihre Abwesenheit nötigte mich, es unmittelbar in Wirksamkeit zu setzen. — Was die Anführung der Kommode betrifft, so habe ich selbige schon entkräftet in meiner ‚Eingabe wegen des am 10. November gehaltenen Zeugenverhörs', darauf ich mich berufe. — Aber sogar abgesehen von jener Übereinkunft mit der Vermieterin, so hat doch wohl das Hausrecht eines jeden, wie seine Person und wie jedes Ding, eine gewisse Atmosphäre und erstreckt sich wohl nicht buchstäblich bloß nur bis auf die Schwelle: es braucht z. B. keiner zu leiden, daß

man ihm ins Fenster gucke oder sich dicht an seine Thüre hinsetze, um zu hören was drinnen geredet wird: und dies letztere war eben der Fall zwischen mir und der Klägerin, die sich in der engen Entrée dicht an meine Thür gesetzt hatte: eben dies Besetzthalten meines Eingangs wollte ich nicht leiden.

3) will die Appellation das Zeugnis der Witwe Becker verdächtig machen durch drei Argumente. a) ‚Es sollen zwei Zeugen nötig sein': in vielen Fällen wird jedoch ein vollgültiger Zeuge angenommen, überdies aber ist hier nicht von einer That die Rede, die der Zeugen bedürfte, sondern von einem Pactum oder Vertrag, und wenn dann beide Kontrahenten sich zu dem Vertrag bekennen, so bedarf es keiner anderen Zeugen. Sonst könnte mit diesem Argument mir auch das Recht auf meine Zimmer abgeschnitten werden, da ich für die Mietung derselben kein anderes Zeugnis habe, als eben mein und der Vermieterin eigenes Bekenntnis. b) „wird die Witwe Becker für geistesschwach erklärt". Ich weiß nicht, ob so ein Vorgeben erlaubt ist, nachdem die Witwe Becker vom K. Hausvogteigericht zum Eide gelassen worden, was zuverlässig nicht geschehen wäre, wenn sie irgend Zeichen von Geistesschwäche hätte blicken lassen: aber in jedem Falle wird sich bei Prüfung der Witwe Becker finden, daß sie eine sehr lebhafte und dabei vollkommen besonnene, ja kluge Frau ist. Es wäre schlimm, wenn alle Leute von 65 Jahren bloß darum für geistesschwach und unmündig erklärt werden dürften. c) wird insinuiert, ich hätte beim Verhör der Witwe Becker diese durch Fragen und Vorhaltungen genötigt, mehr zu sagen, als sie eigentlich beabsichtigt. Allerdings hat es mich Mühe gekostet, sie zum Bekenntnis der Wahrheit zu bringen, weil sie (laut ihrer eigenen Aussage im ersten Verhör) eine höchst genaue Freundin der Klägerin ist und deren Interesse begünstigt, mit mir hingegen, da ich von ihr weggezogen, völlig entzweit ist. Durch diesen Umstand wird aber eben ihre Aussage zu meinen Gunsten um so wichtiger und muß umsomehr für mich gedeutet werden: es ist keine leichte Sache, von einer Freundin der Gegenpartei ein dieser ungünstiges Zeugnis zu erlangen. Eben als Freundin der Klägerin suchte sie beim Verhör durch allerlei Wendungen sich dem Bekenntnis der Wahrheit zu entziehen und dieses endlich in so leichten und zweideutigen Ausdrücken als nur möglich abzulegen, um eine Ausflucht für ihre Freundin offen zu lassen: sie schwankte beständig hin und her zwischen dem Wunsch, ihrer Freundin zu helfen und der Furcht, in so hohem Alter einen Meineid zu begehen. Dies war so sichtlich, daß der Herr Ref. B. es gewissenhaft bezeugen kann: daher eben kam es, daß sie beim ersten Verhör zweimal geradezu eingestand, sie habe mir zugesagt, es solle niemand und namentlich die Klägerin nicht in der Entrée sich aufhalten, und beide Mal

wollte sie gleich darauf diese ihr entschlüpfte Wahrheit dadurch entkräftigen, daß sie erklärte, es sei nur Spaß gewesen. Weit entfernt, mich zu begünstigen, hat sie zu der Aussage, die sie zur Beruhigung ihres Gewissens notgedrungen ablegte, die mir ungünstigsten Ausdrücke gewählt, die sie nur finden konnte.

4) Der mit 2 bezeichnete Absatz enthält lauter Unwahrheiten, die mit bewundernswürdiger Kühnheit auftreten, da von ihnen allen das gerade Gegenteil in den Akten zu lesen ist. a) Klägerin will „sich nicht direkt geweigert haben, die Entrée zu verlassen". Die geschworenen Zeugen, ihre Freundinnen, haben ausgesagt, daß sie bestimmt erklärt habe, sie wolle nicht gehen, und ich habe die Drohung sie hinauszuwerfen zweimal wiederholt und bin dazwischen in mein Zimmer gegangen, um ihr Bedenkzeit zu lassen. b) Sie will Kontusionen über den ganzen Körper gehabt haben, während ihr so klug eingeholtes ärztliches Zeugnis bloß von ein Paar blauen Flecken am Arme spricht. c) Sie will ohnmächtig hingefallen sein, während die Zeugen erklärt haben es sei nicht wahr. d) werden noch vorgebliche Folgen aus diesem vor acht Monaten geschehenen Vorfall abgeleitet, deren Behauptung so lächerlich ist, daß sie keiner Antwort bedarf: in keinem Fall darf sie über ihren Gesundheitszustand mehr behaupten, als das ärztliche Zeugnis aussagt, das sie sich Tags darauf holen ging.

Was endlich die Konklusion der Appellation betrifft, daß der Richter erster Instanz von einem falschen Gesichtspunkt ausgegangen sei, so hat selbiger vielmehr den ganz richtigen Gesichtspunkt gefaßt, welcher dieser ist, daß hier in Berlin die Leute vom Stande der Klägerin keinen Anstand nehmen uns Anderen, deren Beschäftigungen viel wichtiger sind als sie ermessen können, bei jeder Gelegenheit mit größter Keckheit sich in den Weg zu stellen, und wenn wir endlich einmal sie thätlich bei Seite schieben, nun glauben nur mit Injurienklagen zu den Gerichten laufen zu dürfen, um diese als Werkzeuge ihrer Rache und Stützen ihrer Hartnäckigkeit gebrauchen zu können, daß es aber sehr weise ist, ihnen bei guter Gelegenheit das Gegenteil zu zeigen.

Da also die Einwendungen der Klägerin sämtlich so offenbar grundlose, bleibe ich mit vollkommener Zuversicht der Bestätigung des Urteils erster Instanz gewärtig."

Beförderungsgesuch.

„Nachdem die Nähterin Marquet, welche mich seit acht Monaten gerichtlich verfolgt, weil ich, durch ihre Zudringlichkeit bewogen, sie einmal zur Thüre hinausgeworfen habe, von einem hochverehrlichen Hausvogteigericht nach ausführlichster Untersuchung der Klage wohlverdientermaßen mit selbiger gänzlich abgewiesen worden, geht sie nunmehr so weit, noch gegen diese völlig gerechte Entscheidung zu appellieren. Nun aber trifft es sich, daß ich in

den ersten Tagen des Maimonats eine Reise nach der Schweiz und Norditalien anzutreten habe, von welcher ich erst zum Winter zurückkehre. Es würde mir daher sehr unangenehm sein, irgend eine unabgemachte Sache zurückzulassen, und es wäre für mich hart, wenn ich wegen dieses so höchst unbedeutenden Vorfalles, nachdem mir solcher schon sehr viel mehr Störung und Mühe verursacht hat, als er irgendwie wert sein kann, durch die Hartnäckigkeit jener Klägerin genötigt würde, jetzt noch, neun Monate nachher, einen Mandatarius zu ernennen, Vollmacht auszustellen, ja vielleicht noch gar Kaution stellen zu müssen, um nur ungehindert abreisen zu können. Dieserhalb bin ich genötigt, an ein hochverehrliches Hausvogteigericht die ergebenste und dringendste Bitte zu richten, daß selbiges, in Berücksichtigung obiger Umstände, die hochverehrliche zweite Instanz des Kammergerichtes dahin vermögen wolle, die Revision dieser Sache in dem Maße zu beschleunigen, daß mir deren definitiver Bescheid längstens bis zum ersten Mai notifiziert werde, damit ich ungehindert meine Reise ins Werk richten könne."

Zum zehnten Kapitel . . . . . Seite 154—165

174) Siehe die Korrespondenz mit Osann bei Schemann, S. 130 ff.

175) Schemann, S. 152. Gw² 86 steht, daß Schopenhauer während seiner göttinger Studienzeit „mit den berühmt gewordenen Göttingern, besonders Friedrich Wilhelm Thiersch, in freundschaftliche Beziehungen gekommen sei": dies ist wieder eine von den vielen unrichtigen Angaben des Gwinnerschen Buches: Thiersch war bereits im Winter 1808 auf 1809 nach München berufen und reiste im März 1809 nach seinem neuen Bestimmungsort.

176) S. W. IV, 457.

177) Siehe Schopenhauers Brief an Professor Nadius vom 14. März 1829 (Schemann, S. 155) und S. B. 220.

178) Nach dem Original im Goethe- und Schiller-Archiv zuerst, auszugsweise, veröffentlicht bei Schemann, S. 497.

179) In dem im Kestner-Museum in Hannover befindlichen Original dieses Briefes ist die Adresse unleserlich gemacht worden: wie mir jedoch Herr Friedrich Berding in Hannover freundlich mitgeteilt, läßt sich als Bestimmungsort des Briefes Berlin so gut wie sicher entziffern. Gedruckt zuerst bei Schemann, S. 150 ff.

180) Siehe Anmerkung 124 zum sechsten Kapitel. — Gw² 157 wird berichtet, Schopenhauer sei mit Tieck wegen eines Ausfalls gegen Tiecks Jugendfreund Friedrich Schlegel auseinandergekommen. Fälschlich wird hier übrigens der Verkehr mit Tieck in Schopenhauers ersten dresdener Aufenthalt verlegt: damals lebte Tieck gar nicht in Dresden.

181) Dr. Asher: siehe Anmerkung 88 zum fünften Kapitel.

182) Nach dem Koncept zuerst veröffentlicht GW² 319 ff.

Eingabe an den Appellationssenat des Kammergerichts in Sachen Marquet/Schopenhauer.

„Von einer dreijährigen Reise zurückgekehrt finde ich die Akten eines Prozesses, der noch immer darüber geführt wird, daß ich vor vier Jahren einmal die Nähterin Marquet zur Thür hinausgeworfen, während welcher Zeit auch mein ganzes, bei den Herren Mendelssohn & Fränckel niedergelegtes Vermögen unter Arrest gelegen hat.

Da jetzt die zweite Instanz zu sprechen im Begriff ist, nehme ich mir die Freiheit, dem Richter in derselben, unabhängig von den von meinem Anwalt angebrachten gewiß höchst kräftigen und gewichtigen eigentlichen Rechtsgründen, folgende bloß aus der gesunden Vernunft geschöpften und nur an eben diese sich wendenden Gründe vorzulegen.

1) Der ganze Prozeß ist, meiner sicheren Überzeugung nach, ein bloßer Versuch der Klägerin, den Anlaß einer Thätlichkeit, die wenigstens von erster Instanz für gerechtfertigt gehalten wurde und daher doch so gar schlimm nicht sein konnte, zu benutzen, um sich zu Gelde, ja zu einer lebenslänglichen Versorgung zu verhelfen. Auf diesen Versuch würde sie niemals gefallen sein, wenn sie nicht in Erfahrung gebracht hätte, daß ich einiges eignes Vermögen besitze. Auch scheint ihr der Gedanke erst vier Tage nach jener Thätlichkeit gekommen zu sein, da sie erst alsdann sich krank erklärte, bis dahin aber ausgegangen war. Bei der sehr erklecklichen Absicht der Klägerin ist nicht zu verwundern, wenn sie alle ersinnlichen Mittel ergreift, um solche zu erreichen: daher die Prüfung ihrer Beweise die größte Vorsicht und Strenge heischt, ja sie schon durch die angegebene Lage der Sache einen Verdacht gegen sich hat.

2) Dieser Verdacht wird aber bestätigt dadurch, daß sie offenbar mala fide verfährt. Denn a) bei der ersten Klage giebt sie an, geschlagen und mit Füßen getreten zu sein, und ihre eignen Zeugen beschwören das Gegenteil und bezeugen bloß, was ich selbst zugegeben. b) bei der zweiten Klage giebt sie (actum den 18. Juni 1823) an: ich hätte sie über eine Kommode gebogen und dadurch an den Genitalien beschädigt. Die Thatsache ist von ihr selbst bei der ersten Klage nicht erwähnt, ihre Zeugin bestätigt davon nichts und ich versichere gewissenhaft, daß sie ganz unwahr ist. Als Folge davon giebt sie eine Krankheit besagter Teile an, verweigert jedoch hartnäckig die Untersuchung derselben, bis sie endlich gezwungen untersucht wird von Dr. von Siebold, welcher bescheinigt, daß ihr im Genitalsystem auch nicht das mindeste verletzt sei. Hierdurch ist nun bewiesen, daß Klägerin Übel angiebt, die sie gar nicht hat. Zu diesen ganz offenbaren Zügen

von mala fides ließen sich aus den Akten noch mehrere finden und gegenteils wird man in meinen Aussagen durchgängig aufrichtiges Verfahren erkennen. Und wenn der Advokat der Klägerin in einer sehr lächerlichen Deklamation sagt, daß selbige ein Opfer des Übermuts geworden, so sage ich dagegen, daß die Absicht der Klägerin ist, mich zum Opfer einer beispiellosen Schikane zu machen, und daß ich dies mit Recht sage, lehren die Akten.

3) Große Berücksichtigung verdient doch wohl der Umstand, daß Klägerin am Tage nach jener Thätlichkeit ausgegangen ist, nämlich zum Hausvogteigericht, zum Advokaten und zum Dr. Kluge: ein Beweis, daß die unmittelbare Verletzung nicht bedeutend sein konnte. Sie mag noch mehrere Gänge gemacht haben und kann, da sie ausging, sich Verletzungen, Erkältungen, Beschädigungen aller Art zugezogen haben, die ebenso gut der Grund ihrer nachherigen Krankheit sein können, als jener unbedeutende Vorfall. Mir kann doch eigentlich nur das zugerechnet werden, was Dr. Kluge am 13. August 1821 attestiert hat und bei den Akten des ersten Prozesses liegt.

4) Überhaupt sind in Hinsicht dessen, was ihr widerfahren, die Akten des ersten Prozesses weit mehr zu berücksichtigen, als die des zweiten, weil jene auf frischer That abgefaßt sind, diese aber, nachdem die Erinnerung geschwächt und determinierte Absicht eingetreten war. Ich bitte daher den Richter, jene Akten genau zu lesen. Er wird z. B. finden, daß die Zeugin Elke beschwört, Klägerin habe nach jenem Vorfalle keine Ohnmacht gehabt, während in den Akten des zweiten Prozesses dies doch wieder behauptet wird. Ebenfalls beschwört die Elke, daß Klägerin, nachdem sie gefallen, nicht eine merkliche Zeit liegen geblieben, und doch findet sich dieses in Kluges Aussage wieder angegeben: so werden die schon widerlegten Anführungen immer wieder eingeschwärzt.

5) Die Doktoren Kluge und Horn sagen beide, daß des Chirurgen Beer Angaben als bloße Reminiscenzen aus einer lang verflossenen Zeit zu unsicher sind, als daß sie einer richterlichen Entscheidung zum Grunde gelegt werden könnten. Eine Bestätigung dieser Unsicherheit ist, das Beer in seinem Gutachten (1. August 1823) zuerst angiebt, er sei 36 Stunden nach der Verletzung zur Klägerin gerufen; nachher aber, daß es erst vier Tage darauf geschehen.

6) Nach dem Urteil erster Instanz soll Klägerin schwören, ich habe sie beim Halse gefaßt und so geschleppt, daß der untere Körper auf der Erde fortgeschleppt wurde; denn so ist ihre Angabe und folglich muß der Eid in extenso so lauten. — Ich bin nicht nur bereit, das Gegenteil zu beschwören, sondern behaupte auch, daß es physisch unmöglich ist, eine lebende und wache Person dergestalt zu schleppen, indem solche ganz instinktartig und mechanisch sich immer auf die Beine stellen und nötigenfalls folgen

wird, nicht aber sich mit nachschleppenden Beinen fortziehen lassen wird: sie *kann* es nicht, selbst wenn sie wollte, wie jeder augenblicklich sieht, der sich die Sache anschaulich vorstellt. Also impliciert der ihr zuerkannte Eid eine Unmöglichkeit: a non posse ad non esse valet consequentia.

7) Ich bitte doch ja zu bemerken, daß die Forderung der Klägerin auf Alimentation sich auf ein Zittern des Arms gründet, welches laut Aussage des Dr. Horn vom 6. April 1824 ihrer eignen ihm gemachten und wiederholten Angabe nach erst etwa im März 1823 *eingetreten* ist: und dies soll eine Folge davon sein, daß ich sie zwei Jahre früher, nämlich den 12. August 1821 zur Thüre hinausgeworfen. Quae! qualis! quanta! —".

183) Gw² 323 ff. *Eingabe an den Justizminister.*

„Ew. Excellenz hohe Berufsgeschäfte zu unterbrechen, um Ihre Aufmerksamkeit, wenn auch nur auf wenige Minuten, für eine Privatsache in Anspruch zu nehmen, ist ein Unterfangen, dessen ich mich nicht erdreisten würde, wenn ich nicht wüßte, daß mein Fall wirklich zu den außerordentlichen gehört, bei denen daher eine außerordentliche Bewilligung, welche nur von Ew. Excellenz ausgehen kann, kein unzieml[iches] Begehren ist.

Um Ew. Excellenz nicht in Erwartung zu halten, spreche ich mein Gesuch sogleich in der Kürze aus: ich bitte unterthänigst um die Mitteilung der Gründe eines vor 10 Tagen publizierten Erkenntnisses des Geh. Obertribunals, welche demselben nicht beigefügt sind, weil es eines der zwei vorhergegangenen Erkenntnisse bestätigt. Um, meiner Schuldigkeit gemäß, diesen Anspruch auf eine besondere Gnade von Ew. Excellenz zu motivieren, habe ich keinen anderen Weg, als daß ich Ihnen meinen Rechtshandel selbst möglichst kurz vortrage. [Folgt die Prozeßgeschichte].

Ein an sich sehr unbedeutender Fall. Nun aber basierte während meiner Abwesenheit Klägerin auf jenes Erkenntnis des Injurienprozesses eine Civilklage auf Entschädigung. Sie gab nämlich an, seit jenem Vorfall kränklich und unfähig zur Arbeit gewesen zu sein: weshalb sie Kurkosten und Alimentation bis zur Genesung von mir verlangte, welche Genesung noch immer nicht erfolgt sein soll, indem die angebliche Kränklichkeit hauptsächlich im Zittern des Armes besteht, welches Zittern jedoch nach ihrer eigenen, von Dr. Horn in den Akten bezeugten Aussage erst zwei Jahre *nach* dem Vorfall eingetreten ist und leicht für immer bleiben kann, da die Person in den fünfziger Jahren steht . . .

So unerhört es nun auch ist, daß weil man eine Person zur Stubenthür hinausgeworfen, ohne daß sie eine sichtliche oder nachweisbare Beschädigung erhalten, man sie nun als dadurch invalid Zeit Lebens beköstigen solle, weil zwei Jahre darauf ihr der Arm zu zittern angefangen, so that doch die erste Instanz am 4. Octbr.

1824 den mir unbegreiflichen Ausspruch, die Klägerin solle beschwören, daß ich sie mit den Umständen, die sie allein angiebt, nicht aber die Zeugen bestätigen, zur Thüre hinausgeworfen: dann solle sie 42 Thlr. Kurkosten und bis zu der Zeit wo sie erweislich wieder im Stande sein würde ihren Unterhalt zu erwerben 5 Thlr. monatliche Alimentation von mir erhalten.

Von den Gründen zu diesem Urteil, die vierzehn Seiten einnehmen, weil kein einziger genugthuend ist, setze ich nur die Hauptstelle her. Sie lautet wörtlich so: ‚Aus diesen beiden Sätzen, in Verbindung damit daß von einer anderen Ursache oder auch nur Veranlassung ihres späteren krankhaften Zustandes nichts konstiere, schließt nun Klägerin, daß die Thätlichkeiten des Verklagten am 12. August 1821 alleinige Ursache desselben sei. Wenn auch dieser Schluß nicht unzweifelhaft ist, so folgt doch aus obigen beiden Thatsachen, in Verbindung mit den ärztlichen Gutachten, daß der krankhafte Zustand der Klägerin wenn auch nicht durch die Thätlichkeiten des Verklagten doch wenigstens bei Gelegenheit derselben entstanden ist. Dies ist genügend' u. s. w. Vorher lautet eine andere Stelle so: ‚schwört sie nicht, so fehlt es ihrem Anspruche an allem Fundament, da nicht konstiert, daß ihr Krankheitszustand eine Folge der vom Appellationsrichter in der Injuriensache für unschädlich erachteten Thätlichkeiten sei'.

Mein Anwalt appellierte sogleich gegen dieses paradoxe Urteil. Und als ich letzten Sommer eben von meiner Reise zurückgekehrt war, erfolgte am 16. Juni 1825 das mir günstige Urteil des Appellationssenats: jener Eid solle noch mehrere Umstände umfassen und falls Klägerin ihn leiste, solle sie 42 Thaler Kurkosten jedoch weiter nichts erhalten. Die Klägerin verlangte Revision und so eben hat der Revisionssenat jenes Urteil der ersten Instanz bestätigt und bloß die erweiterte Eidesformel der zweiten Instanz beibehalten. Demzufolge soll ich jetzt, falls die Klägerin beschwört was nur zur Hälfte wahr ist, selbiger über 300 Thaler für Kurkosten und rückständige Alimentation und fernerhin eine Leibrente von 60 Thlr. jährlich bezahlen, höchst wahrscheinlich bis zum Ende ihrer Tage, da sie wohl so klug sein wird, das Zittern des Armes nicht einzustellen. Und dieses alles bloß, weil ich die Person vor fast fünf Jahren zur Stubenthür hinausgeworfen, ohne daß sie irgend eine sichtbare oder nachweisbare Beschädigung erhalten: dazu noch, nachdem Dr. Siebold ihre Hauptklage über Beschwerden im Genitalsystem für völlig grundlos und erdichtet erklärt und überhaupt ihre mala fides aus vielen falschen Angaben am Tage liegt, bloß weil ihr zwei Jahre darauf der Arm zu zittern angefangen. Welches Alles aktenmäßig konstiert.

Ein Erkenntnis des Geh. Obertribunals ist unabänderlich; so schwer die mir aufgelegte Bürde mir wird, muß ich sie tragen.

Allein zu meiner eigenen Befriedigung wünschte ich doch wenigstens in die Gründe einer für mich so verhängnisvollen Entscheidung Einsicht zu erhalten: und ich hoffe, daß das eklatant Unglückliche, ja Unerhörte meines Falles die Teilnahme Ew. Excellenz so weit erregen wird, daß Sie, da solches so leicht in Ihrer Macht steht, mir diesen kleinen Trost huldreichst vergönnen werden*).

Der ich in tiefster Ehrfurcht" 2c.

184) Gw² 327 ff.

Eingabe an den Oberappellations-Senat des Kammergerichts.

„Mein Mietkontrakt giebt mir immer ein Recht auf die Gemächer und nicht auf die Person oder die Leistungen der Vermieterin. Es ist daher eine ganz beliebige Annahme, daß mein Mietkontrakt hinsichtlich der Zimmer direkt und hinsichtlich der Entrée nur indirekt gelten solle. Die Vermieterin hatte mir ihr Recht auf eines und auf das andere abgetreten, auf die Zimmer zum Bewohnen und auf die Entrée zum Durchgehen und ausdrücklich zum Freihaben derselben vom Aufenthalt fremder Personen und namentlich von der Marquet, welches letztere hinsichtlich der Entrée ein eben so wesentliches Stück ist als das Bewohnen hinsichtlich der Zimmer. Das mir von ihr abgetretene Recht war jetzt meines geworden und konnte ich es ausüben so gut wie sie selbst. Nach den Gründen des Urteils zweiter Instanz war die Wirtin befugt, die in die Entrée Eingedrungenen herauszuweisen

*) Im ersten Entwurf lautete dieser Absatz:

„Eine Entscheidung des Revisionssenats ist unumstößlich. Demnach ist die einzige Aussicht zu meiner Rettung aus diesem enormen Falle die Gewährung meines Gesuches an Ew. Excellenz, daß jener Injurienprozeß, welcher die Voraussetzung und das einzige Fundament dieses ganzen Civilprozesses ist, noch jetzt in die höhere Instanz gelange, wo ich hoffe, daß der höhere Richter das Erkenntnis der ersten Instanz herstellen wird, da es ganz der Sache angemessen war. Geschähe nun dies, so würde der entschiedene Civilprozeß offenbar aller Grundlage entbehren, er würde auf eine falsche Thatsache gebaut sein: denn die höhere Instanz des Injurienprozesses kann meine Freisprechung nur darauf bauen, daß ich mich wie der erste Richter angenommen hatte, in gerechtem Gebrauch meines Hausrechts, also nicht in einer unerlaubten Handlung befunden habe. Ew. Excellenz können unmöglich gestatten, daß mir, nachdem erst neuerdings die hohe Bedeutung der Annahme des [zweiten] Richters des Injurienprozesses an den Tag gekommen ist, die Mittel entzogen werden, jene Annahme als grundlos darzulegen . . . Hinsichtlich der von mir bezahlten Strafe würde das zweite Erkenntnis im Injurienprozesse doch rechtskräftig bleiben, weil solcher an und für sich nicht revisionsfähig war und die Revision bloß insofern die Entscheidung betreffen sollte, als sie Grund zu einer revisionsfähigen Civilklage geworden ist. . .

Von der Gerechtigkeit und Milde Ew. Excellenz hoffe ich, daß Sie den einzigen Weg zur Rettung aus einem unerhörten Falle mir nicht verschlossen lassen werden, daß die Nichtrevisionsfähigkeit eines kleinen Injurienprozesses eine Ausnahme erleiden darf, wenn selbiger die Basis einer schweren Civilforderung geworden ist. Wenn Ew. Excellenz, wie ich zuversichtlich hoffe, mir diese Bitte gewähren, so bringt die Sache mit sich, daß das Kammergericht von Ihnen veranlaßt würde, die Vereidigung der Klägerin oder wenigstens das dadurch motivierte Zahlungsmandat an mich, aufzuschieben bis der Injurienprozeß gleichfalls revidiert worden."

und ich war berechtigt sie anzuhalten dies zu thun: das heißt aber eben, sie hatte ihr Recht die Entrée frei zu erhalten an mich übertragen. Wäre dem anders, so hätte sie mir nicht das Freibleiben der Entrée schlechthin, sondern dasselbe Freibleiben bloß conditionaliter nämlich für den Fall, daß sie selbst zu Hause wäre und die etwa Eindringenden herausweisen könnte, zugesagt, welches der im Urteil selbst feststehenden Annahme, daß ich ein Recht hatte, das Freibleiben der Entrée schlechthin von ihr zu fordern, widerspricht. Da nun aber zur Zeit jenes Vorfalles die Wirtin nicht zu Hause war, so hätte ich denn von der Klägerin Unrecht leiden müssen. Gegen dieses Unrecht war ich im Fall der Selbsthülfe, und solche stand mir nach obigem zu. Und es traf sich, daß gerade in dem Zeitpunkt, wo Klägerin sich mit zwei Mägden in der Entrée breit niedergesetzt hatte, mir an dem Freibleiben derselben dringend gelegen war. Es ist nicht einzusehen, warum mein Recht auf das Freibleiben der Entrée cessieren sollte, sobald die Wirtin ausgegangen war. Dann würde ihr Vertrag mit mir ein bloßer Spaßvertrag gewesen sein; denn sie durfte mir ausgehen, um ihn aufzuheben. Wenn jemand die Pflaumen eines Baumes, der im Freien steht, gepachtet hat, so kann er die, welche auf den Baum klettern, selbst herunter jagen und braucht nicht etwa den Eigner erst zu holen. — Daß Klägerin den Gebrauch einer Kommode, die in der Entrée stand, hatte und dadurch veranlaßt werden konnte auf einige Augenblicke die Entrée zu betreten, hat nichts damit zu thun, daß sie sich in Begleitung zweier Mägde darin festsetzte."

Berichtigender Nachtrag
zum Appellationsbericht des Justizkommissarius Kunowski.

„Am Schlusse dieses Berichts, dessen Abschrift mir erst soeben zu Händen gekommen, steht die Bitte um Beschleunigung der Sache durch den Grund unterstützt, daß ich Berlin binnen wenigen Wochen verlassen wollte. Diese Angabe ist aber völlig irrig: ich habe keinen Gedanken daran, Berlin zu verlassen, vielmehr habe ich erst kürzlich bei der Universität die Vorlesungen angezeigt, die ich kommenden Winter zu halten denke. Da mir nun eine solche zumal aktenmäßige irrige Nachricht in meinen anderweitigen Lebensverhältnissen zu besonderem Nachteil gereichen könnte, so habe ich nicht unterlassen wollen, ihr ausdrücklich zu widersprechen. Aus anderweitigen Gründen jedoch wünsche ich gar sehr die Beschleunigung der Entscheidung dieser fünf Jahre alten Sache und bitte das hochpreisliche Kammergericht inständigst hierum".

185) Gw² 330. Wenn hier berichtet wird, daß Schopenhauer auf den Totenschein seiner Peinigerin geschrieben habe: obit anus, abit onus: so wird ihm wohl niemand diesen Scherz als Herzlosigkeit auslegen.

186) Deutsche Rundschau (Juli 1882) XXXII, Seite 61—78.

Zum elften Kapitel . . . . . Seite 165—172

187) Siehe S. N. II, 187, wo statt „Wintersemester 1820/21" zu lesen ist: Wintersemester 1826 27.

188) Gw² 294. Ein wirklicher Student scheint sich nicht eingezeichnet zu haben.

189) Gw² 338. 190) Vgl. S. N. IV, 475.

191) S. W. II, 221; S. N. IV, 482 f.

192) Siehe den Text dieser Dedication S. W. VI, 198 f.

193) ‚F. A. Brockhaus. Leben und Wirken' II, 360.

194) Schemann, S. 155. Daselbst ist S. 155—170 der gesammte Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Radius veröffentlicht.

195) Schopenhauer schreibt am 13. Juli 1829 an Radius: außer dem Autorexemplar des Bandes hätte er gern 8, allenfalls 10 Abdrücke der Abhandlung allein, „zum Verschenken an Goethe und andere Freunde." — Nach den in Goethes Bibliothek auf meine Bitte angestellten Nachforschungen hat sich ein Exemplar der Theoria colorum daselbst nicht auffinden lassen.

196) S. B. 55—66; S. N. III, 195—197.

197) In der That hat Haywood später die Kritik der reinen Vernunft ins Englische übersetzt und zwar zuerst im Auszuge, anonym, unter dem Titel ‚Analysis of Kants Critick of pure reason.' (London 1844), sodann vollständig: ‚Critick of pure reason, translated from the original Second edition with notes and explanation of terms by F. Haywood' (London 1848).

198) S. B. 66—69 und 466.

199) S. N. III, 185—197 und 215.

200) S. N. I, 170 und Schemann, S. 172.

201) Brief an Dr. E. O. Lindner: S. B, 400 f.

202) S. B. 208, in Verbindung mit 114, 201 und 217.

203) Gw¹ 144. 204) Bähr, S. 37.

205) Gw² 331: daselbst werden Aufzeichnungen in englischer Sprache erwähnt, die Überlegungen des Für und Wider der Verheiratung enthalten, „deren Inhalt sich nicht zur Mitteilung eignet". Hier scheint er sich auch die Stelle aus Lord Byrons ‚Letters and journals' I, 499 ausgeschrieben zu haben: „The more I see of men, the less I like them; if I could but say so of women, all would be well", sowie aus Bacons ‚Essay of marriage and single life': „He that hath wife and children, hath given hostages to Fortune, for they are impediments to great enterprises, either of virtue or mischief. Certainly the best works and of greatest merit for the public have proceeded from the unmarried or childless men, which both in affection and means have married and endowed the public." (Vgl. Gw¹ 147 und Gw² 334).

206) S. W. VI, 213. In dem Abdruck von Schopenhauers Testamentskodizill bei Schemann ist S. 554 diese Legatsbestimmung ausgelassen, was Zeile 5 v. u. durch drei Pünktchen vor dem Alinea angedeutet ist.

207) S. N. IV, 135 f.

Zum zwölften Kapitel . . . . . Seite 172—186

208) S. N. IV, 136 und 440.

209) Die Briefe der Schwester, sowie Auszüge aus denen der Mutter sind, aus Schopenhauers Nachlaß, zuerst veröffentlicht Gw² 385 ff., 117 f. 200, der vierte Satz des ersten Briefes der Schwester Gw² 204. Auch die von Schopenhauer in dieser Periode an die Seinigen gerichteten Briefe sind später vernichtet worden.

210) Bekanntlich ist Schopenhauers Gracian-Manuskript 1862 durch Frauenstädt herausgegeben, genauer und vollständiger aber S. N. Band I.

211) Schemann, S. 182 f.

212) Gw² 391, wo folgende Aufzeichnung Schopenhauers auf dem Innendeckel seines Rechnungsbuches veröffentlicht ist:

Frankfort:	Manheim:
Healthy climate	Fine weather (intolerable heat)
Fine country	Silence and no throng (throng at the play and dinner)
Comforts of large cities	More consideration
Changes of large cities	Better foreign bookseller
Better reading room	The Harmony and its library
The Nat. Museum	The Heidelberg library
Better plays, operas, concerts	A truly sociable establishment
More Englishmen	Better baths in summer
Better coffeehouses	Spares much in books
No bad water	Less danger of thieves
The Senkenberg library	In later years a servant to keep
No inundations	Nothing is περιμάχητον (the play)
Less noticed	A nicer table in later years
The gaiety of the place and all about it	A very good supper-place.
You are more at large and not so beset with company given by chance, not by choice and more at liberty to cut and to shun whom you dislike	
An able dentist and less bad physicians	
Not such intolerable heat in summer	
The physical Museum	

213) S. W. VI, 200.

214) S. W. VI, 201; 269; 384.

215) Gw² 438: die Korrespondenz von 1835 zwischen Schopenhauer und der Verlagsbuchhandlung ist in dem Werke ‚F. A. Brockhaus. Sein Leben und Wirken' nicht erwähnt. Dagegen ist dort die Thatsache, daß 1830 wieder 97 Exemplare der W. a. W. u. V. makuliert seien, mitgeteilt (II, 362).

216) ‚Repertorium der gesamten deutschen Litteratur. Herausg. von E. G. Gersdorf' (Leipzig, Brockhaus, 1836) Band IX, S. 367 bis 368. Die anonyme Rezension ist mit der Ziffer „78" unterschrieben. — Was die Wiederaufwärmung der schon von Herbart gemachten Vorwürfe der Entlehnung des Schopenhauerschen Grundgedankens aus Fichtes Sittenlehre und Schelling betrifft (siehe oben in unserem Texte S. 147), so ist hier nur ein bestimmtes Zitat aus Schelling hinzugekommen, nämlich aus dessen 1809 erschienener Abhandlung ‚Über die Freiheit', wo es S. 419 heiße: „Wollen ist Urfein": allein der anonyme Rezensent verschweigt, daß das Schellingsche „Wollen" mit dem Schopenhauerschen nicht das geringste gemein hat: wenige Seiten nachher sagt Schelling, daß „der Verstand eigentlich der Wille in dem Willen ist", er spricht vom „Verstande als Universalwillen", „der Partikularwille werde mit dem Urwillen oder dem Verstande ein einiges Ganze." Dann heißt es wieder: „Gott faßt den Willen zur Natur" u. s. w. Bekanntlich hat Schopenhauer später (S. W. IV, 159) über sein Verhältnis zu Fichte und Schelling gesagt: „Man darf sich nicht wundern, wenn in den ebenfalls von Kant ausgehenden Philosophemen Fichtes und Schellings sich Spuren desselben Grundgedankens finden lassen; wiewohl sie dort ohne Folge, Zusammenhang und Durchführung auftreten und demnach als ein bloßer Vorspuk meiner Lehre anzusehen sind."

217) S. B. 273.

218) S. B. 190. Die Parabel steht S. W. V, 689, die erste Niederschrift im Manuskriptbuch ‚Pandectae' S. 34.

219) S. B. 349; 476. 220) S. B. 466.

221) Siehe Anmerkung 116 zum sechsten Kapitel.

222) Siehe Anmerkung 41 zum dritten Kapitel.

223) Gw² 130. Aus der Lowtzow-Schopenhauerschen Korrespondenz sind daselbst (Gw² 400 f. 405) nur noch die folgenden beiden Stellen aus undatierten Briefen mitgeteilt:

„Ich ängstige mich und leide nicht, wenn von Ihren Papieren gesprochen wird, damit nicht jemand Staatspapiere darunter suche: wahrhaftig, ich bin Johann, der arme Seifensieder, der einen Schatz bewachen muß — zuletzt überrede ich mich sogar, daß ich Dank verdiene und würde den wohl eher erhalten als — Vertrauen."

„Sie haben schon öfter mündlich und schriftlich alle Tugenden

außer der Aufrichtigkeit verschmäht und man muß sich bei Ihnen schon begnügen, wenn Sie im Vergleich mit der Stärke der Erkenntnis auf Ihren Charakter wenig Wert legen — wie Napoleons Leibarzt ihn nicht von einer veralteten Krätze heilen wollte, um nicht der Energie seines Charakters zu schaden."

Schopenhauers Briefe an Lowtzow sind nach des Letzteren Tode verbrannt worden (Schemann, S. 473).

Zum dreizehnten Kapitel . . . . . Seite 187—197

224) S. N. I, 16. — Herr Gwinner hat vor Jahren die Güte gehabt, mir die Schopenhauersche Inschrift im Handexemplar der W. a. W. u. V. zu zeigen.

225) ‚Pandektae' S. 340: die Stelle ist in unserem Texte zum erstenmal vollständig gedruckt (vgl. S. N. IV, 483).

226) Bähr, S. 34.

227) Gw² 444. — Schopenhauers Brief an Poggendorf ist nicht erhalten.

228) Siehe S. W. VI, 202 f. 277—279.

229) S. N. IV. 95 f.

230) S. B. 222. Vgl. S. W. II, 305—309 und 310—313 „Anmerkung zu dem über Bichat Gesagten", welche Anmerkung erst in der 3. Auflage der W. a. W. u. V. hinzugekommen ist.

231) Karl Gutzkow, der spätere Schwiegersohn dieses Generalkonsuls, erzählt uns, wie er den Dr. Schopenhauer, in gelben Nankinghosen, und altmodischem, am Kragen ausgezackten Gehrock, einen „Quäkerhut" auf dem Kopfe, wiederholt die Treppe des Konsulatsgebäudes heraufstürmen sah, um nachzufragen, ob die angekündigte, aber sich verspätende Medaille noch nicht angekommen sei. (‚Rückblicke auf mein Leben'. [Berlin 1875] S. 127 ff.)

232) Schopenhauers lateinisches Schreiben an die Societät ist, nach dem Original, abgedruckt bei Schemann, S. 210—213 (nach dem Konzept war es gedruckt Gw² 456—459, ebendaselbst 463—465 das Schopenhauers Bitte gewährende Antwortschreiben der Societät).

233) Siehe dies Schreiben S. B. 69 f. 466.

234) S. B. 469. — Die Rezension (‚Repertorium' [1841] Bd. XXVII, S. 334—338) war von demselben Verfasser, wie die frühere über den W. i. d. N., da sie mit derselben Ziffer „78" unterzeichnet ist. — Nachdem der Anonymus den „ärgerlichen und gereizten Ton" der Vorrede getadelt hat, erklärt er die Auseinandersetzungen in der I. Abhandlung für „sehr klar, wenn auch nicht auf eine Weise, die sich nicht auch bei anderen Denkern, namentlich bei Herbart findet." Am Schlusse der Abhandlung, meint Rezensent, höbe der Verfasser das gewonnene Resultat wieder auf (!).

Von der II. Abhandlung urteilt er: „Vieles von dem, was

der Verfasser sagt, ist klar und treffend, aber auch hier ist das Meiste nicht neu." Auch in dieser Abhandlung höbe der Verfasser was er als Fundament der Moral bezeichnet „sogleich selbst wieder auf" (!) „Im Ganzen scheint die Abhandlung" dem Rezensenten „ein neuer Beleg zu sein, daß die Ableitung ethischer Prinzipien aus metaphysischen Lehrsätzen nicht nur für die Erkenntnis dieser Prinzipien nichts hilft, sondern auch leicht zu Mißverständnissen führt, die für die Lauterkeit der sittlichen Grundgedanken von den nachteiligsten Folgen sind."

Wegen der Bezugnahme auf Herbart meinte Schopenhauer später, daß der Herbartianer Hartenstein (geb. 1808, seit 1834 Professor in Leipzig) sich hinter der Ziffer „78" verborgen habe.

235) S. W. 130, vgl. 273. Die Rezension beginnt folgendermaßen: „Wenn der Geist, der im aristophanischen Lustspiel die Lauge seiner Ironie über die Mißgestaltungen der alternden, klassischen Welt ergoß, und in Reineke de Vos die Entartung der mittelalterlichen Stände persiflierte, sich zum drittenmal inkarnierte, um die wunderlichen Ausgeburten der ablebenden Übergangszeit uns in entsprechenden Tiermasken vorzuführen, dann müßte der Verfasser der hier anzuzeigenden Schriften sich es wohl gefallen lassen, als Ornithorhynchus paradoxus mit Entenschnabel und Giftsporn auf der Bühne zu erscheinen."

Der Rezensent giebt dann eine Olleapotrida der „Hauptgedanken" der Schopenhauerschen Philosophie, „da sie wohl nur ausnahmsweise einigen unserer Leser bekannt sein dürften". Besonderes Gewicht legt er auf Schopenhauers an Fichte und Hegel geübte Kritik. Schon im ‚Willen in der Natur' entdeckt er „gemeine Schmähungen Hegels", die Schmähungen Fichtes und Hegels in der ‚Ethik' seien „schamlos und abscheulich", dann wieder nennt er sie „unsittlich", ein andermal „geifernde Schmähreden", „bananische Schmähungen". Endlich findet er, daß „Herr Schopenhauer durch Verleumdung Fichtes und Hegels auch an der Nation gefrevelt habe" (!). Er schließt mit folgendem Satze: „Wir müssen es der Zukunft überlassen, ihn als summum philosophum aller bisherigen Jahrhunderte zu krönen und zu proklamieren, uns damit begnügend, daß wir die Gegenwart mit einem bisher fast gänzlich ignorierten Naturspiel bekannt gemacht, welches eingangs unserer Anzeige mit einem Ornithorhynchus paradoxus verglichen zu haben — nach dem Vorhergehenden — wohl nicht ungerechtfertigt erscheinen dürfte".

Schopenhauer erfuhr den Namen des Verfassers dieses „Pasquills" erst nach dessen Tode: es war gewesen Friedrich Wilhelm Carové (geb. 1789), Advokat, Finanzkontrolenr, Mitstifter der Burschenschaft, Abgeordneter zum Wartburgfeste, dann Hegels Repetent in Heidelberg und Berlin, Privatdozent in Breslau, darauf in

Heidelberg und Frankfurt privatisierend, wo er mit Schopenhauer bis 1844 in freundschaftlichem Verhältnisse stand, bis dieser mit ihm brach. „Er war ein sehr niederträchtiger Mensch, und hat es oft gezeigt."

236) Carl Friedrich Bachmann, Professor der Philosophie in Jena, hatte auch Schopenhauers ‚Satz vom Grunde' in seinem ‚System der Logik' (Leipzig, Brockhaus, 1828) nicht, wie alle übrigen Logiker jener Zeit, völlig ignoriert. Er bringt S. 59 eine kurze Angabe des Inhalts der Schopenhauerschen Erstlingsschrift, und polemisiert S. 62 gegen die von Schopenhauer neu aufgestellten beiden Klassen der Gründe. — Als Schopenhauer, in der zweiten Auflage der W. a. W. u. V. (Bd. I, S. 575), einen naiven Ausspruch Bachmanns anführte, erwies er sich dankbar und verschwieg seinen Namen: „Hier zu citieren, wo das steht, und den Mann zu nennen, scheint mir unbillig: denn er hat bloß, etwas indiskret, die Maxime aller seiner Kollegen ausgeplaudert." Erst in der 3. Auflage nennt er Bachmann, da dieser inzwischen verstorben war: S. W. I, 650.

237) S. B. 82. 238) S. B. 70—75 und Gw² 474 f.

Zum vierzehnten Kapitel . . . . . Seite 197—206

239) S. B. 81. 76.

240) Schopenhauers sämtliche, die 2. Auflage der W. a. W. u. V. betreffenden Briefe an F. A. Brockhaus siehe S. B. 75—90. 467—469.

241) ‚F. A. Brockhaus. Leben und Wirken' II, 362.

242) ‚Blätter für litterarische Unterhaltung' Nr. 278—281 vom Oktober 1845.

243) ‚Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker' (Leipzig 1883) S. 3 f.

244) Siehe die vier Briefe Schopenhauers an Becker (vom August bis Dezember 1844) S. B. 91—109.

245) Gw² 482 f. 246) Gw² 477.

247) ‚Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Josef Hillebrand' (Hamburg u. Gotha 1845. 1846) Band III, S. 385. — Über die philosophische Stellung Schopenhauers bemerkt Hillebrand Bd. III, S. 249 f.: „Diese bekannte geistreiche Schrift sucht den Gedanken, daß der Wille das Grundprinzip der Dinge und Welt sei, auf eine eigene, selbständige Weise auszuführen, ohne dogmatische Scholastik. Seine Lehre geht daher von der Schellingschen, mit der sie eben nur im Prinzipe sich berührt, wesentlich ab." Andererseits findet er aber, daß der Fichtesche Idealismus (!) den Boden bilde, auf welchem der Schopenhauersche Gedanke sich bewegt.

Wie sich Schopenhauer mit Fichtes Idealismus ausführlich, sachlich und gründlich auseinander gesetzt hat (S. W. I, 68—71),

das hatte Hillebrand wohl nie gelesen: er begnügt sich im Allgemeinen zu konstatieren, daß Schopenhauers Polemik gegen die nachkantischen Philosophen „ohne wissenschaftliche Würde" sei.

Zum fünfzehnten Kapitel . . . . . Seite 206—213

248) S. W. III, 216.

249) S. B. 109; ebendaselbst (109—141) die späteren 23 Briefe Schopenhauers an Becker. Derselbe starb 1881 als Oberappellationsgerichtsrath a. D. in Mainz.

250) S. W. VI, 206.

251) Siehe Anmerkung 97 zum fünften Kapitel.

252) Die 83 Briefe Schopenhauers an Frauenstädt (S. B. 142—355) sind die wichtigste Quelle für die Biographie des alten Schopenhauer.

253) Gw² 441 f.

254) Maxime 144 = S. N. I, 74. 255) Bähr, S. 41.

256) Gw² 196: daselbst ist nur der in unserem Text wiedergegebene Auszug veröffentlicht.

257) Siehe Anmerkung 116, zum sechsten Kapitel.

258) Annette von Droste-Hülshoff (gest. 1848) und Adele Schopenhauer hatten sich in Bonn kennen gelernt. Im Mai 1840 folgte Adele einer Einladung nach Rüschhaus bei Münster. (Ein von dort geschriebener Brief Adeles hat mir im Original vorgelegen). Bei Adeles Abreise nach Italien (1845) entstand das Gedicht „Abschied", welches in den ‚Letzten Gaben' (Hannover 1860) S. 45 f. zuerst gedruckt wurde und dessen erste Strophe lautet:

„Das Abendrot war schon zerflossen,
Wir standen an des Weihers Rand,
Und ich hielt ihre Hand geschlossen
So fest in meiner kalten Hand.
So müssen wir denn morgen scheiden,
Das Schicksal würfelt mit uns beiden,
Wir sind wie herrenloses Land."

In einer späteren Strophe wird die bevorstehende Romfahrt Adeles ausdrücklich erwähnt. Das bei Hermann Hüffer (‚A. v. Droste und ihre Werke' [Gotha 1887]) S. 302 angeführte Gedicht „Auch ein Beruf" ist identisch mit „Der Abschied" und wird von Hüffer in die zweite Hälfte des Jahres 1845 gesetzt: er läßt es zweifelhaft, ob das Gedicht an Amalie Hassenpflug, Adele Schopenhauer oder Margarethe Verflassen gerichtet sei. Die letztere war aber bereits am 2. April 1845 verstorben, Amalie Hassenpflug reiste damals gar nicht nach Rom. In einer mir bekannt gewordenen Handschrift des Gedichtes (im Besitze einer genauen Freundin Amalie Hassenpflugs) ist übrigens ausdrücklich bemerkt „An die Schopenhauer."

259) ‚Goethes sämtliche Werke', Ausg. letzter Hand IV, 150. 190. (Vgl. auch XXXII, 207 und XLVII, 214.)

260) S. W. V, 660. — Über Vermögensstücke, welche den Geschwistern gemeinsam gehört hatten, wäre Schopenhauer mit Frau Mertens beinahe in Prozeß geraten, doch wurde die Sache schließlich im Vergleichswege geschlichtet: siehe S. B. 111 f. 119 ff. 124.

Zum sechszehnten Kapitel . . . . . Seite 213—221

261) Frauenstädts Geschenkexemplar dieser Schrift an Schopenhauer befindet sich jetzt in meinem Besitz: über eine handschriftliche Eintragung Schopenhauers in dasselbe vgl. meinen ‚Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen' (Leipzig, Drugulin 1894—1895) Nr. 1998.

262) S. B. 153.

263) Siehe die 13 Briefe an A. v. Doß S. B. 356—385.

264) S. B. 161. — Auch die vierte verbesserte Auflage von Reinholds ‚Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung' in 3 Bänden (Jena 1854) behandelt in dem 644 Seiten starken III. Bande zwar Herbart, Schelling, Krause und Hegel: *περι δε Χαρωνος οὐδεις λογος*, von Schopenhauer steht keine Silbe darin.

265) S. B. 154; Schopenhauers Antwort bei Schemann, S. 225 f.

266) Bekanntlich der Titel, unter dem der berliner Popularphilosoph J. J. Engel seine gesammelten Abhandlungen (2 Teile. Leipzig 1775. 1777) herausgegeben hat.

267) Siehe diesen, aus meinem Besitz veröffentlichten Brief in meiner Festschrift ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 198—201.

268) Siehe den Abdruck des Schopenhauerschen Testamentes bei Schemann S. 547 ff.

269) Zu den im Text erwähnten drei Daguerrotypen sind später — bis 1853 — noch vier hinzugekommen, so daß jetzt sieben Schopenhauer darstellende Bilder auf der frankfurter Stadtbibliothek vereinigt sind. Das Datum jeder einzelnen Aufnahme ist von Schopenhauer auf die Rückseite der Bilder eingetragen. Über zwei nicht an die Stadtbibliothek gekommene vgl. S. B. 183.

Zum siebenzehnten Kapitel . . . . . Seite 221—228

270) Vgl. K. Gutzkow ‚Rückblicke auf mein Leben' S. 129.

271) Schemann S. 335 f.

272) Siehe die 17 Briefe an Lindner S. B. 386—407.

273) S. B. 195. 274) S. B. 239.

275) Den Namen des Verfassers des ‚Iconoclasm in German philosophy' hatte Schopenhauer erst viel später, durch eine Mitteilung des bostoner Universitätsdocenten Young (der ihn in Frank-

furt aufgesucht hatte) erfahren. Rosenkranz hatte die Un—verfrorenheit gehabt, drucken zu lassen: der Artikel sei „wahrscheinlich in Deutschland geschrieben". (Siehe S. B. 325. 271. 296.)

276) Vgl. S. B. 121. 247 f.; auch 224.

277) S. W. III, 198; vgl. auch S. B. 112.

278) Frauenstädts ‚Briefe', denen er 1876 ‚Neue Briefe' folgen ließ, sind nur uneigentlich als „Kompendium" zu bezeichnen. Das beste, wirkliche Kompendium der Schopenhauerschen Philosophie gab Professor Dr. Paul Deußen in Kiel heraus: ‚Die Elemente der Metaphysik' (Aachen 1877), in zweiter Auflage 1890 erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus).

279) Schemann, S. 337; der weitere Briefwechsel zwischen Schopenhauer und C. Schütz ebendaselbst S. 338—340.

280) An dem Anmerkung 88, zum fünften Kapitel angegebenen Orte. — Die 25 Briefe Schopenhauers an Asher siehe S. B. 408—449.

281) Gw^2 564 ff.

Zum achtzehnten Kapitel . . . . . Seite 228—243

282) Schopenhauers Helmholtz betreffender Brief an Becker vom 20. Januar 1856 (S. B. 131 f.) ist bis jetzt nur mit wesentlichen Auslassungen veröffentlicht: vgl. S. B. 15.

283) S. B. 318, vgl. 337.

284) S. B. 139. — Helmholtz hat die Schopenhauersche Lehre von der Intellektualität der Anschauung und der Apriorität des Kausalitätsgesetzes sieben Jahre nach Schopenhauers Tode nochmals auf das ausführlichste vorgetragen in seinem ‚Handbuch der physiologischen Optik' (Leipzig 1867) u. z. im III. Abschnitt: die Lehre von der Gesichtswahrnehmung. Aber auch hier wird der Name des Entdeckers jener fundamentalen Wahrheiten nicht genannt. Gerügt hat dies zuerst der Sohn von Schopenhauers Freunde, J. A. Becker, Johann Karl Becker (gest. als Professor der Mathematik in Bruchsal) in seinem Aufsatze ‚Zur Lehre von den subjektiven Farbenerscheinungen', welcher 1871 in Poggendorffs ‚Annalen der Physik und Chemie' V. Ergänzungsband, S. 305—309 gedruckt erschien. Becker sagt hier (S. 308): „Wer sich über den eigentlichen Vorgang beim Sehen und namentlich über die Verschiedenheit der dabei thätigen Geisteskraft, des Verstandes, von dem Vermögen der Begriffe, der Vernunft, so unterrichten will, daß ihm kein Zweifel und keine Unklarheiten mehr übrig bleiben, den verweise ich auf Arthur Schopenhauer, der diesen Gegenstand auf derselben Basis und fast mit demselben Ergebnisse wie Helmholtz, nur schärfer und philosophisch durchdachter, wenn auch lange nicht so sehr durch die Ergebnisse experimentaler Forschung unterstützt, bereits 1816 . . . und noch ausführlicher . . . 1847 behandelt

hat. Ich halte diesen Hinweis umsomehr am Platze und für eine Pflicht gegen den großen Denker, als man in dem Helmholtzschen Werke vergeblich den Namen Schopenhauers sucht und man leicht geneigt sein dürfte, das größte seiner Verdienste einem anderen zuzuschreiben." Becker glaubt jedoch ein Plagiat nicht annehmen zu dürfen, wenn er auch bemerkt: „Aber merkwürdig, sehr merkwürdig bleibt es immerhin, wie zwei auf so ganz verschiedenen Standpunkten stehende Forscher, ohne von einander zu wissen, da, wo sie denselben Gegenstand bearbeiten, fast bis ins kleinste Detail zusammentreffen."

Bei Herausgabe des Briefwechsels zwischen seinem Vater und Schopenhauer (Leipzig 1883) kommt Becker auf die Sache zurück, indem er in einer Anmerkung zu S. 126 darauf aufmerksam macht, daß Helmholtz in seine ‚Popnläre wissenschaftliche Vorträge' (Braunschweig 1871; 2. Auflage 1876) den Vortrag von 1855 „Über das Sehen des Menschen" nicht aufgenommen habe. „Dieser nach Form und Inhalt weitaus beste Vortrag von Helmholtz fehlt. Warum das? Liegt nicht hier die Vermutnng nahe, daß derselbe lediglich deshalb fehlt, weil es doch nicht wohl anständig gewesen wäre, denselben nochmals abdrucken zu lassen, ohne endlich das gänzliche Ignorieren Schopenhauers trotz der doch oft genug laut gewordenen Prioritätsansprüche desselben in Bezug auf den größten Teil seines Inhaltes aufzugeben und offen Rede zu stehen?"

In der „zweiten umgearbeiteten" Auflage der ‚Physiologischen Optik', deren erste Lieferung (Hamburg, Voß) 1886 erschien, hat Helmholtz jedoch — nicht etwa „Rede gestanden", sondern (in der vierten Lieferung, 1887) in drei beiläufigen Zeilen Schopenhauer in dieser Lehre als Plagiator Fichtes hinzustellen versucht! Daselbst heißt es nämlich (S. 248 f.) in der geschichtlichen Notiz zur Lehre von den Gesichtsempfindungen:

„Im Mittelalter blieben die Fortschritte, welche Aristoteles in der Theorie des Sehens gemacht hatte, unbeachtet, erst Baco und seine Nachfolger nahmen diesen Faden wieder auf . . . bis Kant in seiner ‚Kritik der reinen Vernunft' den Abschluss ihrer Theorie liefert. *Vieles Richtige, scharf ausgesprochen, findet sich auch bei J. G. Fichte in den ‚Thatsachen des Bewusstseins', namentlich die Zusammenfassung der Empfindungen in Qualitätenkreise, den fünf Sinnen entsprechend. Was in Schopenhauers einschlägigen Erörterungen richtig ist, wird meist auf diese Quelle zurückzuführen sein*".

Das Kursivgedruckte ist Zusatz zur zweiten Auflage. — Im III. Abschnitt (die Lehre von den Gesichtsempfindungen, welche in der achten Lieferung [1894] abgeschlossen ist) ist Schopenhauer

wiederum, genau wie in der ersten Auflage, vollkommen ignoriert. Es war übrigens diese achte Lieferung die letzte, die der Verfasser für die zweite Auflage bearbeitet hat: er starb 8. September 1894 (die folgenden Lieferungen sind ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage).

Helmholtz hat indes, zwei Jahre vor seinem Tode, noch einmal Schopenhauers Namen genannt, nämlich in dem populären Vortrage, den er am 11. Juni 1892 in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar gehalten hat. Hier erklärte er den Chorus mysticus im zweiten Teil des Faust

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis

als „poetische Ahnung der Lehre von den spezifischen Energieen der Sinne, die Goethe höchstens in unvollkommener Entwickelung durch A. Schopenhauer kennen gelernt" habe. (‚Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. Rede . . . von H. von Helmholtz' [Berlin 1892] S. 47).

285) Schemann, S. 397; vgl. daselbst (S. 395 f.) auch Schopenhauers Brief an Johann Carl Becker (über Graevel und Dr. Clemens).

286) Zu Frau Dr. Eliza Wille (siehe die von ihr herausgegebenen ‚Fünfzehn Briefe von Richard Wagner' Deutsche Rundschau Januar—März 1887) sagte Wagner:

„Erinnern Sie sich, was Dr. Wille mir einmal als Gruß von Schopenhauer mitbrachte: ‚Sagen Sie Ihrem Freunde Wagner in meinem Namen Dank für die Zusendung seiner Nibelungen, allein er solle die Musik an den Nagel hängen, er hat mehr Genie zum Dichter! Ich, Schopenhauer, bleibe Rossini und Mozart treu'. Meinen Sie, ich hätte dieses dem Philosophen nachgetragen?" Wie wenig Wagner es ihm nachgetragen, zeigt sein schöner Brief an Lenbach, als dieser (1868) für die bayreuther Villa das Ölporträt Schopenhauers gemalt hatte (Schemann, S. 510, wo dies Lenbachsche Bild in Heliogravüre vervielfältigt ist).

287) S. B. 322. 288) S. B. 273.

289) Jules Lunteschütz, geb. 1822, hat Frankfurt nicht wieder verlassen, obwohl er in steter Verbindung mit seinem Vaterlande blieb. 1866 erhielt er den Orden der französischen Ehrenlegion. Er starb 20. März 1893. Ein französisches Billet Schopenhauers an ihn siehe bei Schemann, S. 480.

290) Von dem Bilde erschien im Januar 1856 bei Sachse & Co. in Berlin eine Lithographie, die Schopenhauer „superbe" nannte (S. B. 323). Das Original-Ölbild befindet sich jetzt, zufolge letztwilliger Verfügung des Herrn Wiesike, im germanischen Museum in Nürnberg.

291) Vgl. den kurzen Bericht Schopenhauers über den ersten Besuch Gwinners S. B. 262. Außer in dem Brief von Frauenstädt vom 23. Dezember 1855 (S. B. 316 f.) wird Dr. Gwinner

in Schopenhauers gesamter Korrespondenz sonst nirgends erwähnt. Daß er kein Anhänger Schopenhauers war, hat er im Vorwort der ersten Auflage seiner biographischen Schrift über Schopenhauer (Gw¹ VI) ausdrücklich ausgesprochen: „ich bekenne mich nicht zu der Lehre meines Freundes". In seiner später erschienenen, schon erwähnten Broschüre ‚Schopenhauer und seine Freunde' (Leipzig 1863) teilt er sogar (S. 58) mit, daß er in Nr. 4 des ‚Frankfurter Museums' von 1857 die (in unserem Text Seite 243 erwähnte) Schrift Cornills besprochen und dabei geäußert habe: „mit dem von Schopenhauer aufgestellten transscendentalen Prinzip des Willens sei die schwere Aufgabe der Philosophie noch ganz und gar nicht einer befriedigenden Lösung entgegengeführt" — was Schopenhauer ihm sehr verargt habe.

291a) Über das Schopenhauer im Profil darstellende Bild Hamels vgl. die Mitteilungen Arthur Gwinners (des Sohnes Wilhelm Gwinners) in der ‚Nationalzeitung' vom 24. April 1891. Eine Reproduktion des Hamelschen Bildes besaß der Freiherr von Engerth zu Mürzzuschlag bei Wien.

292) Schemann, S. 363—367.

293) Der Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Grimm ist zuerst veröffentlicht 1890 in den ‚Grenzboten' III, 498 ff., danach wiederholt bei Schemann, S. 341—345.

294) S. B. 341. 295) Schemann, S. 346—362.

296) Bähr, S. 32 f. und Gw² 536, wo statt 1856 fälschlich die Jahreszahl „1854" steht (Gw¹ 97 stand „1857").

297) Diese Stellen der Frauenstädtschen Antwort hat dieser selbst, in einer Fußnote zu seiner Publikation des Schopenhauerschen Briefes veröffentlicht (an dem, Anmerkung 144, zum siebenten Kapitel angegebenen Orte, S. 711 f.).

298) S. B. 415.

299) Handschriftliche Originalmitteilung des Herrn Stadtrat Beck (durch welche das ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 46 Gesagte bestätigt wird).

300) Schopenhauers Brief an Bunsen scheint nicht erhalten zu sein: aus Bunsens Antwort vom 13. Januar 1858 ist ein Satz mitgeteilt in dem Werke ‚Chr. C. J. Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen . . . deutsche, vermehrte Ausgabe.' 3 Bände (Leipzig 1868) Bd. III, S. 508. Vgl. dazu meine ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 208.

301) Die beiden Briefe Hebbels sind in unserem Texte nach Eduard Sacks Feuilleton in der ‚Frankfurter Zeitung' vom 9. und 10. Mai 1893, (wo sie aus dem von Felix Bamberg herausgegebenen Briefwechsel Hebbels ausgehoben sind) wiederholt.

302) ‚Episteln und Vorträge von W. Jordan' (Frankfurt a. M., Selbstverlag, 1891) S. 25 ff. — Dr. Jordan hat auch an Emil

Kuh ausführliche Äußerungen Schopenhauers zu Hebbel über dessen ‚Maria Magdalena' mitgeteilt, welche Kuh in seiner ‚Biographie Fr. Hebbels' (Wien 1877) Band II, S. 585—588 hat abdrucken lassen, nachdem er schon vorher in der ‚Neuen freien Presse' vom 17. November 1869 daraus referiert hatte. In dem Jordanschen Buche von 1891 sind dann diese Äußerungen Schopenhauers wieder anders formuliert vorgetragen.

303) Schemann, S. 384—386. — Auch Kuno Fischer, der in Jena ein besonderes Kolleg über Kant las, handelte in denselben ausführlich über Schopenhauer. Als der Verlagsbuchhändler Suchsland Schopenhauer davon Mitteilung machte, schrieb dieser an Herrn von Doß (19. März 1857) „Mein Verleger hat hospitiert bei Kuno Fischer, der Kantische Philosophie las und gerade mein Lob in den stärksten Ausdrücken verkündete" (S. B. 376).

304) S. B. 428. — Bähr lieferte später eine gründliche Rezension der Seydelschen Schrift (in den ‚Blättern für litterarische Unterhaltung' Nr. 17, vom April 1859), die Schopenhauer im Brief an Bähr (1. Mai 1859) für vortrefflich erklärte, trotzdem daß Bähr noch glimpflich mit seinem Gegner umgegangen sei. (Vgl. ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 214).

Zum neunzehnten Kapitel . . . . . Seite 243—250

305) ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 209. Der Spruch war aus seinen eigenen ‚Parergis', was Schopenhauer erst aus der Vossischen Zeitung erfuhr (S. B. 379). — Das Begleitblatt ist zuerst gedruckt bei Schemann, S 448. Der Schenker hat den Pokal nach Schopenhauers Tode zurückerworben, er befindet sich zufolge testamentarischer Bestimmung Wiesikes (gest. 11. Oktober 1880) im germanischen Museum zu Nürnberg.

306) Schemann, S. 456.

307) S. B. 382. 402. Nur die ‚Times' hatten Schopenhauer noch nicht entdeckt: wie würde er sich gefreut haben, wenn er in diesem seinem Leibblatte hätte lesen können, was Ludwig Noiré später daraus anführte: „Es vergeht kein Tag, an dem nicht irgend ein Ausspruch des deutschen Philosophen in englischen Journalen zitiert wird." (‚Arthur Schopenhauer. Zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier von Ludwig Noiré [in] Mainz': ‚Nord und Süd' [1888] XLIV, S. 315—343).

308) Wie sich Heine über die ‚Parerga' geäußert hat, ist von Alfred Meißner leider nicht berichtet worden. Schopenhauer seinerseits hat Heines Größe mehrfach anerkannt: vgl. darüber meine Schrift ‚Das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung' (Leipzig, W. Engelmann, 1891) S. 156 f. und S. N. IV, 77. 275. 466.

309) Gw[1] 207 ff. 310) S. B. 129.

311) Bähr, S. 24: vgl. dazu S. W. IV, 552 und VI, 325 f.
312) S. B. 427.

Zum zwanzigsten Kapitel . . . . . Seite 250—261

313) S. B. 470; S. W. 280. 282. — Schopenhauers Anordnung in der Reihenfolge der Bände der Gesamtausgabe ist erst von mir, in der Reklamschen Universalbibliotheks-Ausgabe, befolgt worden.
314) Gw² 601.
315) Vgl. auch Schopenhauers Brief an Albert Möser, im Facsimiledruck mitgeteilt in meiner Festschrift ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana'.
316) Über diese treue Dienerin berichtet Stadtrat Beck: „Sie wußte sich sehr in die Launen und die Heftigkeit ihres Herrn zu schicken. „Er schreit mich manchmal fürchterlich an," sagte sie einmal, „aber er meint es nicht böse." — Ein andermal äußerte sie: „Die Leute sagen immer, mein Herr wäre gottlos und er bete den heidnischen garstigen Götzen [den Buddha] an, aber ich glaube es nicht: neulich, als ich seine Bücher abstäubte, fand ich ein Buch ‚Das Leben der Heiligen', er muß also doch gottesfürchtig sein."
Margarethe Schnepp hat nach Schopenhauers Tode seinen Hund in Verpflegung genommen. Sie verzehrte ihre Leibrente in Heidelberg, ihrem Geburtsorte. Als Mitte der sechsziger Jahre der Stadtrat Beck einmal mit einem Freunde nach Heidelberg kam und die Hauptstraße hinunterging, kam aus einer Seitengasse plötzlich ein Pudel gelaufen, sprang an ihm empor und wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Becks Freund rief ängstlich: „Geben Sie Acht, der Hund ist toll." In demselben Augenblick erschien aber auch Schopenhauers alte Haushälterin, begrüßte den Stadtrat und sagte: „Sehen Sie nur das Vergnügen von dem Tier. Der kennt Sie noch." Sie klagte dann, wie einsam sie sich fühle, und weinte im Andenken an ihren guten Herrn. (Handschriftliche Originalmitteilungen des Herrn Stadtrat Beck.)
317) Gw¹ 231. 318) Gw¹ 150; Gw² 546.
319) Brief an Bähr: ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 215. — Mit Göbels Radierung nach seinem Ölbilde war Schopenhauer, als sie „bis auf wenige Striche fertig" war, nicht ganz zufrieden (Brief an Lindner vom 21. November 1859: S. B. 407), so daß der Künstler das Blatt noch weiter bearbeitete; später scheint es seinen Beifall gefunden zu haben: er schreibt an Frauenstädt (6. Dezember 1859: S. B. 355): „Göbel, unser *bester* Maler, hat mein Porträt in Öl vollendet und jetzt selber es in *Kupfer* gestochen, ist beinahe fertig und soll dann in Berlin verlegt werden." Letzteres geschah übrigens nicht, die Radierung war (wenigstens bei Göbels Lebzeiten) durch die Prestelsche Kunsthandlung in Frankfurt a. M. zu beziehen.

320) Vgl. den Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Brecht bei Schemann, S. 399 ff.

321) Titelbild vor Gw¹; vom Verlage von F. A. Brockhaus auch einzeln zu beziehen.

322) S. B. 477 f. und 441. 443. 323) Schemann, S. 466.

324) S. B. 446. — Im königlichen Bildermuseum in Hannover befindet sich ein großes Ölbild von Kaulbach, welches Elisabeth Ney neben der Marmorbüste des Königs von Hannover darstellt.

325) Aus einem in meinen Besitz gelangten Briefe der Bildhauerin (ich habe ihn aus der in den Handel gebrachten Autographensammlung des verstorbenen Senators Gwinner erworben) geht die schöne Gegenseitigkeit des Verhältnisses zwischen ihr und Schopenhauer hervor. Der Brief ist aus Berlin, den 29. Juni 1860, an Schopenhauer gerichtet und kündigt die bevorstehende Absendung der Büste an:

Verehrtester und lieber Freund!

Vielleicht komme ich schon zu spät, wenn ich Ihnen hiermit die Verkündigung zu machen gedenke, daß in ganz kurzer Zeit eine Erinnerung meines wunderschönen Herbstes 1859 in Ihren Händen sein wird . . . Ich hoffe, der Abguß wird Ihre Zufriedenheit erlangen . . . Ich möchte sehr gern den Herrn Dr. Lindner kennen lernen, damit ich doch einmal ein vernünftiges Wort wieder und ein begeistertes über meinen verehrtesten Freund Schopenhauer höre. Die Menschen sind gar zu fade; überall ein Kümmern um Politik, von der sie so wenig verstehen, als sie darin zu ändern vermögen und an der sie auch nichts zu verbessern brauchten, wenn sie von einer wirklich hohen und schaffenden Seele erfüllt wären . . . Adieu, Adieu! Schreiben Sie mir einmal Nachricht von Ihnen — in einer sehr guten Stunde —! Vielleicht habe ich doch noch das Glück, Sie den Herbst zu sehen. Mit dem herzlichsten und verehrungsvollsten Gruße die Ihrige Elisabet Ney.

Zum letzten Kapitel . . . . . Seite 261—272

326) Gw² 608 f.; Gw¹ 35 f.: das Referat aus Schopenhauers Antwort ist Gw² nicht wiederholt.

327) Siehe diese von mir aus dem Nachlaß herausgegebene Abhandlung S. N. IV, 118—182 (und die Erläuterungen dazu S. 192—196).

328) Das Eintreffen seiner Prophezeiung im vollen Umfange sollte Schopenhauer nicht mehr erleben: erst ein Jahr nach seinem Tode kam die zweite, von Frauenstädt herausgegebene Auflage der ‚Parerga‘ heraus (das Vorwort des Herausgebers ist vom November 1861); 1864 erschien die dritte Auflage des ‚Satzes vom Grunde‘; 1867 die dritte Auflage des ‚Willens in der Natur‘, 1870 diejenige der Schrift ‚über das Sehn und die Farben‘; die vierte Auflage der ‚W. a. W. u. V.‘ 1873. In den nächsten Jahr-

zehnten folgten dann Auflagen auf Auflagen und Gesamtausgaben auf Gesamtausgaben, und heute, am Schlusse des 19. Jahrhunderts, nimmt Schopenhauer eine ähnliche dominierende Stellung ein, wie Kant am Schlusse des vorigen in Deutschland einnahm, ja, seine Wirksamkeit geht weit über die Kants hinaus, da er, als ein Klassiker der deutschen Prosa, neben seiner philosophischen Bedeutung zugleich als ein deutscher Nationalschriftsteller eine erste Stelle behauptet und andererseits durch Übersetzungen ins englische, französische, russische und italiänische als einer der großen Weltschriftsteller in allen Kulturländern anerkannt ist.

329) Schemann, S. 406.

330) Die Vorrede zur zweiten Auflage der ‚Ethik' ist datiert „Frankfurt a. M. im August 1860": sie sollte das Letzte sein, was der große Philosoph zum Druck gegeben.

331) Siehe den vollständigen Wortlaut der Entwürfe der Vorrede zur Gesamtausgabe S. W. VI, 281 f. Die Seite 149 der ‚Senilia', auf welcher das „Proœmium" steht, ist die letzte von Schopenhauer ganz beschriebene: auf Seite 150 bricht das Manuskriptbuch in der Mitte der Seite ab. Die folgenden 126 Seiten sind weiß geblieben (vgl. S. N. IV, 454; S. W II, 143 u. VI, 294).

332) Gw² 612.

333) Die „Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage" der ‚Ethik' war XLIV und 276 Seiten (in größerem Oktav als die erste) stark geworden, ihre Ausgebung verzögerte sich jedoch: Asher berichtet, daß ihm von der Brockhausschen Verlagsbuchhandlung das Geschenkexemplar erst am 21. September zugestellt wurde, also an Schopenhauers Todestage. Er selbst hat seine Autorexemplare nicht mehr erhalten. Auch hier bewährte sich der Vers aus einem Grimmschen Märchen:

„Und als das Brot gebacken war,
Da lag das Kind auf der Totenbahr".

334) Dies Exemplar der Reyschen Büste Schopenhauers ist von seiner Universalerbin der frankfurter Stadtbibliothek überwiesen, wo es jetzt im Stiegenhause seine Aufstellung gefunden hat. — Seit 1894 ist, beiläufig bemerkt, neben anderen frankfurter Gelehrten auch Schopenhauers Sandsteinstatue in Überlebensgröße auf dem Dachvorsprung der frankfurter Stadtbibliothek aufgestellt. — Über die nach des Bildhauers Schierholz Modell in Nürnberg von Ch. Lenz in Bronce gegossene Kolossalbüste, die an der Promenade aufgestellt und am 6. Juni 1895 enthüllt wurde, vgl. Beiblatt zum VII.—X. Stücke der ‚Bayreuther Blätter' von 1895. Der namhafteste Beitrag zu den Sammlungen für dies Denkmal ist, wie mir Herr Justizrat W. Kilzer (der Sohn August Kilzers) mitteilt, von einem indischen Fürsten beigesteuert worden.

Die Stadt Frankfurt hat auch das Haus Schöne Aussicht

Nr. 17 mit einer Marmortafel versehen lassen, auf welcher zu lesen steht: „In diesem Hause lebte Arthur Schopenhauer von 1831 bis 1860.“ Die Daten sind, wie wir gesehen haben, unrichtig: „er lebte in diesem Hause vom 1. März 1843 bis 1. Juli 1859. Übrigens ist das Haus seitdem baulich verändert: der früher in der Mitte befindliche Eingang ist an die Seite verlegt, wo ehemals Schopenhauers Bibliothekszimmer lag. Das gesamte Untergeschoß beherbergt jetzt ein Möbelmagazin.

335) Philosophische Monatshefte. Herausg. von Aschersон. Bergmann. Bratuschek. Band IX, S. 432—437 (Berlin, 1874).

336) Soweit bis jetzt bekannt, ist dieser Brief der letzte, den Schopenhauer geschrieben hat: siehe den vollen Wortlaut desselben S. B. 456—458.

337) Gw[1] 220. Es ist die „Secret history of Authors who have ruined their booksellers“ im 2 Bande der ‚Curiosities‘. D'Israelis Werk lernte Schopenhauer übrigens nicht jetzt erst kennen: er zitiert es bereits im Brief an Asher vom 15. Juli 1857. Zu den letzten Büchern, die er gelesen, gehört auch Isaak Jakob Schmidts Abhandlung ‚Über das Mahâjâna und Pradschnâ-Pâna-mita der Bauddhen‘, welche ihm Viktor Hehn, damals Bibliothekar in St. Petersburg, im Auftrage des berühmten Sanskrit-forschers Böhtlingk, 1860 überbracht hatte. Die interessanten Rand-glossen, mit denen Schopenhauer diese aus seiner Bibliothek in meinen Besitz gelangte Abhandlung versehen, habe ich in meinen ‚Editis und Ineditis Schopenhauerianis‘ S. 66—68 mitgeteilt. (Vgl. daselbst auch S. 139 f. über das Schicksal der Schopenhauer-schen Bibliothek.)

338) Gw[1] 220 f. Die hier von Dr. Gwinner aus dem Ge-dächtnis zitierte Stelle Franz von Baaders findet sich in dessen ‚Vorlesungen über Jakob Böhmes Theologumena und Philosopheme‘, welche erst nach Baaders Tode in V. A. Hubers Zeitschrift ‚Janus, Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That‘ (Berlin 1847) gedruckt und in den vom würzburger Philosophieprofessor Hoffmann und Genossen herausgegebenen „Sämtlichen Werken“ Baaders, Bd. III, S. 357 ff. wiedergedruckt wurden. Hier lautet die Stelle: „Seit Locke haben sich unsere Philosophen schier ohne Ausnahme das Wort gegeben, an keine andere reale Form zu glauben, als an die materielle und alle immateriellen Formen . . . für weiter nichts als katoptrische Luftspiegelungen oder, wie ein trister Philosophus aus dieser Schule (Arthur Schopenhauer in seiner Schrift ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘) sich ausdrückt, für bloße Wind-beuteleien zu erklären, so daß nach ihm der Mensch nur darum vernünftig ist, weil er ein abstrahierendes, abstraktes Tier oder Vieh und „hiermit freilich schlechter als letzteres in seiner Konkret-heit ist. Übrigens hat der Verfasser dieser Schrift durch dieselbe

und durch seine Aufrichtigkeit ein ungleich größeres Verdienst sich erworben, als eine Unzahl anderer, in demselben Esprit schreibender Philosophen unserer Zeit."

Mit dieser, von einem geradezu kolossalen Unverständnis der Lehre Schopenhauers zeugenden Expektoration Baaders („eines so mächtigen Geistes", wie Dr. Gwinner ihn nennt) stimmt auch völlig überein die „Empfehlung der Schopenhauerschen Werke" in der zehnten von Baaders ‚Vorlesungen über spekulative Dogmatik' (zuerst gedruckt Münster 1836, wiedergedruckt im IX. Bande der ‚sämtlichen Werke'). Baader empfahl hier seinen Zuhörern, behufs Kenntnisnahme solcher Schriften, welche die Materie indirekt apotheosieren, „Schopenhauers ‚Welt als Wille und Vorstellung' von 1816 (!), die sich durch Klarheit und Konsequenz vor vielen anderen der Art auszeichnet."

339) Gw[1] 222. — Die Schlußworte dieser letzten Unterredung zwischen Schopenhauer und Gwinner lauten nach Angabe des Interlokutors: „Ernsthaft äußerte er noch, es würde für ihn nur eine Wohlthat sein, zum absoluten Nichts zu gelangen; aber der Tod eröffne leider keine Aussicht darauf. Allein, es gehe, wie es wolle, er habe zum wenigsten ein reines, intellektuelles Gewissen." Ich habe diese Äußerungen nicht in den Text aufgenommen, weil ich die Richtigkeit des Referates hinsichtlich der von mir durch gesperrten Druck ausgezeichneten Worte bezweifle. Ein absolutes Nichts gab es bekanntlich für Schopenhauer nicht, und dahin zu gelangen, konnte er also für keine Wohlthat erachten.

340) Gw[2] 616.

341) Frankfurter ‚Didaskalia' vom 2. Oktober 1860. — Nach von Hornsteins ‚Erinnerungen' wären in der Leichenhalle drei Reden gehalten, nach Gw[1] 225 dagegen nur zwei, nämlich eine von dem protestantischen Pfarrer Dr. Basse, die zweite von dem Testamentsvollstrecker.

342) ‚Unzeitgemäße Betrachtungen von Friedrich Nietzsche, III. Stück: Schopenhauer als Erzieher' (Chemnitz 1874) S. 58. 92 f. Vgl. auch Hans Herrigs 1888 geschriebenen Aufsatz ‚Schopenhauer und das Christentum' in den von mir aus Herrigs Nachlaß herausgegebenen ‚Gesammelten Aufsätzen über Schopenhauer' (Leipzig, Reclam 1894) S. 84—113.

343) Gw[1] 137 f. Gw[2] 420. Über das Schicksal der Handschrift *Eis ἑαυτον* vgl. meine ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana' S. 32—37 und dazu S. W. VI, 196; S. N. IV, 475. Auch werde ich in dem Anmerkung 97, zum fünften Kapitel, angekündigten Werke auf den Gegenstand zurückkommen.

Namenregister.

A.

Aeschylos 183.
Aristoteles 62 f.
Asher, David 226 f.
Astor, W. B. 64.
Atma 197. 219 f. 255.

B.

Baader, Franz von 264 f. 326 f.
Bachmann, C. F. 193 f. 315.
Bacon 310.
Bähr, J. K. 236.
Bähr, Karl 236. 243. 246 ff.
Bahnsen, Julius 237.
Barbua, Caroline 38. 281.
Bartholomeß 233.
Beck, G. C. 239. 258. 323.
Becker, Johann August 203 f. 208. 262. 266. 316.
Becker, Johann Karl (Sohn des vorigen) 318 f.
Beneke, F. E. 143. 145. 147 ff.
Bernhard, Dr. 146. 294.
Bernoulli 2.
Bichat 189 f.
Biedenfeld, Freiherr von 113 ff.
Biester 13.
Blech, Diakonus 33.
Blumenbach, 61. 140.
Böckh 68. 140. 142. 171.
Böhmer, J. Fr. 130.
Böhtlingk, Otto 326.
Börne 226.
Böttiger, C. A. 72.
Brecht, G. 256.
Brockhaus, F. A. 110. 113. 291 f.
Brunet de Balan 232 f.
Bruno, Giordano 160.
Buddha 41. 235. 246. 271.
Bunsen, Chr. K. J. 64 f. 121. 240.
Byron 118. 126 f. 132 f. 293. 310.

C.

Cabanis 159.
Calderon 65. 170.
Campbell, Thomas 169 f.
Canova 128.
Carové, F. W. 314 f.
Carteſius 1. 246.
Chamiſſo, A. von 171.
Chodowiecki 7 f.
Cicero 217.
Clauren 113.
Clemens, Dr. 232.
Conta, K. F. A. 84.
Cornill, Adolf 243.
Coſack, Stadtrat 3.
Creuzer, Friedrich 166 f.
Crüger, E. 235 f.
Czermak, J. N. 108.

D.

Daumer, G. Fr. 239.
Debrois van Bruyk 244.
Deuſſen, Paul 318.
D'Israeli 264.
Döring, Fr. W. 48.
Dorguth, F. 193. 203. 207 f. 221. 228.

Doria 154.
Doß, Adam von 213 f.
Droste, Annette von 316.

E.

Eastlake, Ch. L. 195.
Eberstein, Baron von 213.
Eckart, Meister 247.
Eeden, van 245. 275.
Eglofstein, Gräfin 126.
Eichstädt 72. 149.
Emden, Martin 196 f. 208. 219 f. 223. 252.
Encke, J. F. 208.
Erdmann, J. E. 225.

F.

Falk, Johannes 36. 58.
Fernow 36. 43 ff. 58 f. 84 ff.
Feuerbach, Anselm von 100 f.
Fichte, J. G. 67 f. 147. 184. 202. 285. 312. 315 f. 319.
Fichte, J. H. (Sohn des vorigen) 145. 225.
Ficinus, Professor 108.
Fischer, Kuno 240. 290. 322.
Fortlage, C. 200 ff. 225.
Fouqué, de la Motte 98.
Frauenstädt, Julius 193 f. 209. 213 ff. 219 f. 226. 237 f. 244. 258 f.
Friedrich der Große 4. 12 f.
Frommann, Verlagsbuchhändler 72.

G.

Gall 34.
Gans, Josef 70. 88. 92.
Gay, John 39.
Gersdorf, von 126.
Gerstenbergk, G. F. K. L. von 83 ff. 126. 177. 186. 287 f.
Göbel, Angilbert 256. 323.
Goethe 36. 47. 49. 59. 71 f. 77 ff. 81 f. 93. 96. 103. 104 ff. 118. 122 ff. 127. 129 f. 134 f. 158. 168. 188 f. 197. 261. 287. 310.
Goethe, Ottilie von 122. 126. 188 f. 260 f.
Görres 93.
Gozzi, Carlo 272.
Gracian, Baltasar 170. 179.
Graevell, F. 232.
Grégoire, Anthime 19. 41 f. 48 f. 209 ff.
Grimm, Pfarrer 236.
Grossi, Arzt 157.
Guhr, Kapellmeister 196.
Gutzkow 222. 313.
Gwinner, Arthur 321.
Gwinner, Ph. Fr. 234. 324.
Gwinner, W. 234 f. 254. 277. 313. 320 f.

H.

Hamel, Julius 235.
Hartenstein 146. 313.
Haywood, Francis 169. 310.
Hebbel, Friedrich 240 ff.
Hegel 141 ff. 183. 294.
Hehn, Viktor 326.
Heine, Heinrich 245. 322.
Helmholtz, Gymnasiallehrer 70. 93. 231.
Helmholtz, Hermann von (Sohn des vorigen) 229 ff. 318 ff.
Herbart 146 f.
Herrig, Hans 327.
Herwegh 236.
Heun, C. 113.
Heygendorf, Frau von: siehe Jagemann.
Hillebrand, Josef 205 f. 315 f.
Holtei K. von 98 f. 101. 139. 186. 289.
Home, Sir Everard 168.
Hornstein, R. von 236. 266.
Humboldt, Alexander von 171.

Humboldt, Frau Wilhelm von 121. 128.
Hume, David 159 f.

J.

Iken, Karl 68. 70.

J. (= Jod).

Jacobs, Friedrich 48.
Jagemann, Karoline 58. 184.
Jameson, Professor 168.
Jameson, Reverend 7. 11. 16.
Janßen, Johannes 293.
Jean Paul: siehe Richter.
Jenisch, Senator 34.
John, Karl 49. 219.
Jordan, Dr. W. 241 f.

K.

Kahn, Hermann 256.
Kant 69. 110. 169 f. 189. 230 f. 247. 312. 325.
Keil, J. G. 170. 179.
Kilzer, A. 223. 266. 325.
Kirsten, Gymnasialdirektor 64.
Knebel 78.
Knoodt, Professor 242.
Knorr, Justizrat 263.
Knyphausen, Graf 244.
Körber, G. W. 243.
Kosack, C. R. 222.
Kossak, Ernst 226.
Krause, K. Chr. Fr. 151. 194.
Krüdener, Baron 223.
Krug, W. T. 150 f.
Kügelgen, Gerhard von 61, 86 f.

L.

Lancaster, Reverend 22 ff.
Laun, Fr. 115.
Lavoisier 268.
Lenbach, Franz von 320.
Lentz, Chr. L. 57.
Lenz, K. G. 48.
Leopardi 253.
Leverrier 208.
Lewald, F. A. 49. 64. 133.
Lichtenberg 173.
Lichtenstein, Professor 68 f. 140. 142. 171.
Lindner, E. O. 222 ff.
Locke 69.
Lowtzow, Baron von 171. 312 f.
Lunteschütz, Jules 234 f. 250. 256. 320.

M.

Magnus 121.
Majer, Friedrich 81.
Mayer, Dr. A. 214.
Medon, Fräulein 172.
Meißner, Alfred 245.
Mercier, L. S. 26.
Mertens-Schaafhausen, Frau 175. 204. 212. 281. 317.
Meyer, Heinrich 47.
Meyer, Jürgen Bona 238.
Michelet, C. L. 166.
Milton 26.
Möser, Albert 254. 323.
Möser, Justus 13.
Mozart 320.
Müller, Friedrich von, Kanzler 84. 96. 287 f.
Müller, J. von 68.
Müller, Friedrich: siehe Gerstenbergk.
Muhl, L. A. 133 ff.

N.

Napoleon 58.
Newton 104.
Ney, Elisabet 259 f. 324.
Nicolai 13.
Niebuhr, preußischer Gesandter in Rom 121.
Nietzsche, Friedrich 267 f.
Noiré, Ludwig 322.

O.

Oelsner-Monmerqué 223.
Ossann, Friedrich 49. 64. 140. 154 ff. 252.
Oxenford, John 223 f. 317 f.

P.

Paulsen, Professor 165.
Passow, Franz 54. 57 (Z. 15 v. u. lies: zu haben). 100.
Perthes, Verlagsbuchhändler 49.
Peter der Große 1.
Petrarca 188.
Pfaff, Professor 107.
Platon 62 f. 110. 127.
Poggendorf, K. Chr. 189.
Pomtow 226.
Pope 25 f.
Pückler, Fürst 290.

Q.

Quandt, J. G. von 101. 117 ff. 125. 214. 257. 292.

R.

Radius, Professor 168.
Rafael 187.
Rancé, de 270.
Reck, Karl 66.
Regazzoni 232.
Reinhold, C. L. 72.
Reinhold, Ernst (Sohn des vorigen) 214. 317.
Reitzenstein, Tinnette von 126.
Richter, Jean Paul 49. 161 f.
Riemer 72.
Römer 223.
Rosenkranz, Karl 194.
Rossini 232. 252. 320.
Ruhl, L. S. 115 ff. 121.
Runge, Dr. phil. 19.
Ryan, Michael 168.

S.

Saint Cyran 269.
Schelling 62. 147. 184. 312.
Schierholz, Bildhauer 235. 325.
Schiller 23. 78 f. 286.
Schiller, Charlotte von 288.
Schilling, Gustav 115.
Schleiermacher 68. 72.
Schmidt, Isaak Jakob 326.
Schnepp, Margarethe 225. 323.
Schopenhauer, Johann 1 f. 276.
—, Andreas 2 f. 5. 18. 276.
—, Anna Renata geb. Soermans 2. 18. 278 f.
—, Heinrich Floris 3 ff. 31 ff. 168. 277. 280 f.
—, Johanna geb. Trosiener 6 ff. 82 ff. 177 f. 180 f. 185 f. 278 ff.
—, Adele 18. 78. 117 f. 120 ff. 133 ff. 173 ff. 185. 204 f. 211 f. 292. 316.
Schopenhauer, Arthur
Geburt und Kindheit 15 ff. Lehrzeit in Hamburg 34 ff. Vorbereitung zur Universität 48 ff. Studentenjahre 61 ff. Doktordissertation über den Satz vom Grunde 71 ff. Aufenthalt in Weimar 77 ff. Vier Jahre in Dresden 104. 112 ff. ‚Sehn und Farben' 104 ff. ‚Welt als Wille und Vorstellung' 110 ff. 119 f. Reise nach Italien 119 ff. Habilitierung als Privatdocent in Berlin 140 ff. Zweite Reise nach Italien 154 ff. Rückreise und Aufenthalt in Dresden 159 ff. Rückkehr nach Berlin 162. ‚Theoria colorum' 168 f. Übersiedlung nach Frankfurt a. M. 172 f. ‚Über den Willen in der Natur' 182 f. 187. Die Preisschriften ‚Grundprobleme der Ethik' 191 f. Zweite Auflage der ‚W. a. W. u. V.' 197 ff. Zweite Auflage des

‚Satzes vom Grunde' 206 f. ‚Parerga' 215 ff. Zweite Auflage vom ‚Willen in der Natur' 229. Zweite Auflage von ‚Sehn und Farben' 229 ff. Dritte Auflage der ‚W. a. W. u. V.' 250 ff. 257 f. Zweite Auflage der ‚Ethik' 260 ff. Letzte Krankheit und Tod 264 ff. Statur und Schädel 284. Posthume Ausgaben seiner Werke 324 f.
Schrader, Professor 67.
Schultz, Gymnasiallehrer 50 f.
Schultz, Staatsrath 106 f.
Schütz, C. 226.
Schulze, Ernst 66.
Schulze, Friedrich August 115.
Schulze, G. E. 62 f. 72 ff.
Schwenk, Conrad 223.
Seebeck, Physiker 106. 169.
Seidler, Luise 86 f. 289.
Seydel, Rudolf 243.
Shakespeare 30. 246.
Soermans, Ministerresident 2.
—, Prediger 2. 21.
—, W. E. F. Senator 2. 15. 137.
Spielhagen, Friedrich 245 f.
Spinoza 1. 62. 204.
Steffens 93.
Sternberg, A. von 211 f.
Stiebel, Arzt 262 ff.

T.

Taillandier, St. René 233.
Talleyrand 221.
Tauler, der 247.
‚Theologia deutsch', Verfasser der 247 f.
Thiersch, F. W. 156. 166 f. 303.
Tieck, Ludwig 39, 49. 160 f.
‚Times', Die 25. 322.
Trosiener, Christian Heinrich 6 f.
—, Elisabeth geb. Lehmann 6 f.
—, Charlotte 11. 15.
—, Julie 99.
Twesten 144 f.

U.

Upanischaden, die 110.

V.

Varnhagen 95 f.
Vitry, Aubert de 180.
Voltaire 10. 15. 17.

W.

Wagner, Richard 232. 320.
Wehl, Feodor 221 f.
Weigelt, Georg 227.
Weil, Alexander 234. 245.
Werner, Zacharias 59.
Weiße, Chr. Herm. 257.
Wieland 36. 65 f.
Wiesand, Dr. 292.
Wiesike, C. F. 234. 244 f. 258.
Wille, Dr. 320.
Witte, Karl 131 f. 293.
Wolf, F. A. 68 f. 72.
Wolfart, Professor 171 f.

Y.

Young, Universitätsdocent in Boston 317 f.

Z.

Zimmermann, Ritter von 13.
Zwerger, Bildhauer 284.

Arthur Schopenhauers sämmtliche Werke in sechs Bänden. Herausg. von Eduard Grisebach. Zweiter, mehrfach berichtigter Abdruck.

Band I und II: Die Welt als Wille und Vorstellung.
Nr. 2761—2765 und 2781—2785 der Universal-Bibliothek.

Band III: Satz vom Grunde. Wille in der Natur. Ethik.
Nr. 2801—2805 der Universal-Bibliothek.

Band IV: Parerga und Paralipomena. Erster Teil.
Nr. 2821—2825 der Universal-Bibliothek.

Band V: Parerga und Paralipomena. Zweiter Teil.
Nr. 2841—2845 der Universal-Bibliothek.

Band VI: Farbenlehre. — Biographisch-bibliographischer Anhang und Namen- und Sachregister.
Nr. 2861—2865 der Universal-Bibliothek.

Preis eines jeden Bandes 1 M. Gebunden 1 M. 50 Pf.

Arthur Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß. Aus den auf der Königlichen Bibliothek in Berlin verwahrten Manuskriptbüchern herausgegeben von Eduard Grisebach.

Erster Band: **Balthasar Gracians Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.** Aus d. Spanischen übersetzt von Arthur Schopenhauer. — Universal-Bibliothek Nr. 2771. 2772. Preis 40 Pf. Gebunden 80 Pf.

Zweiter Band: **Einleitung in die Philosophie nebst Abhandlungen zur Dialektik, Aesthetik und über die deutsche Sprachverhunzung.** Von Arthur Schopenhauer. — Universal-Bibliothek Nr. 2919. 2920. Preis 40 Pf. Gebunden 80 Pf.

Dritter Band: **Anmerkungen zu Locke und Kant, sowie zu Nachkantischen Philosophen.** Von Arthur Schopenhauer. — Universal-Bibliothek Nr. 3002. 3003. Preis 40 Pf. Geb. 80 Pf.

Vierter Band: **Neue Paralipomena: vereinzelte Gedanken über vielerlei Gegenstände.** Von Arthur Schopenhauer. — Universal-Bibliothek Nr. 3131—3135. Preis 1 M. Geb. 1 M. 50 Pf.

Schopenhauers Briefe. 1813—1860. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit einem unedirten Porträt Schopenhauers. Universal-Bibliothek Nr. 3376—3380. Preis 1 M. Geb. 1 M. 50 Pf.

Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer. Von Hans Herrig. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Eduard Grisebach. Universal-Bibliothek Nr. 3187. Preis 20 Pf. Geb. 60 Pf.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 46, Hedemannstr. 2.

Biographische Blätter

Jahrbuch für
lebensgeschichtliche Kunst und Forschung.

Unter Mitwirkung von
PProf. DDr. Michael Bernays, F. von Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger, Direktor Dr. Karl Glossy, PProf. DDr. Eug. Guglia, Siegm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jakob Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach
herausgegeben von
Dr. Anton Bettelheim.

„...Was dieses Jahrbuch bietet, zeigt die Lebensgeschichte von allen Seiten und in allen Stadien, im Werden und Sein, in der Theorie wie der Praxis. Abhandlungen und Essays, Quellen und Darstellungen, Kritiken und Uebersichten treten in einen Kreis zusammen, in dessen Mittelpunkt ein einheitlicher Gedanke herrscht — der Gedanke, dass Persönlichkeit, Individualität, Menschendasein und -Wirken in einzigem Maasse erforschens-, wissens- und geniessenswert ist und bleiben wird, so lange Gelehrte, Schriftsteller und Publikum selbst aus lebendigen Menschen bestehen."

Wissenschaftl. Beilage der Münch. Allgem. Zeitg.

Jeder vollständige Jahrgang, etwa 500 Seiten stark, ist geheftet zu Mk. 12,—, in geschmackvollem Einband zu Mk. 13,50 zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Edita und Inedita Schopenhaueriana.

Eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauers.

Festschrift zu seinem 100jährigen Geburtstag
von
Eduard Grisebach.

Mit Schopenhauers Portrait, Wappen und Facsimile seiner Handschrift. 222 Seiten in Quart, auf deutschem Büttenpapier mit Schwabacher Schrift, Vignetten und Initialien.

Preis 10 Mark.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 46, Hedemannstr. 2.

Geisteshelden.

(Führende Geister.)

Eine Biographieen-Sammlung.

Herausgegeben von

Dr. Anton Bettelheim.

---

1. **Walther von der Vogelweide.** 2. Aufl. Von Dr. A. E. Schönbach, Regierungsrat, Professor.

„Das Büchlein ist, wie wohl kein zweites, darnach angethan, die Kenntnis Walthers, die Liebe zu ihm, die Begeisterung für ihn in immer weitere Kreise zu tragen."

2. 3. **Hölderlin.** * **Reuter.** 2. Aufl. Von Dr. Adolf Wilbrandt, Schriftsteller.

„Besitzt der Leser Sinn für schöne Form, dann wird er entzückt den herrlichen Worten Wilbrandts lauschen und mit immer sich wiederholendem Genusse zu dem zierlichen Büchlein greifen."

4. **Anzengruber.** Von Dr. Anton Bettelheim, Schriftsteller.

„Mit völlig künstlerischem Geschicke hat der Verfasser es verstanden, ein Lebensbild zu entwerfen, in welchem der Dichter uns mit all seinen Eigenschaften leibhaftig vor Augen tritt."

5. **Columbus.** Von Dr. Sophus Ruge, Professor.

„Unter den in deutscher Sprache geschriebenen Columbus-Werken ist das in der Sammlung „Geisteshelden" erschienene als besonders tüchtig zu bezeichnen".

6. **Carlyle.** Von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz, Professor.

Der Umstand, dass eine **zweite** Auflage in Vorbereitung ist, zeugt für die beifällige Aufnahme auch dieses Bandes.

7. **Jahn.** Von Dr. Franz Guntram Schultheiß.

Preisgekrönte Arbeit.

„Schultheiss' Leben Jahns wird allen nicht nur ein treffliches Bild der charakteristischen Eigenheiten Jahns, sondern auch einen hohen Genuss gewähren."

8. **Shakspere.** Von Dr. Alois Brandl, Professor.

„Durchaus auf der Höhe der Forschung stehend, bietet das herrliche Buch dem Laien eine unerschöpfliche Belehrung und ein verlässliches Geleite in die Werke des Dichters."

9. **Spinoza.** Von Dr. Wilhelm Bolin, Professor.

„Nicht nur ein meisterhaftes Lebensbild des grossen Weisen, sondern zugleich ein Kulturbild jener ganzen Epoche".

10/11. **Moltke,** I. Von Dr. Max Jähns, Oberstlieutenant a. D.

„Eine Biographie des grossen Feldherrn, die unter allen gleichartigen Werken die wärmste Empfehlung verdient."

Geisteshelden.

12. (Doppelbd.) **Stein.** Von Dr. Fr. Neubauer, Oberlehrer.
Preisgekrönte Arbeit.
„Das Buch verdient auf jedes Patrioten Tisch zu liegen, in keiner Bibliothek sollte es fehlen."

13/15. **Goethe.** Von Dr. Richard M. Meyer, Privatdozent.
Mit dem 1. Preise gekrönt.
„Unter den populär-wissenschaftlichen Goethe-Biographieen wird das Buch für lange Zeit den ersten Platz behaupten."

16/17. **Luther, I.** Von Dr. Arnold E. Berger, Privatdozent.
„Ich stehe nicht an, dies Werk die vollkommenste Frucht zu nennen, die unsere Lutherwissenschaft bisher gebracht hat."

18. **Cotta.** Von Dr. Albert Schäffle, k. k. Minister a. D.
„Schäffles Meisterhand hat der vorbildlichen Bedeutung von Cottas Charakter ein dauerndes Denkmal geschaffen."

19. **Darwin.** Von Dr. Wilhelm Preyer, Professor.
„Darwins Biographie musste geschrieben werden, und Preyer war gewiss der rechte Mann dazu. Dieses Buch interessiert uns von Anfang bis zu Ende."

20. **Montesquieu.** Von Dr. Albert Sorel, Mitglied der Académie française.
„Es ist der erste Band der Sammlung, welcher nicht Originalarbeit ist, und doch vielleicht einer der besten."

21. **Dante.** Von Dr. Joh. Andreas Scartazzini, Pfarrer.
„Der Inbegriff der heutigen Danteforschung ist in Scartazzinis Buch wissenschaftlich überzeugend in gewinnender, jedermann zugänglicher Form geboten."

22. **Kepler. * Galilei.** Von Dr. Siegmund Günther, Professor.
„Keplers bewegte Schicksale und Galileis ergreifender Inquisitionsprozess sind kaum irgendwo unbefangener und erschöpfender erörtert worden."

23. **Görres.** Von Dr. Joh. Nep. Sepp, Professor a. D.
„Das lichtvoll und scharf gezeichete Lebensbild ist trefflich geeignet, den merkwürdigen Mann auch dem protestantischen Deutschland näher zu bringen."

24. **Stanley.** Von Paul Reichard, Afrika-Forscher.
Eine unbefangene Würdigung des, bei manchen Fehlern, doch genialen Afrikaforschers; auch für die männliche reifere Jugend eine anziehende Lektüre.

Die nächsten Bände werden behandeln:

Adam Smith. — Luther, Bd. II. — Marie v. Ebner-Eschenbach. — Richard Wagner. — Friedrich List. — Moltke, Bd. II.

Preis jedes Bandes:
Geheftet M. 2,40; in Leinenband M. 3,20; in Halbfranzband M. 3,80.

Schopenhauer-

Author ..... Grisebach, Eduard

Title ..... Schopenhauer, Vol.1.

170914

Philos
S373
.Yg

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU